Weule

Leitfaden der Völkerkunde

Leitfaden der Völkerkunde.

Von

Dr. Karl Weule,
Direktor des Museums für Völkerkunde und Professor an der
Universität Leipzig.

Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln und einer Karte der
Verbreitung der Menschenrassen.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1912.

Vorwort.

In der Schule festen Fuß zu fassen, muß allmählich auch das Ziel der Völkerkunde werden. Angesichts der Tatsache, daß diese Wissenschaft bisher nicht einmal die Universität zu erobern vermocht hat, möchte der Zeitpunkt dafür noch verfrüht erscheinen, doch erkämpfen wir der Völkerkunde vielleicht gerade dadurch eine ausgedehntere Vertretung an den Abschlußanstalten, den Hochschulen und Seminaren, daß wir das Interesse für diese junge, doch für die Erfassung unserer gesamten Kulturentwickelung darum nicht weniger wichtige Wissenschaft schon in das Gemüt der heranwachsenden Jugend pflanzen. Die von Jahr zu Jahr wachsende Betonung der kulturgeschichtlichen Richtung in unseren Studien erheischt zum mindesten eine immer weitere Verbreitung vergleichend völkerkundlicher Kenntnisse. Anderseits fordert die helle Begeisterung, die jeder von uns in seiner Knaben- und Jünglingszeit für die Dinge in der Fremde, für das Tun und Treiben der Völker weit draußen auf dem Erdenrunde gehegt und betätigt hat, förmlich dazu auf, die bloßen ethnographischen Tatsachen nunmehr endlich auch für die Jugend in eine wissenschaftliche Form zu gießen. Eine vaterländische Pflicht endlich besteht für unsere Lehrerschaft in der Notwendigkeit, die ihr anvertraute Jugend in die Völkerkunde unserer deutschen Kolonien einzuführen. Besonders die afrikanischen Schutzgebiete sind aus diesem Grunde etwas ausführlicher behandelt worden, als ihnen dem Raume nach zugestanden hätte.

Das Buch war ursprünglich als ein Bilderatlas der Völkerkunde geplant, zu dem ein knapper Text die notwendigen Erläuterungen geben sollte. Ein Blick auf die Neuheit des Gegenstandes für die ins Auge gefaßten Kreise der reiferen Schüler und der Studierenden, und die immer lebhafter werdende Befürchtung, in unorganisch nebeneinanderstehenden Einzelabschnitten etwas den Leser Befriedigendes kaum geben zu können, haben mich jedoch sehr bald veranlaßt, die Tafeln trotz ihres reichen und zweifellos höchst belehrenden Inhalts mehr und mehr in den Hintergrund zu stellen, ja sie ihrerseits zur bloßen, allerdings willkommenen Illustration des Textes werden zu lassen. Dieser Text hat seither die Form einer zwar nur knappen, aber doch in sich festgefügten Völkerkunde angenommen, von der ich hoffen will, daß sie jedweden Benutzer wenigstens mit den Hauptfragen unserer Wissenschaft vertraut machen möge.

Mehr als eine Einführung in die Völkerkunde darf der Leser von einem so kurzgefaßten Buch in der Tat nicht erwarten; wer auf dem einmal betretenen Gebiete weiter arbeiten oder sich über bestimmte, im Text angeschnittene Probleme eingehender unterrichten will, sei auf das Literaturverzeichnis verwiesen, das in übersichtlicher, dem Gedankengang des Werkes inhaltlich angepaßter Anordnung neben den grundlegenden Hauptwerken auch die wichtigsten Spezialarbeiten auf völkerkundlichem Gebiet aufführt. Im Interesse des Lesers sind dabei die Werke mit weiteren reichen bibliographischen Angaben bevorzugt; betont ist sodann auch die leichte Zugänglichkeit, die den Bezug auch der selteneren Schriften aus jeder größeren wissenschaftlichen Bibliothek gewährleistet.

Eine mehr als knappe Behandlung hat der Europäer und die von ihm ausgegangene Kultur erfahren müssen. Das ist weniger die Folge des Raummangels gewesen als des anderen Umstandes, daß der Völkerkunde die Schilderung der weißen Rasse und ihrer Kulturleistungen bereits von anderen Wissenschaften vorweggenommen worden ist. Ihre Wirtschaft wird von der Nationalökonomie behandelt, ihre Kunst von der Kunstwissenschaft; ihrer Religion, ihrem Recht und ihrer Heilkunde sind ganze Fakultäten geweiht; ihrer Technik eine ganze Stufenleiter von Anstalten — kurz, sie und ihre Leistungen sind ein wesentlicher Gegenstand der universitas literarum. Wenn gleichwohl in aller Kürze wenigstens auf die Rassenverhältnisse unseres heimischen Erdteils eingegangen ist, so ist das aus dem Grunde geschehen, weil über keine andere Erdstelle so geringe Kenntnisse oder so seltsame Anschauungen bestehen wie gerade über unser eigenes altes Europa.

Der Inhalt der 120 Bildertafeln setzt sich, dank dem opferfreudigen Entgegenkommen des Bibliographischen Instituts, zum bei weitem größten Teil aus neuen Klischees zusammen. Die Mehrzahl der Abbildungen ist den Sammlungen des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig entnommen, das seit Jahren eine seiner dankbarsten Aufgaben in der Unterstützung des deutschen Buchhandels mit authentischem Illustrationsmaterial geographischen und ethnographischen Inhalts zu sehen gewohnt ist. So weit die übrigen Abbildungen der Liebenswürdigkeit anderer Autoren verdankt werden, sind deren Namen jeweilig unter dem betreffenden Bilde angeführt worden. Allen diesen Herren, insonderheit Herrn Privatdozenten Dr. Theodor Koch-Grünberg in Freiburg i. Br., Herrn Oberleutnant Max Weiß in Berlin, Herrn Oberarzt Dr. Mohn in Zwickau und Herrn Dr. Fritz Krause in Leipzig, sei auch an dieser Stelle für ihr freundliches Entgegenkommen gedankt. Einen ebenso warmen Dank schulde ich auch Herrn Walter Krickeberg in Charlottenburg für die selbstlose Unterstützung meiner Studien auf dem mir ferner liegenden Gebiete der Amerikanistik.

Leipzig, Neujahr 1912.

K. Weule.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Bildertafeln.

I. Aufgaben, Grundlagen und Einteilung der Völkerkunde.

Uns die Kenntnis der Menschheit zu vermitteln, wie sie heute lebt, ist die nächste Aufgabe der Völkerkunde; sie soll uns die einzelnen Völker mit ihrer gesamten stofflichen und geistigen Kultur wahrheitsgetreu und vorurteilslos schildern, um auf diese Weise schließlich ein Bild des Lebens und Treibens, der Sitten und Gebräuche der ganzen Menschheit zu geben. Nach ihrer Methode ist diese Aufgabe rein beschreibender Natur; ihr widmet sich die Ethnographie (vom griechischen ethnos = das Volk und graphein = beschreiben).

Die andere Aufgabe folgt aus der sich überall aufdrängenden Erscheinung, daß die gegenwärtigen Zustände der Menschheit nichts von Anfang an Gegebenes, sondern ausnahmslos etwas Gewordenes sind, zeitweilige Endzustände, die auch jetzt und fernerhin einer Um- und Weiterbildung unterliegen. Ursache dieser Veränderungen sind die wachsenden Erfahrungen des einzelnen selbst, vor allem jedoch die unausgesetzten Berührungen und Beziehungen der einzelnen und der Völker untereinander. Wie in der ganzen Natur, so herrscht auch innerhalb der Menschheit und ihrer Kultur das Prinzip der Entwickelung. Diese Kulturentwickelung möglichst bis zu ihren Anfängen zurückzuverfolgen, ist die Aufgabe der vergleichenden Völkerkunde oder Ethnologie (vom griechischen ethnos = das Volk und logos = die Lehre). Sie bedient sich bei der Aufhellung früherer Zustände zu einem Teil der Mitarbeit der prähistorischen Archäologie (Prähistorie) oder Urgeschichte, zum anderen wendet sie, wie die Bezeichnung vergleichende Völkerkunde besagt, das Mittel der Vergleichung an: sie stellt die gleichen oder ähnlichen Kulturtatsachen für die ganze Erde fest und sucht nun auf Grund der geographischen Verbreitung den Ursprung und die Entwickelung der betreffenden Erscheinung zu ermitteln. In dem Bemühen, gleichzeitig auch den Beweggründen der Völker für die Herausbildung der Kulturerrungenschaften nachzugehen, begegnet sich die Ethnologie mit der Völkerpsychologie.

Beschreibende und vergleichende Völkerkunde betrachten den Menschen lediglich als Mitglied natürlicher Verbände, der Familie, der Horde, des Stammes, des Volkes. Der Mensch als Einzelwesen hingegen ist Forschungsobjekt der Anthropologie (vom griechischen anthropos = der Mensch), und zwar der physischen (vom griechischen physis = die körperliche Beschaffenheit), soweit sie sich mit den körperlichen Eigenschaften unserer Spezies innerhalb der Reihe der höheren Säuger und den Besonderheiten der einzelnen Gruppen (Rassen) innerhalb dieser Spezies befaßt; der psychischen (Psychologie, vom griechischen psyche = die Seele), soweit die geistigen Fähigkeiten und Betätigungen sowie der Charakter des einzelnen in Frage kommen. Insofern als jene natürlichen gesellschaftlichen Gruppen sich aus lauter einzelnen Rassenmitgliedern zusammensetzen, sind Anthropologie und Psychologie sonach ebenso wesentliche Grundlagen der Ethnographie und der Ethnologie, wie es die vergleichende Sprachforschung aus erklärlichen anderen Gründen ebenfalls ist.

II. Rasseneinteilung der Menschheit.

(Hierzu die Karte „Verbreitung der Menschenrassen".)

Versuche, die Menschheit einzuteilen, sind angesichts ihrer offensichtlichen Unterschiede in äußerer Erscheinung, Hautfarbe und Haarwuchs, Sprache und Kleidung sehr alt; schon die Bibel hat bekanntlich einen derartigen Einteilungsversuch aufzuweisen (1. Buch Mosis, Kapitel 10). Die neuzeitlichen Klassifikationsversuche setzen mit dem Botaniker Linné (1735) ein, der die Menschheit auf Grund der Hautfarbe in die vier Hauptklassen des rötlichen Amerikaners, des weißen Europäers, des gelben Asiaten und des schwarzen Afrikaners einteilt. Demgegenüber legt Blumenbach in seinem Rassenschema vom Ausgang des 18. Jahrhunderts außer der Hautfarbe auch noch die Schädelbildung und alle sonstigen physischen Unterschiede zugrunde, wobei er jedoch gleichzeitig auch die geographische Verbreitung seiner Typen berücksichtigt. Er kommt auf diese Weise zu den fünf Rassen der Kaukasier (Europa außer den Lappen und Finnen; Vorderasien bis zum Ob, zum Kaspischen Meer und dem Ganges; Nordafrika), der Mongolen (die Bewohner Asiens, ausgenommen die Kaukasier und Malaien; die Finnen, Lappen und Eskimo), der Äthiopen (die Bewohner Afrikas außer dem Nordrande), der Amerikaner (die Bewohner Amerikas, mit Ausnahme der Eskimo)

und der Malaien (die Bewohner des Malaiischen Archipels und Malakkas, der Inseln des Stillen Ozeans, der Philippinen und Marianen).

Einen neuen Gesichtspunkt gewinnt die Anthropologie mit der Anerkennung der Deszendenztheorie; sie führt das Prinzip der Entwickelung jetzt auch in die Rassenlehre ein und unterscheidet neben gewissen lebenskräftigen, jugendlichen Rassen solche eines alternden, absterbenden Typus, ohne allerdings noch in jedem einzelnen Fall einen genetischen Zusammenhang zwischen diesen alten und jenen neuen Rassen feststellen zu können.

Auf Grund der neueren Forschungsergebnisse und in teilweiser Anlehnung an die Benennungen, die Stratz in seinem Werke „Naturgeschichte des Menschen" (Stuttgart 1904) aufgestellt hat, stellt sich das Rassenbild der Menschheit von heute folgendermaßen dar:

Die Menschheit ist alt. Unzweifelhaft nachgewiesen ist sie gegenwärtig bis ins frühe Diluvium; doch spricht alles dafür, daß sie auch noch in das Tertiär zurückreicht. Unter Diluvium verstehen wir jenen langdauernden Zeitraum, in dem der ganze Nordwesten Europas bis an den Nordrand der deutschen Mittelgebirge hin und der ganze Norden Nordamerikas bis südwärts über die Kanadischen Seen hinaus zu wiederholten Malen von einer viele Millionen Quadratkilometer großen und tausend und mehr Meter mächtigen Gletschereisdecke überlagert wurden. Penck schätzt die Gesamtdauer dieser Eiszeiten (deren man für die Alpen vier zählt, mit drei Zwischeneiszeiten) auf etwa 1½ Millionen Jahre. Das Tertiär ist der geologische Zeitraum vor dem Diluvium; seine Zeitdauer schätzen die Geologen auf Millionen von Jahren.

Nach den bisher geltenden Anschauungen ist die Menschheit einheitlich, d. h. von einer einzigen Stammform ausgegangen. Diese muß dann alle jene körperlichen Eigenschaften im Keim in sich vereinigt haben, die wir bei den späteren Einzelrassen in verschiedene Einzelkomplexe aufgeteilt vorfinden.

Dieser Ururrasse noch am nächsten stehen von **allen heutigen Rassen die Australier; sie haben** sich am wenigsten von der Menschheitswurzel ent**fernt und noch alle Eigenschaften der Hauptrassen** in sich bewahrt. Dabei haben sie in gewissen Zügen eine ähnliche Richtung in ihrer Entwickelung eingeschlagen wie die weiße Rasse, der sie in bezug auf Art und Maß des Bartwuchses und der Körper**behaarung auffällig ähneln (Taf. 57, Abb. 1 u. 4);** nur die tiefe Einsenkung des Nasensattels und die mächtigen Überaugenwülste (Taf. 1, Abb. 9), beides untrügliche Kennzeichen eines hohen Rassenalters, **lassen sie uns gleichwohl als fremdartig erscheinen.**

Eine spätere Abzweigung sind die Papua (Taf. 60, Abb. 2), sehr alte Bewohner Neuguineas**, und die Negrito auf den Philippinen (Taf. 3,** Abb. 10; Taf. 18, Abb. 9), ferner gewisse Bewohner der Andamanen und der Nikobaren (die Mincopie) und die Toala von Celebes. Sie alle haben eine Entwickelungsrichtung eingeschlagen, die sie den Negern Afrikas körperlich näher gebracht hat.

In Afrika stellen die hellfarbigen Bewohner der Südspitze, **die Buschmänner und die Hotten**totten (Kolkoin), eine sehr alte Abzweigung vom Urstamm der Menschheit dar. Aus ihnen haben sich über die zentralafrikanischen Zwergvölker (Akka) hinweg die Melanodermen oder Neger (Sudan- und Bantuneger) entwickelt.

Die Australier, die Papua und die zwerghaften Afrikaner bilden die altertümlichste Gruppe innerhalb der Menschheit von heute; für sie hat Stratz den Ausdruck protomorphe (erstgestaltige) Rassen geschaffen.

Jünger, aber ebenfalls noch protomorph, sind nach Stratz auch die Amerikaner und etliche alte **Bevölkerungselemente in der Südsee und dem Ma**laiischen Archipel; so die Kanaken von Hawaii, die Maori von Neuseeland, die Tonganer, die Battak (Batta) auf Sumatra und die Dajak von Borneo. Stratz faßt sie alle als Australasier zusammen.

Den Gegensatz zu den protomorphen bilden die archimorphen oder herrschenden Rassen. Außer den Negern sind das die Weißen (Arier und Semiten) und die Gelben (Mongolen im weiteren Sinne). **Beide haben sich ebenfalls aus bestimmten alten und altertümlichen protomorphen Formen** (Protoleukodermen und Protoxanthodermen) entwickelt. Für die gelbe Rasse sind das vielleicht die Eskimo (Taf. 35, Abb. 1 u. 2), für die weiße die **Ainu im Osten Asiens (Taf. 2, Abb. 1), die Wedda in Cey**lon (Taf. 3, Abb. 1) und die Drawida in Vorderindien (Taf. 23, Abb. 1). **Die abgedrängte Lage** der Sitze dieser Völkerreste in den äußersten Rand**gebieten des Erdteils wird durch die Annahme erklärt, daß eine paläasiatische (griechisch palaios** = alt) weiße Urrasse einst über große Teile Asiens verbreitet gewesen, später aber durch die **Mongolen an die Außenränder verdrängt worden sei.** Deutlich erkennbare Reste dieser alten Rasse haben wir z. B. auch noch in dem bärtigen Typ der Russen **vor uns; eine Physiognomie wie die des Dichters Tolstoi kann man ohne weiteres mit jedem Ainugesicht verwechseln. Auch eine Reihe anderer sibi**rischer Völkerschaften gehört hierher.

Zwischen den Protomorphen und den Archimorphen stehen die **Metamorphen** oder **Mischrassen.** Hierher rechnet man die Hamiten in der **Zone zwischen der weißen und der schwarzen Rasse, die Malaien zwischen der gelben und der Papuarasse, die Uralaltaier endlich in dem breiten Grenzsaum zwischen der gelben und der weißen Rasse** im Norden Asiens und Europas. **Zu den Malaien im weiteren Sinne gehören außer den eigentlichen Malaien Indonesiens und Madagaskars auch noch die Polynesier und Mikronesier, sowie nach neueren Anschauungen die Melanesier. Die Uralaltaier umfassen die großen Familien der Finnen und der Ugrier.**

III. Europa.

(Hierzu die Karte „Verbreitung der Menschenrassen" und Tafel 1.)

Die bis vor kurzem für Europa geltende Anschauung, dieser Erdteil sei in der Hauptsache von der mittelländischen oder kaukasischen Rasse bewohnt, und nur im äußersten Norden und im Nordosten gliederten sich einige wenige finnisch-ugrische Völkerschaften (Lappen, Finnen im engeren Sinne, Esten, Liven, Permier, Syrjänen, Wotjaken, Wogulen, Samojeden, Magyaren, Mordwinen, Tscheremissen) an, ist durch die vereinigten Bemühungen der Anthropologie und der Urgeschichte neuerdings sehr wesentlich verändert und vor allem bedeutend vertieft worden. Heute vermögen wir die Menschheitsgeschichte, soweit sie sich auf dem Boden unseres Heimatserdteils abspielt, ungleich weiter zurückzuverfolgen als irgendwo anders auf der Erde.

Der zurzeit nachweisbar älteste Europäer ist der Mensch von Heidelberg (Homo Heidelbergensis); von ihm hat man 1907 in den altdiluvialen Sanden von Mauer bei Heidelberg, 24 m unter der Oberfläche, den in Taf. 1, Abb. 1 wiedergegebenen Unterkiefer gefunden. Eine besondere Rasse läßt sich aus diesem Kiefer erklärlicherweise nicht rekonstruieren, doch rechtfertigt sein Bau und seine Form den Schluß, daß der Europäer in jener frühen Diluvialzeit noch recht theromorph (tiergestaltig) gewesen sein muß. Eine Kinnbildung fehlt noch ganz, und die Sprache dieses Wesens kann demnach noch kaum artikuliert gewesen sein.

Eine ausgeprägte Rasse findet sich hingegen in einem späteren Zeitraum der Eiszeit; es ist die Neandertalrasse, so benannt nach dem berühmten Fund eines Schädels und einiger anderer Skeletteile im Neandertal bei Düsseldorf (1856; Taf. 1, Abb. 2). Zu ihr gehören auf Grund des gleichen Typus die Funde von Spy und La Naulette in Belgien, von Malarnaud, Le Moustier (Taf. 1, Abb. 4 u. 5), La Chapelle-aux-Saints in Frankreich (Taf. 1, Abb. 6), von Krapina in Kroatien, schließlich von Gibraltar (Taf. 1, Abb. 3). Allen diesen Schädeln gemeinsam sind die große Niedrigkeit des Schädeldaches, die im höchsten Grade fliehende Stirn und Augenbrauenwülste, die so gewaltig sind, daß sie die Augen wie ein Schirm überschatten. Sie sind dazu um so besser geeignet, als sie in der Mitte über der Nasenwurzel zusammenhängen. Den Schädeln von Le Moustier und Gibraltar sind außerdem noch riesengroße Augenhöhlen eigentümlich, dem Mousteriensis allein schließlich eine gewaltige Entfaltung des Gebisses und der Kieferpartie, die schnauzenartig vorsprang.

Erklärlicherweise werden die Belege der späteren Bevölkerung Europas desto zahlreicher, je näher sie der Gegenwart liegen. Als die ersten Vorboten der Rassen von heute, der rezenten Rassen, faßte man bisher die Menschen vom Typ des Fundes von Cro-Magnon in Südfrankreich auf (Taf. 1, Abb. 7 u. 8), robuste Leute von mittelgroßer oder großer Statur, kurzem, breitem Gesicht, starken Augenbrauenwülsten und kräftigen Kinnladen, dabei aber doch schon mit hoher, schön geformter Stirn; man setzte sie in die Ausgangszeiten des Diluviums. Diese Anschauungen werden durch den Fund des Homo Aurignacensis Hauseri (des Menschen von Aurignac bei Montferrand in Südfrankreich) vom Herbst 1909 erheblich modifiziert werden. Dieser Aurignacensis (Taf. 1, Abb. 9 u. 10) ist ebenso mitteldiluvial wie der von Le Moustier, also älter als die Cro-Magnon-Rasse. Dabei zeigt er jedoch einen Bau und eine Physiognomie, die ihn in vieler Beziehung schon an moderne Rassen erinnern läßt: ein zierliches Skelett und insbesondere eine gutausgebildete Stirn mit beinahe ganz „modernen" Augenbrauenwülsten; er ist mit einem Wort eine ganz andere Erscheinung als die Neandertaler. Beider gleichzeitige Anwesenheit auf dem Boden Alteuropas kann man nur durch eine Zuwanderung von außen erklären, so daß wir eine „Völkerwanderung" bei uns schon in altersgrauer Zeit — das jüngere Paläolithikum, der Ausgang der älteren Steinzeit, liegt mit seinem letzten Ende immer noch ca. 20000 Jahre von der Gegenwart ab — feststellen können.

Eine solche Zwischen- und Übereinanderlagerung ist schließlich auch der anthropologische Charakterzug des frühgeschichtlichen und geschichtlichen Europa. Wir unterscheiden in ihm heute drei Rassen:

1) Die mediterrane (mittelländische, Homo mediterraneus), vielleicht die älteste, von verhältnismäßig geringer Körperhöhe, dunkelweißer (brünetter) Hautfarbe und langer Kopfbildung. Ihr gehören die Süditaliener an und die Sardinier, ein Teil der Spanier und die heutigen Griechen; im weiteren Sinn auch viele Nordafrikaner, die in der berberischen Mischrasse aufgegangen sind; schließlich viele Westasiaten (Araber, Syrer, Kleinasiaten und ein Teil der Iranier).

2) Die nordische (teutonische, germanische, Homo europaeus), hochgewachsen, mit weißer Haut, blondem Haar, blauen Augen und langer Kopfbildung. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist heute das nordwestliche Europa: Skandinavien, England, Norddeutschland; doch haben wir ihren Herausbildungsherd nach vielgeteilter Anschauung an den Gestadeländern der Ostsee zu suchen. In Rußland, Deutschland und Nordfrankreich noch häufig, nimmt die Zahl der blonden Langköpfe nach Süden zu immer mehr ab; einzelne kommen jedoch selbst noch in Südspanien, Sizilien und Griechenland vor.

3) Die alpine (Homo alpinus), von kleinerem Wuchs, kurzköpfig, brünett, mit breitem, rundlichem Gesicht. Ihr Hauptverbreitungsgebiet sind die Alpenländer und Süddeutschland, doch findet sich der Homo alpinus im Westen bis zu den britischen Inseln hinüber und im Norden bis an die Küste Norwegens hinauf.

1*

Die Entstehung dieses Rassenbildes ist noch nicht in allen seinen Teilen klargestellt; vor allem gebricht es einstweilen noch an der Möglichkeit, das Verhältnis dieser jetzigen Rassen zu den vorgeschichtlichen zu beurteilen. Führt die Rassenreihe lückenlos bis zum Neandertaler und Mousteriensis zurück? Und ist der Aurignacensis wirklich der Ahn der Arier, wie Klaatsch[1] meint? Wir wissen's einstweilen nicht.

Über das gegenseitige Verhältnis der drei alteuropäischen Rassen werden zurzeit folgende Anschauungen am meisten geteilt:

Von den drei Typen sind der Mediterraneus und der Europaeus älter als der Alpinus. Von jenen beiden scheint der Mediterraneus der ältere zu sein; beide sind langköpfig, nur ist der Nordländer blond, der Mittelländer brünett. Beider gemeinsame Heimat ist nach dem italienischen Anthropologen Sergi das nördliche Afrika, von wo sich ein Teil nach Nordeuropa ausgebreitet habe, wo er unter dem Einfluß des Eiszeitklimas oder der geschlechtlichen Zuchtwahl blond und großwüchsig geworden sei. Der Alpinus ist ein Eindringling aus späterer Zeit; er ist, anscheinend in der Übergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit, von Osten (Asien) her eingewandert und hat sich wie ein Keil zwischen den Mediterraneus und den Europaeus geschoben. Die Spitze dieses Keils liegt weit im Westen am Atlantischen Ozean, während die Basis sich fern im Osten, im südlichen Rußland, befindet. Dergestalt sind einzelne Teile Irlands und Südwestenglands, das mittlere und südliche Frankreich, die gesamten Alpenländer und Süddeutschland, schließlich große Teile Rußlands von alpinen Bevölkerungselementen oder aber doch ihrer Kreuzung mit der nordischen Rasse bewohnt.

Im einzelnen liegen für Mitteleuropa und insonderheit Deutschland die gegenwärtigen Verhältnisse folgendermaßen:

Bezeichnet man das Zusammentreffen von blauen Augen, blondem Haar und weißer Haut als blond, dasjenige von braunen Augen, braunem bis schwarzem Haar und brünetter Haut als brünett (graue Augen sind das Zeichen höchster Mischung zwischen blond und brünett), so stellen sich mehr als 50 Proz. der Bewohner Mitteleuropas als Mischlinge dar. Deutschland hat ca. 32 Proz. Blonde und 14 Proz. Brünette; Österreich 20 Proz. Blonde und 23 Proz. Brünette; die Schweiz 11 Proz. Blonde und 26 Proz. Brünette; Belgien 27 Proz. Brünette. Deutschland ist also für Mitteleuropa noch immer das blondeste Gebiet; am meisten ist es der Nordwesten, der bis 45 Proz. Blonde zählt; am wenigsten Bayern, Baden und Elsaß-Lothringen mit mehr als 21 Proz. Brünetten. Das Königreich Sachsen hat 30 Proz. rein Blonde.

Die Erklärung dieser auffallenden Unterschiede zwischen dem Süden und dem Norden rollt die gesamte Geschichte der deutschen Stämme und ihrer Nachbarn und auch noch ein gut Teil ihrer Vorgeschichte auf. Daß für die Dunkelung der mittel- und süddeutschen Stämme nichts anderes als eine mehr oder minder nachhaltige Mischung ursprünglich blonder Germanen mit brünetten Völkern herangezogen werden kann, steht wohl fest; alle Nachbarn, von den Wallonen im Westen über die Ladiner, Italiener, Slowenen und Tschechen bis zu den Walachen sind ja in der Tat brünett. Auch die Slawen sind relativ brünett.

Der heutige Zustand ist verhältnismäßig neu. Wo wir in Ostdeutschland, das infolge der slawischen Invasion dunkel sein müßte, helle Striche treffen, gehen sie auf die starke Rückwanderung blonder Stämme im Mittelalter zurück; der höhere Grad von Blondheit aber, der sich über den Main in einem Strich durch Tirol bis Meran hinunter, in einem anderen über den Bodensee bis Wallis zieht, rührt von den Zügen der suevischen und alemannischen Stämme um den Beginn unserer Zeitrechnung her.

Die ursprünglich blonden Slawen müssen ebenfalls durch Mischung mit brünetten Völkerschaften dunkel geworden sein; Virchow denkt dabei an die Kelten, die demnach indirekt auch die Ursache unserer Brünettheit sind. Schließlich seien, meint Virchow, auch die Kelten erst durch eine vorkeltische Bevölkerung brünett geworden. Diese könnte der Lage der Dinge nach nur der Homo alpinus gewesen sein. Damit sind wir aber bereits tief in die Vorgeschichte geraten, in der Rassenfragen sich nur schwer oder gar nicht beantworten lassen.

IV. Asien.

1. Rassen und Völker.

(Hierzu die Karte „Verbreitung der Menschenrassen" und die Tafeln 2—5.)

Für die Bevölkerung Asiens ist gegenwärtig die gelbe mongolische Rasse charakteristisch; nach räumlicher Verbreitung wie an Zahl übertrifft sie alle anders gearteten Bevölkerungselemente. Von diesen sind nachweisbar am ältesten die Paläasiaten; die Ainu (Taf. 2, Abb. 1) stellen vermutlich einen reinen Rest von ihr dar, während die Mehrzahl der Nordasiaten Mischungen von Paläasiaten und Mongolen sind. So fließt unzweifelhaft altasiatisches Blut in den Jenissei-Ostjaken (Jenisseiern) mit den fast ausgestorbenen Kotten,

[1] H. Klaatsch, Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit („Zeitschrift für Ethnologie", 1910), und H. Klaatsch und O. Hauser, Homo Aurignacensis Hauseri („Prähistorische Zeitschrift", 1910).

den Jukagiren, Tschuktschen, Itelmen oder Kamtschadalen und Korjaken. Man faßt diese alte Gruppe auch wohl unter dem Namen Sibirier zusammen. Den Übergang von ihnen zu den Ainu bilden die Giljaken (Taf. 2, Abb. 8 u. 12) südlich von der Amurmündung. In die Gruppe der Protomorphen sind schließlich auch die wenigen Eskimo (Juit) zu rechnen, die auf asiatischem Boden an der Beringstraße wohnen.

Mehr oder minder reine Reste älterer, protomorpher Rassen sind im Süden des Erdteils die Wedda von Ceylon (Taf. 3, Abb. 1), die Drawida Vorderindiens mit ihren zahlreichen Unterabteilungen (Tamulen [Taf. 23, Abb. 1], Telinga, Kanaresen, Malayala, Tulu, Toda [Taf. 28, Abb. 1], Gond, Ku, Brahui), und die Austroasiaten oder Indoaustralier (Munda, Kolh, Bhil [Taf. 22, Abb. 3], Bhumidsch usw.) in Vorderindien; die Mon-Khmer (Mon, Bahnar, Stieng, Khmer, die Senoi und Sakei [Taf. 11, Abb. 1], Moi, Kha, Wa, Riang in Hinterindien); schließlich die Ureinwohner der Andamanen und Nikobaren (Taf. 3, Abb. 7 u. 8), die Toāla von Celebes, die Negrito oder Aëta der Philippinen (Taf. 3, Abb. 10; Taf. 18, Abb. 3) und die Kubu von Sumatra.

Innerhalb der mongolischen Völkergruppe kann man unterscheiden:

A. Die ostasiatischen Kulturvölker der Chinesen, Japaner und Koreaner (Taf. 2, Abb. 2, 3 u. 11), denen sich die Tibeter und die chinesischen Bergstämme Hinterindiens, Miaotse, Lolo, Naga, Garo, Schan (Taf. 3, Abb. 5), anreihen.

B. Die Hinterindier (Indochinesen): Birmanen (Taf. 3, Abb. 6), Siamesen und Annamiten, soweit sie nicht ältere Elemente enthalten, mit ihren vielen Einzelstämmen (Moi, Kha, Bhanar, Wa, Palong [Palo; Taf. 3, Abb. 4]).

C. Die Uralaltaier, so benannt nach den beiden Gebirgen, um die diese Völker in der Hauptsache wohnen. Sie gliedern sich sprachlich in die Uralier, Altaier, Mongolen und Turktataren.

Von den Uraliern sitzen in Nordasien die Mehrzahl der Samojeden (der Rest bewohnt das nördlichste Rußland), die Ostjaken (nicht zu verwechseln mit den paläasiatischen Jenissei-Ostjaken) und die Wogulen.

Zu den Altaiern gehören die Tungusen, zu denen auch die Mandschu, die jetzigen Beherrscher Chinas (Taf. 2, Abb. 5), zählen, die Lamuten, die Schibä im Ili-Tal, die Solonen, Orotschonen, Manegiren, Golden und Mangunen (Taf. 2, Abb. 4, 6 u. 7; Taf. 4, Abb. 12).

Die Mongolen im engeren Sinne haben Zentralasien inne; von ihren Unterabteilungen wohnen die Ostmongolen in der Mongolei, die Bureaten (Burjäten; Taf. 2, Abb. 9) am Baikalsee. Die Westmongolen oder Kalmücken und die Karakalmücken (Taf. 4, Abb. 7 u. 8) sind über ein Gebiet verstreut, das vom mittleren Hoangho bis zur Wolga reicht. Zwei versprengte Stämme endlich, die Aimak und Hasarah, wohnen in Afghanistan.

Die Turktataren (Tatar [nicht Tartar] von ta-ta, einer chinesischen Bezeichnung für einen mongolischen Stamm; der Name ist erst später auf die Türken übertragen worden) erfüllen West- und Vorderasien; ihr Gebiet reicht von der Lena bis ans Adriatische Meer. Sie zerfallen nach Vambery in folgende Gruppen:

1) Sibirische Türken, ein Gemisch von solchen uralaltaischen Völkerschaften, die, teils tatarischer, teils mongolisch-kalmückischer, teils aber auch ugrischer Abkunft, durch die gewaltigen Völkerstürme der Geschichte durcheinander- und zusammengewürfelt sind. Zu ihnen gehören die Teleuten, die Altaier, Schortzen, Urjanchai, Sagaier, Karagassen, Katschinzen (Taf. 2, Abb. 10), Sojoten, Kamassinzen, die barabiner Tataren und das große Volk der Jakuten. Alle zusammen zählen jedoch nur 150000 Seelen.

2) Mittelasiatische Türken: Karakirgisen (Taf. 4, Abb. 4), Kirgiskaisaken, Uiguren und Ostturkestaner mit den Tarantschen des Ilitals (Taf. 4, Abb. 10) und den zu Chinesen gewordenen Dunganen (Taf. 4, Abb. 11), die Özbegen oder Usbeken (Taf. 5, Abb. 10), Karakalpak (Taf. 4, Abb. 9), Turkomanen oder Turkmenen (Taf. 21, Abb. 2).

3) Wolgatürken: Kasaner Tataren, Tschuwaschen, Baschkiren, Meschtscherjaken und Teptjären.

4) Pontustürken: Krimtataren und Nogaitataren.

5) Westtürken: Azerbaidschaner südlich vom Kaukasus und in Nordpersien.

6) Die Osmanen, die Beherrscher des türkischen Reiches und in unserem Sprachgebrauch die Türken schlechthin (Taf. 4, Abb. 1 u. 2).

Zu den Turkvölkern gehörten auch die Hunnen, Awaren, Chasaren und Petschenegen, uns allen bekannt aus den Völkerstürmen des frühen Mittelalters.

In die Räume Westasiens teilt sich mit den Türken und Mongolen auch die mittelländische Rasse; sie wird vertreten

a) durch die Kaukasusvölker: die Lesghier, Tschetschenzen, Abchasen, Tscherkessen, die Karthwelier mit den Georgiern oder Grusinern, Imeretiern, Mingreliern, Lasen und Chewsuren (Taf. 4, Abb. 5);

b) durch die Iranier: die Tadschik, Sarten (d. h. turkisierte Tadschik), Tat, Kurden, Belutschen, Perser, Parsen, Afghanen, die Osseten mit den Digoriern und Armeniern (Taf. 4, Abb. 3 u. 6; Taf. 5, Abb. 4, 8, 9, 11 u. 12; Taf. 22, Abb. 1);

c) durch die Semiten: die Araber (Taf. 20, Abb. 1), Syrer, Juden.

Zur mittelländischen Rasse gehören noch die arischen Inder in Südasien in allen ihren Stufen der Vermischung mit den älter eingesessenen Rassen und Völkern (Taf. 5, Abb. 1, 2, 3, 6 u. 7).

Den Süden Vorderindiens füllen die dunkelfarbigen Drawida (Taf. 23, Abb. 1; Taf. 28, Abb. 1) und die wohl noch älteren Mundavölker (Taf. 22, Abb. 3; siehe die vorhergehende Spalte), den Süden Ceylons die Singhalesen (Taf. 3, Abb. 2) aus. Eine

Angehörige einer indischen Pariakaste gibt Taf. 3, Abb. 3, wieder.

In Indonesien ruht über einer protomorphen Urschicht (Taf. 3, Abb. 7, 8 u. 10) eine sehr mannigfaltig entwickelte malaiische Oberschicht (Taf. 3, Abb. 5, 9, 11 u. 12); sie zeigt im Westen mehr indochinesische, im Osten mehr papuanische Züge; auf den Philippinen auch chinesische.

2. Die altweltlichen Arktiker (Hyperboreer).

(Hierzu die Tafeln 2 und 6.)

Nirgends tritt der Einfluß der Naturumgebung auf den Menschen und seine Kultur so deutlich zutage wie am Nordrand der bewohnten Erdoberfläche. Die zahlreichen Völker und Stämme Sibiriens und Nordeuropas sind weder nach Herkunft noch nach Sprache einheitlich, gehören vielmehr recht verschiedenen Gruppen an; so die Ainu (Taf. 2, Abb. 1), Jenissei-Ostjaken, Jukagiren, Tschuktschen, Itelmen und Korjaken den Paläasiaten, die Ostjaken, Samojeden, Wogulen, Lappen, Syrjänen, Wotjaken usw. den Uraltern; die Tungusen, Lamuten, Golden und Mandschuren (Taf. 2, Abb. 6 u. 7) den Altaiern; die Burjaten (Taf. 2, Abb. 6; Taf. 6, Abb. 2) den Mongolen; die Teleuten, Altaier, Jakuten, Karagassen usw. den Turktataren. Trotz alledem gleichen oder ähneln sie sich nach ihrer ganzen Lebensführung so außerordentlich, daß die Völkerkunde sie alle mit Fug und Recht unter einem gemeinsamen Namen zusammenfaßt; sie nennt sie nach dem sagenhaften Volk der Alten entweder Hyperboreer („die noch jenseit des Boreas, des kalten Nordwindes, Wohnenden", die daher von diesem nicht mehr getroffen werden, sondern in einem milden Lande ein glückliches Leben führen), oder aber nach der Lage ihrer Wohnsitze nächst dem Pol unter den Sternbildern der Bären (Arktos) Arktiker. Leider stellen die wirklichen Verhältnisse das gerade Gegenteil der Vorstellungen der Alten dar: der Mensch hat nirgends so schwer um ein kärgliches Dasein zu ringen, nirgends steht er einer maßlos rauhen Natur so abhängig gegenüber wie auf den weiten Tundren längs der Küste des europäisch-asiatischen Eismeeres und in den endlosen Wäldern, die sich südlich an diese Tundrenzone anschließen; nirgends fügt er sich der Natur aber auch so harmonisch ein wie hier am nördlichen Eismeer. Das lehrt jeder Zug aus ihrem Kulturbilde.

Zur Kennzeichnung der Landesnatur nur ein paar Angaben. Die kältesten Stellen der Erde liegen in Sibirien; in Irkutsk, unter 62° nördl. Br., hat man wochenlang andauernde Kälte von −55° bis −58° C beobachtet; in Werchojansk gar −68° C. Dafür steigt in dem kurzen Sommer das Thermometer bis auf +30° C im Schatten. Der Boden taut in dieser Zeit 1—1,5 m tief auf; unterhalb dieser Grenze ist er gegen 200 m tief gefroren. Der Aufenthalt in dieser furchtbaren Kälte wird nur durch die Trockenheit der Luft ermöglicht, die so groß ist, daß der Mensch, bevor er sich in seinem Zelt zur Ruhe legt, das Innere seiner Kleidungsstücke nach außen wendet und sie so auf den Schnee legt. Am nächsten Morgen sind sie vollkommen trocken.

Ihrer Körperbeschaffenheit nach gehören die Hyperboreer im allgemeinen nicht zu den hochgewachsenen Völkern; die Samojeden sind nach Middendorf durchschnittlich 142 cm hoch, die Lappen 151, die Lappinnen 142. Die Hautfarbe schwankt zwischen Gelb und Fahlbraun; der Bartwuchs ist spärlich, das Haar schwarz und straff. Die Augen sind mehr oder weniger geschlitzt, selten gerade.

Für die Ausgestaltung der Tracht ist natürlich die Kälte in erster Linie maßgebend gewesen: die Kleidung waltet vor, der Schmuck tritt zurück. Materialien für die Kleidung sind im Binnenlande meist Renntierfelle, bei den Anwohnern der Küste oft auch solche vom Seehund; daneben werden vielfach Vogelbälge und Därme von Seesäugern benutzt. Die einzelnen Teile der Kleidung sind im allgemeinen eine sackartige weite Jacke, Hosen und Pelzstrümpfe, eine Kapuze und Fausthandschuhe; oft ist das alles zu einem Ganzen vereinigt. In der Hütte gehen beide Geschlechter fast nackt; die Männer tragen eine Art Badehose, die Frauen einen Gürtel oder eine Schürze aus Pelz, Leder oder Gras.

Auch in ihren Bauwerken schließen sich die Arktiker vollkommen ihrem Klima an; die Winterhütten der Fischer- und Küstenstämme sind in den Boden versenkt, so daß nur das mit Birkenrinde oder Renntierfellen bedeckte Stangendach über die Oberfläche hervorragt. Als Sommerwohnung hingegen dient das Zelt, das mit zusammengenähter Birkenrinde (Taf. 6, Abb. 1) oder Robbenfellen gedeckt wird. Die renntierzüchtenden Stämme bewohnen in Rücksicht auf ihre stets wandernden Herden auch im Winter Zelte, die dann mit Renntierfellen, Filz oder Rovduga, d. h. sämisch gegerbtem Leder, warm überdeckt werden. Die heute ausgestorbenen Itelmen in Kamtschatka wohnten im Sommer auf Pfahlbauten.

Die Wirtschaftsform der Arktiker ist die aneignende oder Sammelwirtschaft, die von ihnen lediglich durch die Zähmung des Renntiers etwas gehoben worden ist. Der Ackerbau fehlt gänzlich; dafür wird die Jagd auf wilde Renntiere, Bären, Füchse, Zobel, Argali, Seesäuger und Fische in um so ausgedehnterem Maße betrieben. Bei den Tschuktschen, Tungusen, Jakuten, Samojeden und Lappen überwiegt einstweilen noch die Zucht des Renntiers, das diesen Völkern alles ist und von dem kein Teilchen unbenutzt bleibt.

Verkehrsmittel bei den oft Tausende von Kilometern betragenden Wanderungen sind der

Schneeschuh (vgl. Taf. 7, Abb. 5) und der Schlitten (vgl. Taf. 7, Abb. 3), vor den Hunde oder Renntiere als Zugkraft gespannt werden. Bei den Tungusen und Jakuten dient das Renntier auch zum Reiten und zum Tragen von Lasten.

Die Religion der Hyperboreer ist, wie die aller Naturvölker, ein Ausfluß des Gefühls der Abhängigkeit von außermenschlichen, überirdischen Kräften, mit denen man sich gut stellen muß, die man dann aber auch durch gewisse Handlungen in seine Dienste zu zwingen vermag. Seinen Ausdruck findet dieses Gefühl in der Verehrung der Sonne, des Donners und des Blitzes, des Feuers, bestimmter Bäume und gewisser Tiere. Ihnen allen opfert man, indem man ihnen Pfeile, Perlen, Geld und anderes darbringt, den Bäumen auch, indem man sie mit Zeugstreifen u. dgl. behängt (Lappenbäume; Taf. 118, Abb. 1). Verständlich wird uns dieser Kultus, sobald wir in Betracht ziehen, daß diesen Völkern alle die genannten Dinge als beseelt erscheinen (Animismus; vgl. den Abschnitt Religion im ethnologischen Teil, S. 133). Der besonders bei den Völkern an der Beringsee hochverehrte Bär ist oft Gegenstand künstlerischer Darstellung (Taf. 7, Abb. 1).

Andere Gottheiten sind die Geister der Verstorbenen, die man ebenfalls verehrt (Manismus). Den Verkehr zwischen den Menschen und der Geisterwelt vermitteln die Schamanen, hier und da auch Schamaninnen. Indem diese Personen sich durch den Ton der Trommel in Ekstase versetzen, gewinnen sie die Kraft und die Macht, die Geister nicht nur zu rufen, sondern auch sie zu beherrschen und sie zum Ausführen von Befehlen zu zwingen. So vermögen die Schamanen das Haus, in dem die Beschwörung vor sich geht, von der widerstrebenden Seele des jüngst gestorbenen Angehörigen zu befreien, Krankheitsdämonen zu vertreiben, wahrzusagen und das Wetter vorherzubestimmen. Die Tracht dieser Schamanen ist höchst phantastisch: das lange, hemdartige Obergewand ist über und über mit unzähligen Leder- und Fellstreifen, Federn und Tierklauen bedeckt und mit ebenso vielen Zierstücken aus Schmiedeeisen und anderem Metall besetzt (Taf. 118, Abb. 2). Die unvermeidliche Trommel besteht aus einem runden oder ovalen Holzreifen, dessen eine Seite mit Tierhaut überspannt ist. Eine wesentliche Aufgabe der Schamanen ist schließlich die Krankenheilung (Taf. 41, Abb. 1).

3. Die Ainu.

(Hierzu Tafel 7.)

Das merkwürdigste und isolierteste Volk Nordostasiens sind die Ainu (aino = Mensch; japanische Benennung: jebis, ebisu, emischu = Wilder, Barbar). Sie bewohnen heute Südsachalin, die Kurilen außer Schumschu und das nördliche Jesso. Auf Jesso sind sie in früheren Jahrtausenden viel weiter nach Süden verbreitet gewesen, aber durch die einwandernden Japaner nach Norden zurückgetrieben worden.

Ihr Äußeres kennzeichnet der gewaltige Haar- und Bartwuchs, eine — meist sehr schmutzige — dunkle Haut ohne gelblichen Unterton, ein hoher, gerader Nasenrücken und geradestehende Augen (Taf. 2, Abb. 1). Sie sind eben Verwandte des Europäers, nicht der Mongolen. Die Kleidung besteht aus Stoffen von Ulmenbast und Fellen; die Herstellung solchen Bastes zeigt Abb. 4 auf der Tafel 7, die Szenen aus dem Ainuleben in japanischer Auffassung und aus dem Pinsel eines japanischen Künstlers wiedergibt. Tätowierung ist bei den Frauen allgemein. Die Hütten bestehen aus Holz mit Binsenbekleidung; sie sind entweder Pfahlbauten oder laufen von der Erde bis zum Dachfirst spitz zu. Wurzeln gräbt der Ainu mittels des Grabstockes (Taf. 7, Abb. 2), Fische und Seesäuger erlegt er mit der Harpune (Taf. 7, Abb. 7). Die Jagd betrieb man früher mit der Armbrust und dem vom Bogen geschnellten vergifteten Pfeil (Taf. 7, Abb. 6); diese Methode ist jedoch durch die Japaner verboten worden. Das einzige Haustier, der Hund, wird auch zum Ziehen des Schlittens benutzt (Taf. 7, Abb. 3).

4. China.

(Hierzu die Tafeln 8—12.)

China, das „Reich der Mitte" oder „Land der 18 Provinzen", enthält eine sehr gemischte Bevölkerung. Die Urbewohner waren tibetische und hinterindische Stämme, wie sie im wenig zugänglichen Südwesten auch heute noch massenhaft vorhanden sind (Miaotse, Patsai, Lutsai, Mulau, Tschwanghalao, Lolo, Laka usw.). Fremde, von den Chinesen noch immer nicht aufgesogene Elemente sind außerdem in Mittelchina die Punti, Hakka, Hoklo und Tanka.

Die eigentlichen Chinesen stammen nach v. Richthofen aus Zentralasien, aus den Oasen am Südrande des Tarimbeckens, wo sie vor Jahrtausenden schon Feldbau trieben. Die zunehmende Versandung jener Ursitze hat sie dann zur Wanderung nach Osten veranlaßt, auf der sie in der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends die heutigen Provinzen Schensi, Schansi und Kansu erreichten. Hierher sind ihnen später mongolische und türkische Stämme gefolgt und als letzte Welle

im 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (1644) die Mandschu, die gegenwärtigen Beherrscher des Landes. Bei dieser Fülle von Elementen herrscht kein einheitlicher Typus vor; die Nordchinesen sind gelb oder auch rötlich, die Südchinesen bräunlich; diese sind auch kleiner als ihre Brüder im Norden. Als allgemeinere Charakterzüge können gelten, geschlitzte dunkle Augen, vorstehende Backenknochen, straffes, schwarzes Haar und geringer Bartwuchs (Taf. 7, Abb. 2 u. 3).

Die Sprache der Chinesen ist unter allen Kultursprachen der Erde die einfachste. Haupt- und Zeitwort werden nicht unterschieden; es fehlt jede Beugung, überhaupt jede Wortbildung außer einfacher Zusammensetzung der Silben. Die Bedeutung des Wortes im Satz ist durch seine Stellung bedingt. Neben der Schriftsprache gibt es eine Umgangssprache. Diese ist so dialektreich, daß die Bewohner verschiedener Provinzen einander oft kaum verstehen. Abhilfe schaffen das Kuanhoa (gemeinsame Verkehrssprache) und der sogenannte Mandarinendialekt. Die Schrift ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen; sie ist eine Wortschrift, in der jedes Zeichen ein Wort bedeutet. Man schreibt sie mit Pinsel und Tusche von oben nach unten und von rechts nach links.

An Kulturhöhe übertreffen die Chinesen alle anderen Asiaten. Belege dafür sind ihre staatlichen Einrichtungen, ihre Literatur, ihre Kunstübung, ihre Erfindungen.

Die Kleidung ist überall ziemlich dieselbe. Die Männer tragen Jacke und Beinkleid aus Baumwolle, im Winter wattiert. Wohlhabendere bevorzugen im Winter Tuche und Pelz, im Sommer Seide. Die Stelle der Jacke vertritt dann ein weites Obergewand ohne Kragen, mit weiten, langen Ärmeln (Taf. 8, Abb. 1 u. 3). Zur Beamtentracht gehört auch die Kappe mit einem Knopf, dessen Farbe den Rang des Trägers angibt (Taf. 8, Abb. 3 u. 5). Staats- und Feierkleider sind reich gestickt. Andere Teile des Anzugs sind Hut, baumwollene oder seidene Strümpfe und Stoffschuhe mit Leder- oder Papiersohle. Weiße Wäsche ist dem Chinesen unbekannt. Der Zopf ist erst von den Mandschu im 17. Jahrhundert eingeführt worden.

Die Frauentracht (Taf. 8, Abb. 8) ist der männlichen ähnlich, doch länger und weiter. Schminke wird viel benutzt. Die verkrüppelten Frauenfüße, die „goldenen Lilien" — „jeder deiner Tritte läßt eine goldene Lilie aus dem Boden wachsen", soll ein Fürst des 6. nachchristlichen Jahrhunderts zu seiner Lieblingsfrau gesagt haben, die trotz verkrüppelter Füße wunderschön tanzte — sind auf bestimmte Bevölkerungsschichten beschränkt; der Mandschu und der Hakka verschmäht sie aus Rassengegensatz, die untere chinesische Bevölkerungsschicht aber, weil sie die Frau zu jeder Arbeit ebenso unfähig machen wie die berühmten unendlich langen Fingernägel, die sich gleichfalls nur der reiche Nichtstuer leisten kann. Der der Sitte der goldenen Lilien zugrunde liegende Gedanke ist nach den einen die männliche Eifersucht, die die Gattin ans Haus zu fesseln wünscht, nach anderen der Wunsch, die Bewegungslose rasch fett werden zu sehen, um sie auf diese Weise dem Schönheitsideal möglichst nahe zu bringen. In jedem Fall werden, wo die Sitte herrscht, den kleinen Mädchen von ihrem fünften Jahr an vier Zehen nach unten, die Ferse nach oben und rückwärts gewickelt. Der Fuß bekommt dann allmählich die in Taf. 11, Abb. 3, dargestellte Form; gekleidet wird er in niedliche Schühchen von der Art der in Taf. 8, Abb. 4, wiedergegebenen.

Die Siedelungsformen der Chinesen sind Dorf und Stadt; einzelstehende Gehöfte sind nur in Szetschwan und Hunan verbreitet. Die Dörfer bestehen aus ein- oder höchstens zweistöckigen, ziegelgedeckten Lehmhäusern; in der Stadt ist Holz das vorherrschende Baumaterial. Bedeutend wirkt jederzeit das Dach, das nicht selten verdoppelt oder verdreifacht wird (Taf. 8, Abb. 6). Häufig umschließt das Haus einen Hof, der bei Wohlhabenderen den Eindruck sorgsamer Pflege hervorruft (Taf. 12, Abb. 2); auch das Haus selbst enthält dann Säle und Zimmer mit oft kostbaren Verzierungen und reichem Hausrat. Charakterformen der chinesischen Architektur sind außerdem die Pailou, monumentale Tore und Brücken (Taf. 8, Abb. 11) in kühner Bogenwölbung, sowie auch die Pagoden (Ta; Taf. 8, Abb. 10). In Süd- und Mittelchina wohnen viele Hunderttausende von Menschen auf verankerten Booten oder Flößen, neben denen dann auch wohl ein schwimmender Schweinestall und ein ebenfalls schwimmender Gemüsegarten angebracht ist.

Die berühmte Große Mauer, 245 vor Christi Geburt vom Kaiser Tsin Shi Hoangti (246—210) als Schutzwehr gegen die Hiungnu (Hunnen) begonnen, ist heute kein zusammenhängendes Bauwerk mehr wie am Ende des 17. Jahrhunderts. Dennoch ist sie mit ihrer Längenausdehnung von der Yümönpassage im Westen, über das Ordosland bis Tschili im Osten und ihren Abmessungen ein höchst imposantes Bauwerk (Taf. 8, Abb. 9).

Der Chinese ißt alles, selbst Dinge, die wir für absolut ungenießbar erklären würden; bevorzugt sind indessen Schweinefleisch, Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Zum Speisen dienen die bekannten zwei kleinen Stäbchen aus Bambus oder Elfenbein. Nationalgetränk ist der Tee. Genußmittel sind Reis- und Hirsebranntwein, die beide warm getrunken werden, Tabak und Opium. Ein paar Tabakspfeifen zeigen Taf. 8, Abb. 7, und Taf. 10, Abb. 2.

Die Hauptbeschäftigung des Chinesen ist seit Jahrtausenden der Feldbau; ihm wird in China eine Sorgfalt zuteil, von der wir Europäer keinen Begriff haben. Fruchtwechsel, Düngung und künstliche Bewässerung sind in allgemeiner Benutzung; jedes Fleckchen Erde wird zur Kultur herangezogen; selbst steile Bergeshänge werden mittels Terrassenbaues dieser intensivsten aller Wirtschafts-

formen erschlossen. Haupterzeugnisse sind im Süden und in der Mitte Reis, im Norden und Nordwesten Weizen, Gerste, Hirse und Baumwolle. In der Seidenzucht steht China noch immer obenan.

Verkehrsmittel für die Binnengewässer wie auch das Meer ist die Dschonke, ein schweres, aber recht brauchbares Fahrzeug (Taf. 8, Abb. 12). Zu Lande gibt es Fahrstraßen für zweirädrige, mit Pferd oder Ochsen bespannte Karren ausschließlich im Norden; der Süden hat lediglich Saum- und Fußpfade, auf denen der Mensch die wichtigste Transportkraft darstellt (Taf. 8, Abb. 2; Taf. 10, Abb. 2). Äußerst praktisch, schon weil die Achse sich genau im Schwerpunkte befindet, ist der chinesische Einradkarren, der zur Beförderung von Personen wie auch Lasten dient (Taf. 10, Abb. 2) und dem man bei geeigneter Windrichtung selbst Segel aufsetzt.

Nach der *sozialen Stellung* gibt es vier Klassen: Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer. Der Geburtsadel gilt wenig im Vergleich zum Berufsadel; wer die höchsten Examina bestanden hat, hat auch die Anwartschaft auf die höchsten Ämter. Der Wettbewerb ist vollkommen öffentlich, so daß die höchste Staatsstelle theoretisch auch dem Niedrigsten zugänglich ist; ausgeschlossen sind nur Schauspieler, Scharfrichter, Mandarinendiener, Gefängniswärter und Barbiere. Zudem ist das Interesse für diesen Wettbewerb so groß, daß selbst der Kaiser der Verkündigung der aus den Palastprüfungen hervorgehenden vier Besten beiwohnt.

Dieser nationalen Wichtigkeit entsprechend, ist das Prüfungswesen aufs genaueste geregelt. Die untersten Examina finden alle zwei Jahre in den Bezirkshauptstädten statt; die zweite und dritte Stufe je alle drei Jahre in der Provinzhauptstadt bzw. in Peking. Doch auch hier heißt es: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt; die dicht bevölkerten Provinzen Tschili, Kiangsu und Fukien haben insgesamt ungefähr 500 Diplome zu vergeben; um sie bewerben sich jedoch nicht weniger als 30000 Kandidaten. Das zweite und das dritte Examen werden in besonderen Prüfungshöfen mit Tausenden von kleinen Hütten abgehalten (Taf. 10, Abb. 1), in denen die Prüflinge während des Examens mehrere Tage eingesperrt leben müssen. Hauptaufgabe des Schülers ist die Aneignung der Klassiker, besonders des Kungfutse; auch politische Fragen aus Vergangenheit und Gegenwart werden behandelt. An Graden gibt es drei: den Ssiutsai („Kandidat"), Tschüyen („Doktor") und den Tschinschi („Professor"). Die zu Tausenden durchfallenden Kandidaten versuchen entweder mit echt mongolischer Zähigkeit ihr Heil immer wieder von neuem bis ins hohe Alter hinein, so daß oftmals Großvater, Sohn und Enkel gleichzeitig studieren, oder aber sie werden Schullehrer, Notare, Schreiber u. dgl. Ein Schulbesuch der Mädchen gehört zu den Ausnahmen.

Sehr alt ist die chinesische *Kunst*; Bronzegefäße von höchster Vollendung des Gusses und der Patina, die meist rituellem Gebrauch dienen (Taf. 9, Abb. 6 u. 8) sind bereits aus dem Anfang des 2. vorchristlichen Jahrtausends überliefert, also nahezu 4000 Jahre alt. Auch die japanische Kunstübung ist chinesischen Ursprungs.

Die *Malerei*, nächst der Porzellanindustrie noch heute der Schwerpunkt chinesischer Kunst, ist jünger; sie ist unter den Han (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) zu Bedeutung gelangt, hat ihre Hauptblüte jedoch erst nach und im Gefolge der Einführung des Buddhismus und der damit in Beziehung stehenden Beeinflussung von Indien aus genossen. So sind die Zeit der Tangdynastie (618—907) und die der Sung (961—1280) Zeiträume einer hervorragenden Kunstbetätigung geworden (Taf. 9, Abb. 2, 4 u. 9). Auch die Zeit der Yuan und der Ming (1280—1644) hat noch vorzügliche Bilder geliefert (Taf. 9, Abb. 7 u. 11). Nach Technik und Darstellungsweise ist die chinesische Malerei von der unseren doch recht verschieden. Mit der Perspektive steht es schlecht; nahe Gegenstände stehen unten, entferntere oben, beide aber sind gleichgroß. Porträte bringen jede Einzelheit der Tracht und des Ranges, enthalten aber wenig Ausdruck. Die Landschaft zeigt unmögliche Berge und Felsen, ist aber einer außerordentlichen Zartheit und Duftigkeit fähig. Dies zarte Kolorit ist überhaupt einer der Vorzüge der chinesischen Malerei, die Öl ganz verschmäht zugunsten der Wasserfarben und der Tusche.

Noch mehr als die Malerei ist die *plastische Kunst* der Chinesen von Indien aus befruchtet worden, wie sie dann ihrerseits auch wieder die Plastik Japans im höchsten Grade beeinflußt hat. Den deutlichsten Beleg gerade für diese letzte Tatsache bilden die Tausende von Figuren aus dem buddhistischen Pantheon, die so viele Tempel in China und Japan füllen und bei denen selbst die Namen noch an den indischen Ursprung und an die chinesische Etappe erinnern. In Haltung und Darstellung ähneln sie einander innerhalb des ganzen Verbreitungsgebietes des Buddhismus (Taf. 9, Abb. 1 u. 10; Taf. 12, Abb. 1).

In der *Keramik* geht die höhere Technik der Glasur ebenfalls auf die Hanzeit zurück; eine besondere Blüte zeitigten auch hier wieder die Tang- und die Sungzeit. Taf. 9, Abb. 3 zeigt ein Gefäß aus der Mingzeit, Abb. 5 eins aus dem 18. Jahrhundert.

In der *Religion* herrscht eine große Buntscheckigkeit; neben dem Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus gibt es eine aus einer Mischung aller dieser entstandene Volksreligion, zudem den Islam und das Christentum. Der *Konfuzianismus* geht auf Konfuzius (richtiger Kungfutse, 551—478 v. Chr.) als Stifter zurück. Er ist weniger eine Religion als eine Moralphilosophie, die die Wohlfahrt des Staates durch die möglichste Vervollkommnung des einzelnen predigt. Das Mittel dazu ist die Selbstzucht, aus der die Tugenden der Aufrichtigkeit, Humanität, Gerechtigkeit, Schicklichkeit usw. sprießen, vor allem aber die Pietät gegen die Eltern und die Fürsten.

Der Taoismus ist von Laotse im 6. Jahrhundert v. Chr. gestiftet worden; bei ihm ist, im strengsten Gegensatz zu Kungfutse, der Einzelmensch Selbstzweck. Die Vervollkommnung der Menschheit wird nicht durch staatliche oder gesellschaftliche Satzungen, sondern durch läuternde Selbstverinnerlichung des Individuums erzielt. Der Weg dazu ist die Versenkung in das Tao, das höchste Wesen, den Urgrund der physischen und moralischen Welt („Vernunft“). Heute ist der Taoismus ein mit buddhistischen Elementen durchsetzter roher Naturdienst mit Seelenwanderungsglauben, Geisterbeschwörungen durch die Priester (Taotse) und dergleichen primitiven Zügen mehr. Er ist ohne Bedeutung. Über den Buddhismus bringt das besondere Kapitel auf Seite 28 Näheres.

Die chinesische Volksreligion gründet sich auf den Ahnenkultus. Die Toten üben auf das Schicksal der Nachkommen einen sehr wesentlichen Einfluß aus, bewahren im übrigen aber dasselbe Verhältnis zu dem Herrscher wie hier auf Erden. Die verstorbenen Herrscher stehen demgemäß im Himmel Gott zur Seite. Diese feste Regelung des Verhältnisses zwischen dem Vater und den Kindern und zwischen dem Herrscher und den Untertanen ist bestimmend für die gesamte chinesische Lebens- und Staatsauffassung geworden, die sich im Eltern- und Herrscherkultus beinahe erschöpft.

5. Korea.

(Hierzu die Tafeln 2 und 10.)

Die Koreaner gehören zu den Mongolen im weiteren Sinn, sind jedoch ein Mischvolk, das anscheinend eine ganze Reihe von Elementen enthält. Nach den einen ähneln sie im Äußern mehr den Japanern als den Chinesen; andere finden sie wieder den Eingeborenen der Liukiu-Inseln und den Südchinesen ähnlich; ferner sollen sie auch an die Malaien erinnern, und schließlich gibt es unverkennbare europäische Züge bei ihnen, in denen man sicher die Ausklänge desselben Paläasiatentums zu sehen hat, wie in dem reiner gebliebenen Volksrest der Ainu. Bartwuchs und Haarstruktur (Taf. 2, Abb. 11; Taf. 10, Abb. 3) sprechen in der Tat für eine solche Sachlage. Ebenso wie die Japaner haben auch die Koreaner einen großen Teil ihrer Kultur von China empfangen, mit der Kleidung anhebend über Kalender- und Zeitrechnung bis zur Staats- und Gesellschaftsordnung, Literatur und Schrift.

In der Kleidung waltet die weiße oder gelbliche Farbe vor: weiße oder gelbliche Hose und Jacke nach chinesischem Muster, weiße Schuhe und Strümpfe, dazu ein langes Obergewand, das bis an die Knöchel reicht — das ist die Kleidung des Volkes. Adel und Beamte hingegen haben neben anderen Vorrechten (Befreiung vom Kriegsdienst, Unverletzlichkeit der Person und der Wohnung) auch das andere, farbige Gewänder und eine besondere Kopfbedeckung (Taf. 2, Abb. 11; Taf. 10, Abb. 3) tragen zu dürfen. Frauen und Kinder flechten die Haare in einen Zopf, während die Männer lange Kinnbärte tragen (Taf. 2, Abb. 11) und das Haupthaar in Wulstform frisieren.

Nach ihrer Wirtschaftsform sind die Koreaner Ackerbauer wie die Chinesen, doch hält ihr Feldbau in keiner Beziehung den Vergleich mit der intensiven Gartenwirtschaft der Chinesen aus. An den Küsten fängt man Fische und gewinnt Trepang, Seetang und anderes. In der Ernährung gleichen die Koreaner den Nordchinesen, doch trinken sie, im Gegensatz zu diesen und den Japanern, keinen Tee. Die Industrie des Landes (Porzellan, Metallarbeiten), die einst der japanischen als Lehrmeisterin dienen konnte und noch im 17. Jahrhundert hochwertige Bronzen gezeitigt hat, ist seit langer Zeit weit unter ihr altes Niveau gesunken; es wird kaum noch ein Stück Porzellan gebrannt, das diesen Namen wirklich verdiente, und Malerei und Bildhauerkunst sind ganz erloschen.

Die offizielle Religion des Landes ist der Buddhismus, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. hier festen Fuß gefaßt hat. In neuerer Zeit hat man sich zugunsten des Konfuzianismus mehr und mehr von ihm losgesagt, so daß Geistlichkeit und Klöster in Korea nicht mehr die Rolle spielen wie in China und Japan.

Seit dem kraftvollen Einsetzen der japanischen Ausdehnungspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts ist an die Stelle des alten und altüberkommenen chinesischen Einflusses mehr und mehr der japanische getreten, ja seit 1910 ist Tschosön, das Land der Morgenruhe, eine wirkliche japanische Provinz, während der Kaiser nach Tokio in eine goldene Gefangenschaft geführt worden ist. Mit diesem politischen Umschwung der Verhältnisse wird sich zweifellos auch ein wirtschaftlicher, ein kultureller überhaupt anbahnen, der bei der Kraft und Nachhaltigkeit japanischer Kolonisationspraxis mit einer Japanisierung des Volkes enden wird.

6. Japan.

(Hierzu die Tafeln 13—17.)

Die Bevölkerung des aufstrebenden Inselreichs im Osten der Alten Welt ist ebensowenig einheitlich wie die des Riesenreichs auf dem gegenüberliegenden Festlande. Daß die Ainu ein alter Grundstock sind, haben wir bereits früher gesehen; unter ihnen scheint jedoch eine noch ältere

Bevölkerungsschicht zu ruhen, die Koko-pokguru („Vertiefungen habende Leute“, „Wohngrubenbewohner“) oder Koshito („Zwerge“), die ebenso von den Ainu ausgerottet, wie diese später von den Japanern nach Norden vertrieben worden sind. Anzeichen der Koko-pokguru sind Vertiefungen im Boden von 1—2 m Tiefe und 4—6 m Durchmesser, die ganz den Wohngruben der alten Germanen gleichen, und die man sich als mietenartige Löcher zu denken hat, über die ein kegelförmiges Dach aus Stangen und Erde gedeckt war.

Auf diese beiden Urschichten lagert sich die eigentlich japanische auf. Ihr Grundelement ist schwer zu bestimmen, doch geht man kaum fehl in der Annahme, daß es nordostasiatischen, tatarischen Ursprungs ist und vor langer Zeit vom Festland herüberkam. Belege dafür sind außer dem Habitus die seltsame Sitte der Scapulimantia oder Scapulamantik, d. h. das Wahrsagen aus dem Schulterblatt eines getöteten Tieres (in Japan meist eines Hirsches), und die andere uralte Sitte, gestorbenen Fürsten ihre Diener und Pferde in der Weise als Begleiter mitzugeben, daß man die Unglücklichen lebendig wie eine Schutzhecke um den Grabhügel eingrub. Dort mußten die nur teilweise Eingegrabenen eines elenden Todes sterben. Das Wahrsagen aus dem Schulterblatt, der Scapula, geschah (und geschieht in ganz Zentralasien noch heute) in der Weise, daß man den Knochen aufs Feuer legte und aus dem Verlauf der entstehenden Risse und Sprünge die Zukunft voraussagte.

Manches spricht sodann auch für malaiischen, ja selbst polynesischen Einfluß. Das japanische Haus ist im Grunde genommen noch heute ein Pfahlbau, genau wie das malaiische; auch ist bei beiden das Dach groß und schwer. Das Lome-Lome, die Knetkur der Hawaier, findet sich in dem Amma der Japaner wieder, nur daß die Kur dort durch Mädchen, hier durch Greise ausgeübt wird. Und dem Hula-Hula-Tanz derselben Hawaier steht das Odori, das frühere Reisende noch in Japan sehen konnten, in seiner obszönen Form nicht nach. Zu allem tritt schließlich noch die ganz malaiische Liebe zu den Waffen, die Leidenschaft für den Hahnenkampf und der Vokalreichtum der Sprache. Der Weg von Indonesien aus nach Nordosten über die Philippinen hinweg ist für die seit alters sehr seetüchtigen Malaien vermutlich kaum schwieriger zu finden gewesen als die anderen Wege nach dem fernen Madagaskar und der noch ferneren Osterinsel.

Die Japaner sind als Ganzes demnach ein Mischvolk wie kaum ein anderes hier im Osten. Gleichwohl treten sie uns heute als eine recht homogene Masse entgegen, in der höchstens zwei verschiedene Typen, ein feiner mit ovalem Gesicht, der mandschu-koreanische, und ein gröberer mit niedriger Stirn, glatter, breitflügeliger Nase und großlippigem, breitem Mund, der malaio-mongolische, auf alte Rassengegensätze deuten (Taf. 13, Abb. 11). In Sprache, Kleidung, Sitte und Lebensweise hingegen bestehen überhaupt keine Unterschiede mehr.

Die Kleidung des Landvolkes besteht aus grober, mit Indigo gefärbter Hanfleinwand (Kittel und Hose; Taf. 13, Abb. 11), die der Wohlhabenderen aus farbigen Baumwoll- und Seidenstoffen. Der schlafrockähnliche Kimono (Taf. 13, Abb. 7 u. 11; Taf. 15, Abb. 1 u. 2) wird von Männern und Frauen getragen, nur wird er bei diesen von einem oft kostbaren Gürtel (obi) zusammengehalten. Ein brokatenes Prachtgewand aus dem 17. Jahrhundert zeigt Taf. 13, Abb. 8. Die Füße sind nackt oder mit Sandalen oder Leinenstrümpfen (tabi) bedeckt, bei denen die große Zehe von den übrigen getrennt ist, um den Sandalenriemen durch die Lücke führen zu können (Taf. 15, Abb. 2). Außer dem Hause geht man auf beinahe stelzenartigen Holzschuhen (Taf. 14, Abb. 9 u. 10).

Die Kopfbedeckung ist verschieden. Strohmäntel und Schirme aus Ölpapier benutzt das Landvolk gegen Regen; Fächer fehlen nie. Die kunstvolle Anordnung des schönen, aber derben Frauenhaars (Taf. 15, Abb. 1) bedingt das Schlafen mit einer Nackenstütze (Taf. 13, Abb. 9). Bei den Frauen ist das Bemalen von Gesicht und Hals mit einer Paste aus Bleiweiß und Stärke üblich, dazu das Rasieren der Augenbrauen, das Rotfärben der Lippen und das Schwarzfärben der Zähne. Eine Verschönerung erfahren die sonst oft sehr niedlichen Gesichter nach unseren Begriffen dadurch nicht. Außerordentlich gern und häufig wird in Japan gebadet, von allen Geschlechtern und allen Lebensaltern gleichzeitig. Körperliche Reinlichkeit ist überhaupt ein Grundzug im Charakter des Japaners.

Das Wohnhaus ist im allgemeinen niedrig, ein- bis zweistöckig und leicht aus Holz gebaut, dabei jedoch mit schwerem Stroh-, Schindel- oder Ziegeldach, ohne Keller und Schornstein. Die Fenster werden durch Schiebetüren ersetzt, deren Gitterwerk man mit Bastpapier überzieht. Da die Häuser meist eng aneinanderstehen, sind verheerende Brände besonders in den großen Städten häufig; von Tokio, der endlos sich hindehnenden Hauptstadt, sagt das japanische Sprichwort: „Die Feuersbrunst ist Tokios Blume“.

Eine feste Zimmereinteilung hat das japanische Haus im Grunde nicht, sondern das Innere ist lediglich durch verschiebbare Wände, die nicht einmal bis zur Decke reichen, in Einzelverschläge aufgeteilt. Die Größe aller Räume, ja der Grundriß des gesamten Hauses richtet sich nach den Tatami oder Binsenmatten von durchweg ca. 2 m Länge und 1 m Breite, womit die gedielten Böden bedeckt werden (Taf. 15, Abb. 1; Taf. 17, Abb. 1). Das Haus ist trotz seines Riesendaches sehr luftig und weit mehr für den Sommer als den Winter geeignet. Letzterem ist es ebensowenig angepaßt wie die Kleidung, die Kopfschmerzen erzeugende Heizung und die mehr als einfache Hauseinrichtung; sie alle machen den Eindruck, im Süden entstanden zu sein.

Vom Hausrat ist wenig zu sehen (Taf. 17, Abb. 1). An Möbeln sind nur Schränke (Taf. 13, Abb. 19), Wandbretter für Blumenschmuck und Wandschirme vorhanden. Das Bett, bestehend aus dem bereits erwähnten Kopfschemel oder Nackenholz, den auch die Koreaner benutzen, Matratze und gesteppter Wolldecke, ruht bei Tage in den Schränken und wird erst am Abend bereitet. Vor dem Aufkommen des heute üblichen messingenen Kohlenbeckens diente zu Heizungszwecken eine viereckige Öffnung im Boden, die mit Ton feuerfest ausgekleidet war. Um diesen häuslichen Herd wurden die Lagerstätten angeordnet. Sonst ziert das Zimmer eine Blumenvase an der festen Wand (Taf. 17, Abb. 1), ein oder zwei, allerhöchstens drei Hänge- oder Rollbilder, ein Waffengestell, ein paar Stickrahmen für die Haustöchter; das ist alles. Seit der Einführung des Tabaks gehören auch eine Schale mit dem Rauchkraut nebst Kohlennapf zum Anzünden und ein Spucknapf dazu.

Der Holzbau waltet auch in den Tempeln vor; mit ihren schweren Ziegeldächern, die gleichwohl so leicht geschwungene Linien zeigen, rufen sie oft einen recht großartigen Eindruck hervor (Taf. 14, Abb. 12 u. 13; Taf. 17, Abb. 2), zumal sie gern in reizvoller Naturumgebung angelegt werden (Taf. 16, Abb. 1). „Sprich nicht von herrlich, bevor du nicht Nikko gesehen hast", sagt man in Japan im Hinblick auf den Charakter Nikkos als Tempelstadt. Für die Shintotempel sind die Torii (vgl. S. 14), für die buddhistischen große und kleine **Laternen und Bildwerke aller Art charakteristisch** (Taf. 14, Abb. 13; Taf. 17, Abb. 2).

In der Ernährung des Japaners spielt der **Reis die größte Rolle; die drei Hauptmahlzeiten** werden direkt als Morgen-, Mittag- und Abendreis bezeichnet. Zu dem Reis treten im Gebirge Hirse, Hülsenfrüchte, Knollengewächse, Pilze, in Küstennähe Fische, Krusten- und Weichtiere. Brot, Butter, Milch und Käse waren vor der Berührung **mit den Europäern unbekannt, Fleischspeisen wenig** im Gebrauch. Als Würze dienen ein weißer Rettig oder die Frucht der Eierpflanze, als Genußmittel grüner Tee, Sake oder Reisbranntwein und Tabak. Der Sake wird warm getrunken, der Tee ohne Zutat. **Seinen geselligen Genuß regeln unzählige** Vorschriften, viel feiner und sinniger als die unseren Trinkgelage; auch das bekannte japanische Teehaus (Taf. 16, Abb. 2) mit seinen Geishas, den **Sängerinnen und Tänzerinnen, ist seinem Genuß** gewidmet.

Die Tabakspfeifen haben einen Metallkopf mit kleiner Höhlung, in der nur eine Pille des süßlichen Krautes Platz findet (Taf. 13, Abb. 1). Pfeife und Tabakstasche (Taf. 13, Abb. 2) gehören heute fast zur Tracht. Dabei hat die Befestigung der Tasche am Gürtel Anlaß zur Herstellung der zierlichen Netsuke (Nezke; Taf. 14, Abb. 7 u. 8) gegeben, **Kleinskulpturen von tausendfacher Art und Form,** in denen sich ein guter Teil des japanischen Kunstgefühls offenbart.

Die japanische Landwirtschaft ist allen Europäisierungsversuchen zum Trotz noch immer gartenbauartig. **Zwar gelten nur die Gokoku, die fünf** Halm- und Hülsenfrüchte: Reis, Weizen, Gerste, Hirse und Bohnen, als die Grundlagen für das Gedeihen des Volkes, doch enthält jedes Stück Feld außer ihnen oft noch ein Dutzend andere Nutzpflanzen: Wassermelonen, Gurken, Süßkartoffeln, Lattich, Indigo u. dgl. Beträchtlich ist der Anbau der Broussonetia papyrifera, des Papiermaulbeerbaums, und der Rhus vernicifera, des Lackbaums. **Beide sind die Grundlagen zweier der wichtigsten** Industrien des Landes. Die Viehzucht ist von geringer Bedeutung; nur die Seidenraupenzucht ist stark verbreitet.

Die Heimat der japanischen Industrie ist **China; die Lackierkunst, die feinere Keramik, die** Bronzeindustrie und die Waffenschmiedekunst, aber auch Weberei, Färberei und Schnitzkunst, Email-, Ziselier- und Tauschierarbeiten: sie alle sind übers Meer von Westen gekommen. Um so höher ist es einzuschätzen, daß sie sich alle zu einer vollkommenen Selbständigkeit hinauf entwickelt haben. Das ist besonders während des vollständigen Abschlusses nach außen geschehen, der um 1600 einsetzte und **erst 1854 mit der gewaltsamen Öffnung des Landes** durch die weiße Rasse endete. Heute stehen Industrie und Kunst mit ihrem wunderbar feinen Farbensinn, dem innigen Naturgefühl und dem gewählten Geschmack unübertroffen da — der insulare Lehrling hat den festländischen Meister überflügelt.

In der Großplastik in Bronze, Stein und Holz werden in der altüberkommenen formalen Strenge nur noch die buddhistischen Andachtsbilder (Taf. 14, Abb. 2) dargestellt; sie zeigen auch hier im fernsten Osten und nach mehr als 2000 Jahren denselben griechischen Faltenwurf und dasselbe Apollogesicht, wie es im Gefolge des Alexanderzuges von 327 v. Chr. von Griechenland nach Nordwestindien übertragen worden ist. (Siehe darüber Näheres unter Indien, S. 22.) Alle übrigen Bildwerke sind frei in den Bewegungen (Taf. 14, Abb. 3). Sehr hoch steht die Behandlung der Bronze für Tempelgeräte (Taf. 13, Abb. 12; Taf. 14, Abb. 1 u. 4). In der Kleinplastik in Horn, Elfenbein, Lack, Bronzeeisen und Ton kommt die Beherrschung der Naturformen am meisten zum Ausdruck; sie liefert Stichblätter für Schwerter in Bronze und Eisen (Taf. 13, Abb. 13 u. 14) und die bereits genannten Netsuke (Taf. 14, Abb. 7 u. 8) in Holz und Elfenbein, Knochen oder Stein.

Die Malerei ist durch die Vermittelung Koreas vor mehr als 1000 Jahren von China herübergekommen, und wie die chinesische ist auch sie von unserer abendländischen Malerei in vielen Dingen verschieden. Die Raum- und Luftperspektive war dem japanischen Maler bis ins 19. Jahrhundert fast ganz unbekannt; erst seither haben sich etliche Künstler mit ihr vertraut zu machen versucht. Auch Schatten, Reflexe, Helldunkel und Anatomie sind Neuerungen. Im übrigen sucht der Maler seine

Wirkungen nicht in der Linie, sondern in den Farben. Auf diesem Gebiet ist der Japaner denn auch unerreicht.

Nach der Form teilt man die Bilder in Kakemono (hängende Dinge), Makimono (gerollte Dinge) und in Oribon (Klappbücher, Leporello-Albums). Als Wohnungsschmuck ist der Kakemono am häufigsten. Er ist ein schmaler und hoher Papier- oder Seidenstreifen, der auf grobe Leinwand geklebt und mit farbigem Brokatstoff umrahmt ist. An den Schmalenden trägt er Stäbe, damit das Bild beim Aufhängen gerade bleibt, auch aufgerollt werden kann. Meist hängen nur zwei Kakemono in einem Raum; nur wenn drei Bilder gegenständlich zusammengehören, finden sie auch gleichzeitig in einem Zimmer Platz. Die Makimono sind schmale Streifen von beträchtlicher Länge, die nur aufgerollt bewahrt werden. Sie sind kein dauernder Zimmerschmuck.

Ein Rangunterschied zwischen Kunst und Kunstgewerbe, wie wir ihn machen, besteht in Japan nicht; mit aller Kraft befruchtet deshalb die Malerei auch die mannigfachen Erzeugnisse ihres Schwesterzweiges, indem sie die berühmten Lackarbeiten verschönt (Taf. 13, Abb. 19; Taf. 14, Abb. 5), die Emailmalerei, Stickerei und Vasenmalerei unterstützt und dem bei uns gerade in neuerer Zeit so bevorzugten Farbenholzschnitt die Grundlage schafft. Ein paar Belege von den besten Meistern aus dem Ende des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von Hokusai und Haronobu, zeigt Taf. 14, Abb. 10 u. 11; eine Zeichnung von Hokusais bestem Schüler Hokkei Taf. 14, Abb. 9. Verhältnismäßig jung in Japan sind die Porzellanindustrie, die erst um 1600 von China herübergekommen ist, und die Steingutfabrikation, die erst um 1800 ihre höchste Blüte erreicht hat. Hervorragende Erzeugnisse an Porzellanen liefern die Provinzen Kaga und Hizen (Imari-Ware), an farbig glasiertem Steingut Kioto und Satsuma (Taf. 13, Abb. 17 u. 20). Ein Belegstück der ebenfalls hochstehenden Flechtkunst gibt Taf. 13, Abb. 18, wieder.

Eng verbunden mit dem Kunstgewerbe ist auch die Heraldik; auf allem und jedem, auf Kleiderstoffen, Waffen, Lackkasten, Fächern, Vasen usw. bringt der Japaner seine Wappenbilder an, meist in Form geometrischer Figuren, oder aber von Pflanzen, Blüten, Federn, Waffenteilen u. dgl. (Taf. 13, Abb. 15 a—c). Sie alle sind nur Geschlechtswappen, keine Länder- oder Städtewappen.

Sehr interessant waren vor der Neuordnung der Dinge (1868) die sozialen Verhältnisse des Inselreichs; sie sind von dem Begründer des Tokugawa-Shogunats, Jeyasu (Taf. 14, Abb. 6), 1603 eingerichtet worden, haben das Volksleben Japans also durch mehr als ein Vierteljahrtausend beherrscht. Das Mikadotum (Mi = erhaben, kado = Tor) bestand auch unter den Tokugawa weiter, war aber in absoluter Abhängigkeit von den Shogunen (Major domus, Hausmeier), die alle tatsächliche Regierungsgewalt für sich beanspruchten. Hofadel waren die 155 Familien der Kuge, die sich von früheren Herrschergeschlechtern ableiteten und über dem Feudaladel standen. Aus den fünf ersten Kugefamilien entnahm der Mikado seine ebenbürtige Frau, neben der er noch zwölf andere haben durfte.

Die zweite Gruppe des Volkes bildete der Wehrstand; er umfaßte im weiteren Sinne den Shogun, die Daimyo und die Samurai. Sie alle waren abgabenfrei, hatten das Schwertrecht, erbliche Einkünfte und erbliche Funktionen. Die Daimyo („großer Name") oder Buke (Militärführer) bildeten den Feudaladel. Sie zerfielen ihrerseits wieder in vier verschiedene Klassen (Sanke, Kokushiu, Tozama und Fudai), die insgesamt 255 Familien umfaßten. Die Hauptmasse des Wehrstandes bildeten die Samurai im engeren Sinn (chinesisch: shi oder bushi), die Vasallen des Shoguns und der Daimyo (Taf. 13, Abb. 7). Von ihnen gab es 1868 nicht weniger als 2 Millionen gegenüber den allerdings 32 Millionen umfassenden Heimin, dem gemeinen Volk. Diese Samurai waren der Ritterstand Japans. Die wenigsten unter ihnen hatten selbst kleinere Lehnsherrschaften; die bei weitem größte Mehrzahl waren nichts als Soldaten, die von ihrem Daimyo eine in Reis bestehende Rente bezogen und ihm dafür blind ergeben waren. Die 47 Ronin („Wellenmänner"), die ihren meuchlerisch ermordeten Herrn so glänzend zu rächen wußten, gelten nicht umsonst als die Nationalhelden des Volkes.

Dabei war der Ehrbegriff (bushido = Ritterweg) dieser Krieger bis zum höchsten Grade ausgebildet; das Seppuku oder Harakiri, die Selbsttötung durch Bauchaufschlitzen war ihr vielumneidetes Vorrecht. Angewandt wurde das Harakiri in allen Fällen, wo der Samurai seine Ehre angetastet glaubte und Rache unmöglich war; es erfolgte dann aus freier Wahl. Anderseits konnte es als Strafe verhängt werden und wurde in diesem Fall in einem feierlich geschmückten Raum oder unter freiem Himmel oder in einem Tempel ausgeführt. Knieend schaut der Kandidat nach Norden, während ihn seine Freunde im Halbkreis umstehen. Der kaiserliche Beamte verliest das Urteil und übergibt auf einem Taburett aus dem heiligen weißen Hinokiholz das Dolchschwert in weißer Scheide. Der Ritter sagt seinen letzten Willen und bittet den hinter ihm stehenden vertrautesten Freund, ihm den Kopf abzuschneiden. Dann führt er mit der Linken den Schnitt 20—24 cm unter dem Nabel von rechts nach links quer über den Leib und versucht noch rasch, sich die Kehle zu durchstoßen oder das Messer in die Scheide zurückzubringen. Gelingt ihm eins von beiden, so gilt sein Tod als besonders ehrenvoll; im übrigen reinigt das Seppuku jederzeit auch von dem schwersten Makel. Dem Willen des Ritters getreu, schlägt ihm im gleichen Augenblick der Freund mit dem Schwert den Kopf herunter.

[illegible] (Taf. 13, Abb. 1 u. 3), [illegible] (Taf. 13, Abb. 2 u. 4) [illegible] (Taf. 12, Abb. 5).

Die [illegible] des Volkes waren die [illegible], die Bauern, Handwerker und Kaufleute [illegible] eine Klasse [illegible] die Paria, die in die Eta und Hinin zerfielen. Jene übten die verachteten Gewerbe der Schinder, Gerber, Lederarbeiter und [illegible] aus, wohnten in besonderen Bezirken [illegible] mit anderen Ständen [illegible]. Die Hinin dienten als Leichenträger auf den Richtplätzen.

Das Verkehrswesen (?) Japans [illegible] wie das der Chinesen. [illegible] von dem Eintritt des Reiches in die Reihe der modernen Kulturstaaten [illegible] (Taf. 13, Abb. 10); den Verkehr zu Lande aber vermittelte zu einem Teil der von zwei Männern bewegte Tragstuhl [illegible] in Form der Sänfte, zum anderen ein schwerer, von Männern geschobener und gezogener Lastkarren, [illegible] Ende der 1860er Jahre erfundene [illegible] (chinesisch [illegible], japanisch: kuruma, Taf. 13, Abb. 11). Sie ist ein [illegible] leichter Zweiradkarren, der [illegible] von einem Mann gezogen wird. [illegible] hat sie sich rasch über große Teile des Orients und auch weiter verbreitet, [illegible] in Jerusalem wie in der [illegible] fährt. Das Geldwesen [illegible] vor dem Übergang zu Dollar und Cent (Yen und Sen) ebenfalls dem chinesischen; die [illegible] reichen bis ins [illegible] Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Spätere, zu einem Teil durchlochte Münzen sind auf Taf. 13, Abb. 10, wiedergegeben.

Die ursprüngliche Religion der Japaner ist der Schintoismus, den ihre Vorfahren wahrscheinlich schon vom Festlande mit herübergebracht haben. Er besteht auch heute noch als ein wesentliches Element des religiösen und politischen Lebens des Volkes fort, doch ist die 1½ tausendjährige Berührung mit dem Buddhismus nicht ohne starke Einwirkung auf seinen Charakter geblieben; vor allem ist er immer mehr zum Ahnenkult geworden.

Ursprünglich ist der Schintoismus (Shin-to = Pfad der [Landes-]Götter, im Gegensatz zu Butsu-do = Pfad Buddhas, der Bezeichnung für den im 6. Jahrhundert n. Chr. ins Land gekommenen Buddhismus) eine Mischung von polytheistischem Naturdienst und Ahnenkult. Es gab Naturgottheiten (Sonnengöttin, Mondgott, Windgötter, Berg-, Baum-, Meeresgötter usw.) und vergöttlichte Heroen, Häuptlinge und verstorbene Vorfahren (Kami) überhaupt. Beide Göttergruppen sind dann verschmolzen worden, so daß z. B. der Mikado noch heute als Abkömmling der Sonnengöttin gilt. Tempel waren ursprünglich nicht vorhanden; diese gibt es erst seit etwa dem Beginn unserer Zeitrechnung, heute allerdings ihrer fast 200000. Im Gegensatz zu den buddhistischen sind sie sehr einfach aus dem weißen Holz des Hinokibaums errichtet (Taf. 14, Abb. 13); auch das Innere enthält nur einige wenige Symbole des Glanzes der Sonne und der Macht der Kami. Der Gottesdienst selbst geschieht vorwiegend in der Form des Opfers. Vor dem Tempel steht das Torii (Taf. 14, Abb. 13), ein Galgentor aus zwei Pfosten mit überragendem Querbalken; außerdem findet man dort meist zwei Hundefiguren (Koma inu: Hunde von Korea).

Über den Buddhismus in Japan siehe Abschnitt 11, S. 29.

7. Hoch- oder Zentralasien.

([illegible])

Mit den drei Gebieten Tibet, Tarimbecken und Mongolei umfaßt Zentralasien jenen großen Teil des Erdteils, der geographisch durch eine [illegible] Gebirgsumwallung (Himalaja im Süden, Karakorum, Pamir, Tianschan, Alatau und [illegible] im Westen, Sajanisches und Jablonoigebirge im Norden, Chingangebirge und [illegible] im Osten) von den nicht [illegible] Randzonen (Sibirien im Norden, die Mandschurei und China im Osten, Indien im Süden, Iran, Westturkestan und Kirgisensteppe im Westen) abgetrennt ist. Hochasien ist bei dieser Lage [illegible] abflußlos, doch ist Wasser[illegible] der [illegible] Zug seines Klima[illegible]. Derselbe Zug ist auch bestimmend für die [illegible] Völkerlebens geworden.

Den genannten drei geographischen Gebieten entsprechen zunächst auch die drei Bevölkerungsgruppen der Tibeter, der Ostturkestaner und der Mongolen im engeren Sinn. Sie alle gehören der mongolischen Rasse an, doch hat selbst die Höhe der Randgebirge nicht hingereicht, Mischungen untereinander und mit nichtmongolischen Elementen zu verhindern, oder aber auch Einzelteilen der Hochasiaten den Übertritt in die Randgebiete des Erdteils zu verwehren. Unter dem Namen Burjäten (Taf. 2, Abb. 9) greifen die Mongolen im Norden nach Zentralsibirien über, als Olöten sitzen sie im Süden jenseit des Hoangho bis an die Große Mauer; als Tanguten reichen sie tief nach Tibet hinein. Ebenso erscheinen an den Süd- und Ostgrenzen Tibets Mischvölker zwischen Tibetern und Chinesen, in Bhutan, Nepal und Assam

solche zwischen Tibetern und Indern (Taf. 22, Abb. 2). Im äußersten Westen endlich, in Pamir, Kafiristan, Tschitral und dem Karakorumgebirge sitzen nichtmongolische Völker in großer Zahl, Verwandte der Iranier, wie die Darden, Kafiren und Siaposch. Manche von ihnen haben allerdings mongolisches Blut in sich aufgenommen.

Die Mongolen sind trotz geringer Anzahl ($2\frac{1}{2}$—3 Millionen) und trotzdem sie Nomaden sind wie die Mehrzahl der anderen Asiaten auch, ein durchaus geschichtliches Volk; ihre verheerenden Stürme über Westasien bis ins Herz Europas hinein, bis zu den Gefilden Schlesiens (Dschengis-Chan, gestorben 1227, Timur Tamerlan, gestorben 1405), und ihre großartigen, wenn auch meist kurzlebigen Reichsgründungen sind der genugsam bekannte Beleg dafür.

Von den Bewohnern der *Mongolei*, den eigentlichen oder Ostmongolen, sind die Chalcha (Kalka) in der Gobi die wichtigsten. Andere Stämme sind die Tsacharen, Uroten, Tumeden, Barinen, Scharla und Schara.

Die *Kleidung* ist hier und da noch aus Pferdehäuten und Filz gefertigt, die hohe Mütze aus Schaffell, doch dringen chinesische und russische Stoffe weiter und weiter vor (Taf. 18, Abb. 1 u. 2). Die Frauen tragen Zöpfe, die sie mit Glasperlen, Bändern und Korallen verzieren, Silberblech im Haar, Amulette, Ohrringe und sonstigen Schmuck aus demselben Metall auf der Brust, im Ohr, an den Armen und den Fingern (Taf. 18, Abb. 2). Als *Wohnung* dient die Filzjurte von zylindrischer Form mit Kegeldach (Taf. 6, Abb. 2). Die Seitenwand ist etwa 1,33 m hoch; sie wird im Winter mit doppelter Filzlage umhüllt. Ihre Ortsverlegung ist in kürzester Zeit zu bewerkstelligen.

Grundbestandteile der *Nahrung* sind die Dsamba, ein steifer Teig aus geröstetem und grob gemahlenem Getreide, und der Ziegeltee, der hier sogar als Geld zirkuliert (Taf. 106, Abb. 21). Mit Hirsemehl, Milch, Butter und Salz abgekocht, ist er oft einer Suppe ähnlicher als einem Getränk. Von tierischen Produkten wird außer der Milch, dem Kumys (hier Tschigan genannt), dem Käse und der Butter vor allem Schaffleisch genossen. Opiumgenuß ist heute leider allgemein verbreitet.

Die Hauptbeschäftigung der Mongolen ist die *Viehzucht*; Fettschwanzschaf, Pferd und Kamel sind am meisten verbreitet, Rind und Ziege sind seltener; doch bevorzugen nicht alle Stämme die gleichen Tierarten. Die Mongolei versorgt ganz China mit Schafen und führt große Mengen Schlachtvieh auf russisches Gebiet aus.

Religionsbekenntnis der Mongolen ist der Buddhismus nördlicher Schule, der Lamaismus (Näheres darüber unter Tibet, s. unten, und im Kapitel Buddhismus, S. 29). Trotzdem sie in Urga in der Person des Khutuktu eine eigene Fleischwerdung Buddhas besitzen, pilgern sie gern und oft zum Dalai Lama nach Lhassa.

Tibet ist die größte Anschwellung Asiens und das mächtigste Hochland der Erde. Mit einer mittleren Hohe von 4500 m erreicht es die Höhe unserer höchsten Alpengipfel, die Randgebirge aber mit 5—8000 m Gipfelhöhe sind die höchsten Erhebungen der Erdoberfläche überhaupt. Selbst die Pässe liegen in 4500—5500 m Seehöhe. Daß in einem Landstrich solcher Art Menschen zu wohnen vermögen, ist im Hinblick auf die Klimaverhältnisse der Arktis kaum verwunderlich; erstaunlich ist es hingegen, daß sich hier eine nicht einmal ganz geringe Kultur hat entwickeln können. Es ist die Nachbarschaft Indiens auf der einen, die des alten chinesischen Kulturherdes auf der anderen Seite gewesen, die dieses Wunder vollbracht hat.

Die Bevölkerung des Landes gehört zumeist zu den eigentlichen Tibetern (Bodschi), einem mongolischen Volk. Daneben gibt es Kalmücken (Sokpa), Türken (Hor) und Kirgisen im Norden, Chinesen und Indier in Lhassa und anderen Städten. Mischvölker zwischen Tibetern und Indern finden wir auf der Südgrenze in Gestalt der Leptscha, Newar, Gurung, Magar, Limbu, der Bewohner von Sikkim (Taf. 19, Abb. 2) und anderer mehr. Wie die letzterwähnte Abbildung zeigt, ist die Tracht der Tibeter recht kleidsam: ein langer Ärmelrock aus Wolle, im Winter aus Schafpelz, umhüllt den Körper, an dem er durch einen Gürtel festgehalten wird. Hose und Hemd sind nicht bekannt, wohl aber wollene Stiefel mit Ledersohle zum Schutz gegen die Kälte. Auch Mützen aus Schaf- und Fuchsfell werden getragen. Die ebenfalls recht vorteilhaft gekleideten Frauen flechten ihr schwarzes Haar in zahlreiche Zöpfe, tragen faltenreiche lange Röcke wie die Männer und noch reicheren Schmuck in Gestalt von Hals-, Ohr- und Armringen, die von Gold, Silber, Korallen und Türkisen strotzen. Immerhin wechselt die Tracht von Distrikt zu Distrikt; dem Geschmack und der Mode wird eben auch hier Spielraum gelassen.

Die *Nahrung* der Tibeter gleicht im großen und ganzen der der eigentlichen Mongolen, nur daß hier die Dsamba und der Ziegeltee eine noch größere Rolle spielen als dort. Verschieden ist hingegen die *Wohnung*. Die nomadischen Viehzüchter hausen in großen schwarzen Zelten, die im Gegensatz zu denen der Mongolen und Kirgisen viereckig sind und von ihnen aus dem Haar ihrer Haustiere selbst gewebt werden. Die Wohnung der seßhaften Tibeter ist schon ein wirkliches Haus; aus Bruchsteinen trocken aufgeführt, hat es sogar Fensteröffnungen, die allerdings unregelmäßig über die Wände verteilt sind und durch Bretterverschläge verschlossen werden. Die Wohnräume sind freilich mit ihrer Dunkelheit, ihrer Kahlheit und dem alles überziehenden Schmutz alles andere als wohnlich.

Allgemeines Interesse hat Tibet seit jeher erweckt durch seine *religiösen Verhältnisse*, ist es doch der einzige ausgeprägte Priesterstaat der Gegenwart. Die ursprüngliche Religion der Tibeter ist die Bonreligion. Sie ist eine Mischung

[illegible] bis zu dem heutigen Lamaismus [illegible] erhalten.

Dieser Lamaismus ist eine in bestimmter Richtung [illegible], stark veränderte Form des Buddhismus (siehe den Abschnitt 11, S. 29); er ist gegenwärtig über Tibet, die Mongolei und [illegible] verbreitet, doch reicht er auch bis zu den Kalmücken, Burjäten und Tungusen. Selbst der Kaiser von China und der russische Zar sind in den Augen der Lamaisten die Fleischwerdungen [illegible] Buddhas.

Zum erstenmal ist der Buddhismus bereits um 630 n. Chr. in Tibet eingeführt worden. Zum Lamaismus wurde er 100 Jahre später durch [illegible], den „aus dem Lotos Geborenen", umgewandelt. Es war nunmehr eine innige Mischung des alten schamanistischen Zauberglaubens und des späten Buddhismus; die Priester durften heiraten und tragen rote Kleider. Im 14. Jahrhundert war diese Form des Lamaismus völlig in Magie und Zauberei versunken und wurde durch Tsongkapa (geb. 1378) reformiert. Jetzt wurde völlige Abkehr von der Zauberei geboten, gelbe Kleidung und Ehelosigkeit sind Vorschrift für die Priester, besonders für die Großlama, die als Inkarnationen eines der erhabensten Buddha ([illegible]) gelten. Stirbt ein solcher Großer, so erscheint kurz darauf sein Bodhisatwa, [illegible] Nachfolger, der in dem Verstorbenen gewohnt hat, in Gestalt eines neugeborenen Kindes mit bestimmter Beschaffenheit. Diese Wiedergeburt aber ist der Dalai Lama.

So ist es in der Tat dieser Gedankengang gewesen, der zu der Einrichtung jener vielbesprochenen Würde geführt hat. [illegible] soll die erste Wiedergeburt stattgefunden haben, und seit dem 17. Jahrhundert ist der Dalai Lama der weltliche Herrscher Tibets gewesen und gleichzeitig der geistige Mittelpunkt ganz Zentralasiens. Seine Residenz war Lhassa, das von europäischen Reisenden so oft ersehnte und so selten erreichte. Erst in jüngster Zeit liegt es mit seinen riesigen Klöstern offen und breit vor uns, allerdings ohne den Dalai Lama, den der Wettstreit zwischen Rußland, China und England zu einem ruhelosen Wanderer gestempelt hat.

Neben dem Dalai Lama („Priester-Ozean") gibt es noch den Taschi Lama von Taschilhunpo (400 km westlich von Lhassa) oder Pantschen, eine Art geistigen Gegenpols. Beide Großlama stehen in einer für den Laien recht schwierigen dogmatischen Verbindung zueinander, indem der Taschi Lama im Grunde genommen als der übersinnliche (transzendente) Vater des Dalai Lama aufzufassen ist. Im Rang gelten beide als gleich, doch ist die politische Macht des Taschi Lama immerdar geringer gewesen als die des Dalai Lama oder vielmehr der ihn umgebenden Großen, die im Einverständnis mit dem Pekinger Hof stets dafür gesorgt haben, daß der „Priester-Ozean" ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen war. Seit 1805 ist der jetzige Dalai Lama der erste seines Zeichens, der die Großjährigkeit erreicht hat.

Unter den zwei Großlama gibt es nun zahllose Lama weniger hohen Ranges in Tibet; wohl aus jeder Familie tritt ein Mitglied in ein Mönchs- oder Nonnenkloster ein. Die Zahl der Lama allein in und um Lhassa soll 15—20000 betragen. Jedoch das Volk hat dadurch nichts gewonnen; es hat wohl für die prunkvollen Klöster und ihre zahlreichen Insassen zu sorgen, dämmert aber selbst in einem Zustande dahin, der moralisch um nichts höher ist, als ihn der alte Zauberglaube gewährleistet hatte.

Einen Lama stellt Taf. 18, Abb. 1, dar. Die von ihm geschwungene Gebetmaschine (Gebetmühle, Gebetzylinder) hat den Zweck, das vorgeschriebene Gebet möglichst oft zu wiederholen. Der Zylinder selbst ist mit Papierstreifen umwunden, auf die das sechssilbige Gebet „Om mani padme hum" („Das Kleinod im Lotos. Amen") gedruckt ist. Der Zylinder dreht sich bereits durch eine leichte Handbewegung. Andere, größere Gebetmühlen stehen in den Tempeln; sie werden mittels Stricke in Bewegung erhalten. Noch andere setzt man durch Wasser und Wind in Drehung — kurz, man scheut keine Mühe, sich die Gnade der Götter auf dem bequemsten Wege zu sichern. Allerdings ist auch kaum eine größere Verflachung denkbar.

8. Westasien.

([illegible])

[illegible] auch als im Norden, Osten und in der Mitte des Erdteils ist das Rassen- und [illegible] in hohem Maße [illegible]. Nach dieser [illegible] Völkerbewegungen aus dem Inneren Asiens erfolgt; breit und mächtig legt sich ferner der gelben Rasse hier die weiße in den Weg — Grund und Anlaß genug, ein höchst lebhaftes Rassenbild zu ergeben.

Die Bevölkerung der mächtigen vorderasiatischen Wüstentafel, die außer Arabien und Syrien auch Mesopotamien umfaßt, gehört zum größten Teil und seit den ältesten Zeiten der Gruppe der Semiten an. Diese haben sich in merkwürdiger Reinheit erhalten. Zwar ist an den Grenzen gegen Persien und Armenien eine Vermengung mit arischen Völkerschaften eingetreten, auch hat sich hier und da mongolisches und türkisches, ja in Südarabien selbst Negerblut dem semitischen zugesellt, doch kann von der Entstehung wirklicher Mischrassen kaum irgendwo die Rede sein.

Schwer festzustellen ist der arabische Typus. In Südarabien selbst ist er fast schwarz, und das Haar ist kraus wie beim Neger; die Nomadenstämme des Nordens (Taf. 20, Abb. 1) hingegen sind brünett wie der Südeuropäer. Der Lebensweise nach stehen den Nomaden die seßhaften Araber gegenüber. Sie sind Handwerker in Wolle, Leder und Metallen, vor allem aber Kaufleute. Ihre mittelalterlichen Städte Bagdad und Mosul mit ihren bedeutenden Bevölkerungszahlen und der für jene Zeiten fast kosmopolitische Handelsverkehr offenbaren die geschichtliche Bedeutung gerade dieses Handelsgeistes am treffendsten.

Alle nomadischen Hirtenstämme Vorderasiens (und Nordafrikas) fassen wir unter dem Namen Beduinen zusammen. Sie sind die reinsten Vertreter der arabischen Rasse, hager, schmal, selten über Mittelgröße, von braungelber Gesichtsfarbe, mit scharfgeschnittener Adlernase und von vornehmer Haltung. Die Zucht des Kamels, des Schafs und des bekannten schönen Pferdes ist die Beschäftigung aller Beduinen, doch gehören Raub und Krieg fast ebensosehr zu ihren Lebensgewohnheiten, die sich im übrigen heute noch in derselben patriarchalischen Weise abspielen wie zu den Zeiten Abrahams. Das Bild 1 auf Tafel 20 verdeutlicht uns diesen außerordentlich konservativen Zug aufs packendste.

An die vorderasiatische ungefaltete Wüstentafel Arabien-Mesopotamien-Syrien lagert sich im Norden ein sehr gebirgiger Landstrich an, der dem Geographen als der äußerste westliche Ausläufer des großen asiatischen Faltengebirgsgürtels gilt: Kleinasien, Armenien und Kaukasien. Von ihnen ist Kleinasien von den frühesten Zeiten an die Brücke gewesen, die von Asien nach Europa hinüberführt, kein Wunder also, wenn uns hier ein besonders buntes Völkerbild entgegentritt.

Zu den Ariern gehören die seit dem Altertum ansässigen Griechen, die Armenier und die Georgier Kaukasiens; mongolischer Abstammung, nämlich der am weitesten nach Westen gedrungene Zweig der Turktataren, sind die Osmanen. Sie sind zurzeit die politischen Beherrscher ganz Vorderasiens. Als zweifelhafter Abstammung gelten die Kurden (Taf. 21, Abb. 3); von den einen für Arier erklärt, sollen sie nach anderen eine Mischung aus Armeniern, Medern, Mongolen, Tataren, Türken und Arabern sein. Mit den Zigeunern in Zusammenhang bringt man die Jurüken. Reste vorhistorischer, völlig zersprengter Völker endlich sind die Tachtadschy in Lykien und die Kysylbasch in Westturkestan.

Eine eigenartige Wandlung haben die Osmanen erfahren. Physisch ganz in der früheren Bevölkerung Vorderasiens aufgegangen, so daß arische Gesichtszüge (Taf. 4, Abb. 1 u. 2), ein voller Bart und eine große Gestalt die Norm bilden, sind sie dem Charakter nach unverfälschte Turktataren geblieben: tapfer und ritterlich, zäh, mäßig, gastfrei und würdevoll auf der einen Seite, schlaff und energielos, ruhebedürftig und träge, bestechlich und grausam auf der anderen. „Wo der Türke hintritt, wächst kein Gras", heißt es nicht umsonst im Sprichwort. Zwar ist der Bauer ein recht tüchtiger Landwirt; was nützt ihm aber aller Fleiß, wenn er dauernd der Aussaugung durch die Gewalthaber ausgesetzt ist?

Zwei einander grimmig hassende Bevölkerungselemente sind die Armenier und die Kurden. Jene sind nach v. Luschan die kaum veränderten Nachkommen einer alten Urbevölkerung Kleinasiens; die anthropologische Stellung der Kurden ist, wie bereits bemerkt wurde, noch unbestimmt. Von den Armeniern ist der eine Teil gegenwärtig über den ganzen vorderen Orient zerstreut; sie gelten als die unternehmendsten und geriebensten Kaufleute und Händler. Die übrigen sind Bauern, wie schon vor Jahrtausenden; und wie damals, so leben sie auch heute noch in halb unterirdischen Behausungen und in halber Naturalwirtschaft. Auch die Kurden sind zu einem Teil seßhaft; zum größten Teil sind sie jedoch schweifende Nomaden, deren liebstes Gewerbe der Raub und der Kampf gegen jedermann ist (Taf. 21, Abb. 3).

Der Kaukasus endlich ist als wild zerklüftete, zentral gelegene Gebirgsinsel von vornherein zu einem ethnischen Zufluchtsgebiet bestimmt. Die hauptsächlichsten der zahlreichen Völkerschaften, die sich hierher zurückgezogen haben, sind bereits auf Seite 5 aufgezählt worden; neben den karthwelischen Stämmen der Georgier oder Grusinier mit den Unterabteilungen der Grusinier, Gurier, Lasen, Imeretier, Mingrelier, Pschawen, Chewsuren (Taf. 4, Abb. 5) sitzen die uralaltaischen Tscherkessen, Karatschaier, Kabardiner und Bergtataren; neben dem wahrscheinlich iranischen, vielleicht gar germanischen Osseten, der häufig blaue Augen und blondes Haar besitzt (Taf. 4, Abb. 3), haust der seiner Herkunft nach ebenfalls ganz unbekannte Abchase und der Tschetschenze. Eine lediglich durch das einigende Band des Islams zusammengehaltene Gruppe endlich sind die Lesghier.

Insgesamt tritt uns hier im Kaukasus also eine wahre Musterkarte von Völkern entgegen. Und wie verschieden sind diese Völker nach Aussehen, Charakter und Lebensweise!

Zu Fuß, zu Pferde
Derselbe stets; dasselbe Bild
Des Unbesiegten, Ungebeugten —

[illegible] Mongolen [illegible]

[illegible] Russen den Kampf [illegible] nicht leicht gemacht hat. [illegible] und die Form [illegible] zeigt Abb. 2 auf Tafel 2[illegible]. Der [illegible] Haß gegen den [illegible] ist es ja erst gewesen, der von den [illegible] mehr als 100000, von den [illegible] auf russisches Gebiet [illegible] hat.

Die drei Länder Persien, Afghanistan und Belutschistan fassen wir geographisch unter dem Gesamtnamen Iran zusammen. Die Bevölkerung dieses großen Gebiets besteht zum weitaus größten Teil aus [illegible], über die sich seit den Mongolenzügen, in geringerem Maßstab auch schon früher, eine turktatarische Schicht gebreitet hat. Jene sind vorwiegend Ackerbauer und Stadtbewohner, diese Nomaden.

Die Perser, in denen wir [illegible] kein reinarisches Volk zu sehen haben, sind dunkler als die Europäer, von schwarzem Haar, mit großen hellbraunen Augen, feinen und zierlichen Gliedmaßen bei hohem Wuchs und vornehmer Haltung (Taf. 5, Abb. 11). Tracht und Wohnung (langes Hemd unter einem baumwollenen Wams, darüber Rock und Mantel aus Baumwolle oder Seide, weite Hose, Lammfellmütze; Anordnung der mit Teppichen und bunten Geweben reichgeschmückten Wohnräume um einen inneren Hof) sind dagegen asiatischer Natur. Echt orientalisch ist auch die Nahrung, die aus Tschillau (trockenem, gesottenem Reis), Pillaw (Reis mit Lammfleisch), Asch (dicker [illegible]) und Gerstenbrot besteht. Dazu kommen noch Milch, Käse, Wild und mancherlei Obst.

In Afghanistan steht den Stadtbewohnern, Tadschik genannt, die Masse des Volks als Viehzüchter gegenüber. Charakteristisch für den Afghanen ist die gebogene Nase, die auffallend an die der Juden erinnert (Taf. 5, Abb. 8). Als Waffen dienen lange Flinten und Dolchmesser, früher auch Bogen und Pfeile. Mit ihnen hat das Volk den Engländern viel zu schaffen gemacht.

Die Belutschen endlich stehen noch sehr tief im Naturvölkertum. Die Kleidung besteht einfach aus Haartuch, Mütze und Sandalen; nur bei den Reicheren treten an deren Stelle Hemd, Hose, Turban und Wollgürtel. Hauptbeschäftigung ist noch immer der Raub, besonders auf persischem Gebiet.

Die im Südosten des Landes sitzenden Brahui gehören allem Anschein nach zu den Drawida des südlichen Vorderindien, deren am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene Vorposten sie sind.

Mit dem Abstieg in die Stromgebiete des Amu Darja und des Syr Darja betreten wir das Gebiet von Turan, an das sich nordwärts die endlose Kirgisensteppe anschließt. In Turan ist das Völkergemisch außergewöhnlich groß; man hat hier nicht weniger als 26 Einzelbestandteile aufzuzählen vermocht. Es sind im wesentlichen indoeuropäische (arische) und mongolische Elemente, doch beziehen sich die heutigen Benennungen vielfach mehr auf den Wohnort, die Wohnweise und die Beschäftigung als auf die Rassenzugehörigkeit. So führen die Ansässigen, namentlich die Städtebewohner von Buchara und Westturkestan, die Bezeichnungen Sarten, Tadschik, Usbeken und Tarantschen, je nachdem sie in Ferghana, Ostbuchara, Chiwa oder dem Ilital sitzen. Doch ist der Name keineswegs untrennbar an die Örtlichkeit gebunden. Den Habitus dieser Mischtypen zeigen Tafel 4, Abb. 10, und Tafel 5, Abb. 9, 10 u. 12.

Den Westen Turans, das Wüsten- und Steppengebiet zwischen den persischen Randgebirgen und dem Amu, bevölkern die Turkmenen, ein Mischvolk aus indoeuropäischen Urbewohnern (Parthern, Massageten), mongolischen Turkvölkern und Persern. Von ihren neun Stämmen sind die wichtigsten die Achal-Tekke, Jomuden, Ersari, Tschaudor, Ssaryk, Salor und Göklen. Ursprünglich ein höchst unruhiges, stets kampfbereites Reitervolk, das mit Sturmeseile über die umwohnenden Ackerbauer Persiens herzufallen pflegte, sind sie seit ihrer Unterwerfung durch die Russen 1882 notgedrungen friedlicher geworden; zum Teil sind sie heute sogar selbst Ackerbauer. Diesem neueren Zustand entspricht das Bild 2 auf Tafel 21, das aber wenigstens noch die alte Tracht zeigt: langen Rock, große Stiefel, Lammfellmütze.

Die Kirgisen sind räumlich das verbreitetste, an Kopfzahl das größte aller turktatarischen Völker. Über das ungeheure Gebiet zwischen der Wolga und dem Tianschan, dem Amu und dem Ob verstreut, zählen sie rund 2,5 Millionen Seelen. Eingeteilt werden sie in die beiden großen Gruppen der Karakirgisen und der Kirgiskaisaken. Jene, die „schwarzen Kirgisen“, von den Russen Dikokammenije Kirghisy (die in den Bergen wohnenden wilden Kirgisen), von den Chinesen Buruten genannt, schweifen besonders in den Gebirgen Ferghanas und bis zum Amu Darja hinunter; sie zerfallen in die On (die Rechten) und die Sol (die Linken). Die stärker mit westasiatischen Völkerschaften vermischten Kirgiskaisaken bewohnen die Steppe zwischen dem Amu Darja und Tobolsk; sie zerfallen in die Große Horde (Uludschus) in Ssemirjetschensk und der Dsungarei, die Mittlere Horde (Ortadschus) in Ssemipalatinsk, Akmolinsk

und Turkestan bis nach Taschkent hin, und die Kleine Horde (Kitschidschus) um den Aralsee. Zu der Kleinen Horde gehört auch die Innere oder Bukejew-Horde, die im Gouvernement Astrachan auf europäischem Boden wohnt.

Die Kirgisen sind mittelgroß bis klein, aber muskulös und kräftig (Taf. 4, Abb. 4); in Wuchs und Physiognomie stellen sie sich als typische Mongolen dar. Die Kleidung ist die übliche mittelasiatische, die Wohnung die uns bereits bekannte Jurte oder Kibitke (Taf. 21, Abb. 1), die meist zu Dörfern (Aul) vereinigt wird. Feldbau fehlt nicht ganz, doch besteht der Hauptreichtum in gewaltigen Herden von Pferden und Schafen. Demgemäß ist der Wohlstand nicht gering; Kleidung und Wohnung sind oft reich geschmückt.

9. Vorderindien und Ceylon.

(Hierzu die Tafeln 3, 5, 19 und 22–28.)

Vorderindien ist eine Welt für sich. Eine fast ungegliederte Halbinsel von der Größe Westeuropas (3,5 Millionen Quadratkilometer) und mit einer Bevölkerung von rund 300 Millionen Seelen, wird es im Norden durch den gewaltigen Gebirgswall des Himalaja und seiner westlichen Fortsetzungen, im Nordwesten durch unwegsame Wüsten, im Westen und Osten durch sehr inselarme Meere von der Außenwelt abgeschlossen. Nur ein einziges Tor, das von Kabul-Peschauer im Nordwesten, vermittelt die Verbindung nach außen; hier haben wir denn auch den Schlüssel zum Verständnis mindestens der neueren Rassen- und Völkergeschichte Vorderindiens zu suchen.

Die historische Zeit der Halbinsel beginnt im Verhältnis zu der unsrigen früh; sie setzt um 2000 v. Chr. mit der Einwanderung der Arier ein, die von den Hochflächen Irans durch jene nordwestindische Pforte in das Fünfstromland herniederstiegen. Schon damals begann der auch heute noch nicht vollendete Amalgamierungsprozeß mit den alteingesessenen Völkern, als dessen letztes Ergebnis wir den heutigen Hindu und seine eigenartige Kultur vor uns sehen.

Diesen arischen Wellen — man wird an eine ganze Periode der Zuwanderung von Iran her denken müssen — sind andere gefolgt. In der hellenistischen Zeit, von 240 bis in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, blühte im ganzen Nordwesten, vom Pendschab bis Gudscherat und vom Indus bis zum mittleren Ganges, griechisches Wesen und griechische Kultur, war doch Nordwestindien damals eine Provinz des griechisch-baktrischen Reiches. Dem Einfluß dieser Kultur auf die gesamte süd- und ostasiatische Kunst werden wir noch mehrfach begegnen.

Reich sind die letzten 2000 Jahre an Auflagerungen neuer Schichten. Im Jahre 100 v. Chr. drang der skythische Stamm der Saken den Indus hinab bis nach Gudscherat; 25 v. Chr. vernichtete der Kuschanafürst Kadphises die letzten Reste griechischer Herrschaft in Nordwestindien. Seit dem Jahr 1000 durchzogen, die Begründung des Reichs der Ghasnawiden und der Ghoriden einleitend, turko-afghanische Horden das Land. Im 13. Jahrhundert eroberten Turktataren Delhi, später andere mongolische Herrscher ganz Nordindien. 1526 endlich begründete Sultan Baber von Ferghana sein gewaltiges, bis an das Vindhyagebirge reichendes Mongolenreich.

Das sind die historisch feststellbaren großen Einwanderungen. Von den zahlreichen kleineren bemerkenswert ist vor allem die der Parsen, der feueranbetenden Iranier, die 717 vor der Bekehrungswut der Anhänger Mohammeds Persien verließen, um sich an der Westküste Vorderindiens niederzulassen.

Unter diesen menschheitsgeschichtlich modernen Auflagerungen liegt nun die alteingesessene Bevölkerung. Nach dem gegenwärtigen Stand der indischen Volksforschung vermögen wir in ihr zwei Schichten zu unterscheiden: die drawidische, die zur Einwanderungszeit der Arier die Oberschicht in ganz Vorderindien bildete, heute aber auf das Dekan beschränkt ist, und die austroasiatische oder indoaustralische. Wesen und Umfang dieser letzteren Schicht werden erst in jüngster Zeit mehr und mehr erkannt. Sie umfaßt ebenfalls dunkelfarbige Völker, ebenso wie die drawidische, reicht aber über Vorderindien weit nach Osten hinaus bis tief nach Hinterindien und Malakka hinein, ja sogar bis nach den Nikobaren hinüber. Hier in Hinterindien faßt man diese Gruppe einstweilen unter dem Namen Mon-Khmer-Völker zusammen. Insgesamt nennt W. Schmidt sie austroasiatisch, während Volz den Namen Indoaustralier vorschlägt.

Der Versuch, an diesen Vertikalschnitt durch die Bevölkerung Vorderindiens auch eine Übersicht der Stämme und Völker oder, was zu einem Teil dasselbe ist, der Kasten anzuschließen, muß ohne weiteres an der Fülle der Namen scheitern. Nur einiges Wenige sei hervorgehoben. Den vorderindischen Zweig der Austroasiaten fassen wir sprachlich unter dem Begriff der Munda oder Munda-Kolh oder Kolarier zusammen. Zu ihnen gehören die Munda, Kolh, Santal, Bhumidsch, Bhil, Ho, Dhangar und andere mehr. Sie erfüllen die östliche Hälfte des Zentrums von Vorderindien. Dem Typus nach ist diese Gruppe größer als die Hindu, von grobem Gesicht, platter Nase, vorspringenden Backenknochen, grobem schwarzen Haar. Die Santal und einige andere Stämme ausgenommen, leben sie noch heute auf recht primitiver Stufe (Taf. 22, Abb. 3). Ob auch die Bewohner des Nilgirigebirges an der Westküste, die

Badaga, Kota und Toda hierhergehören, erscheint noch ungewiß. Soziale Gliederung (aristokratische und Pariatypen), Beschäftigung (Rinderzucht), vor allem aber der Habitus der Toda mit ihren stattlichen Gestalten, der stolzen Römernase, dem lockigen Haar und dem wallenden Bart (Taf. 28, Abb. 1), spricht vielmehr für die Notwendigkeit, in diesen Völkern oder doch wenigstens den Toda eine sehr rein erhaltene Form des Urdrawidatums zu sehen.

Die Hauptabteilungen der *Drawida* sind bereits auf Seite 5 aufgezählt worden; ihrer vermutlichen, wenn auch weit zurückliegenden Verwandtschaft mit der weißen Rasse ist auf Seite 2 Erwähnung getan. Physisch sind für sie bezeichnend: mittlerer Wuchs, dunkle Hautfarbe, lange Gliedmaßen bei breiter Brust, ovales Gesicht, volle Lippen, dichtes Haar (Taf. 23, Abb. 1). In den heißen Küstenländern besteht die Kleidung lediglich aus Scham- und Kopfbinde; in den kälteren Binnenlandregionen ist sie reicher.

Erklärlicherweise ist die 4000jährige innige Berührung mit den arischen Einwanderern ebensowenig spurlos an den Drawida wie an den Eroberern selbst vorübergegangen; jene haben unter dem Druck der Verhältnisse die alte schweifende Sammelwirtschaft zugunsten des Ackerbaues aufgegeben; diese sind aus hellfarbigen, energischen und tatenfrohen Hirten und Kriegern zum braunen, schlaffen, energielosen *Hindu* (Taf. 5, Abb. 2) geworden. Dem heißen Klima des Gangestales hat der Charakter auf die Dauer nicht zu widerstehen vermocht.

Die Kultur der Inder ist mit kurzen Hinweisen überhaupt nicht zu schildern; die Menge des Volkes und die physische Verschiedenartigkeit der einzelnen Landesteile hat sie dafür zu mannigfaltig gestaltet. Nur ein paar Züge sollen hervorgehoben werden. Die Begriffe Indien und Kastengeist sind für uns nahezu identisch. Die Zahl dieser *Kasten* ist in der Tat gewaltig, und die politische und wirtschaftliche Schädigung des ganzen Landes ist durch sie zur Dauererscheinung geworden. Gleichwohl geben die gegenwärtigen Verhältnisse nur ein verwischtes Bild des Zustandes, wie er bis zum Aufkommen des Buddhismus oder gar bis zu einem noch weiter zurückliegenden Zeitpunkt — man spricht sogar von 1200 v. Chr. — bestanden hat. Danach zerfiel das Volk in die Brahmanen (Priester), Kshatriya (Krieger), Vaisya (Ackerbauer) und Sudra (unterworfene Eingeborene). Von ihnen haben die Brahmanen den alten indoeuropäischen Typus besonders im nördlichen Indien ziemlich rein bewahrt, während sich südlich des Breitenkreises von Orissa auch unter ihnen viele dunkelhäutige Erscheinungen finden. Für die Kriegerkaste der Kshatriya und die große Menge des gewöhnlichen Volkes der Einwanderer haben, von den ersten blutigen Zeiten nach der Eroberung des Pendschab und des Gangestales abgesehen, so starke Bestrebungen nach Reinhaltung des Arierblutes und der Kaste nie bestanden; beide Gruppen sind denn auch stark hinduisiert. Diese Blutmischung auf der einen Seite, die mit der steigenden Kultur immer mehr zunehmende berufliche Aufteilung auf der anderen sind die beiden Hauptursachen dafür, daß die Bevölkerung des heutigen Indiens in so zahllose Einzelkasten aufgelöst ist. Selbst die Brahmanen zerfallen in eine große Anzahl derart differenzierter Abstufungen, zwischen denen keine Wechselheiraten stattfinden und die ihrerseits sich noch einmal in Sippen mit exogamischen Ehegesetzen zerlegen.

Die Kastenunterschiede treten auch äußerlich in der *Tracht* zutage; insbesondere sind auch die elendesten und verkommensten Brahmanen sogleich an dem Bändchen zu erkennen, das sie um den Hals tragen. Bei ihnen besteht es aus locker mit der Hand gedrehten Baumwollfäden; die Kshatriya tragen eine Hanfschnur, die Vaisya eine solche aus Schafwolle. Scharf hebt die Tracht auch die Mohammedaner aus der Bevölkerung heraus; ihre Männer tragen den Turban; auch gehen Männer und Frauen weiß, wie im übrigen die Brahmanen und die Parsen auch. Für den Hindu im allgemeinen ist, im Gegensatz zu den meist recht primitiv gekleideten Bergstämmen, die Neigung zu Prunk und Überladung bezeichnend; insbesondere liebt man Ringe an allen Körperteilen und in großer Zahl (Taf. 23, Abb. 2). Auch Gesichtsbemalung, Schwärzen der Augenbrauen und Tätowierung sind beliebt.

Im *Wohnbau* herrschen mehr durch das vorhandene Material bedingte regionale als Rassenunterschiede; in Bengalen bestehen die Häuser aus Holzgerüst und Mattenumhüllung, im Nordwesten und Zentrum aus gebrannten Ziegeln. Die Naturvölker endlich behelfen sich mit Höhlen, einfachsten Strauchhütten und solchen aus Stroh, Rottang und Bambus (Taf. 22, Abb. 3; Taf. 28, Abb. 1).

In der *Ernährung* spielt der Reis, besonders im Gangestal, in Assam und der Ostseite des Dekans, die größte Rolle; mehr im Westen treten Hirse und Weizen in den Vordergrund; Pflanzenkost wird ganz allgemein bevorzugt, ja sie kann für Indien als Regel angesprochen werden.

Unter den *Beschäftigungen* steht der Ackerbau obenan; von der Bevölkerung sind rund zwei Drittel Feldbauer. Aber dieser Ackerbau steht noch immer auf niedriger Stufe; nur hier und da schwingt er sich zu einer intensiveren Form (z. B. Terrassenbau; Taf. 26, Abb. 1) empor. Das großartige System künstlicher Bewässerung im Gangestal, das die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes auf eine ganz andere Basis gestellt hat, ist erst von den Engländern ins Werk gesetzt worden. Die Rinderzucht steht trotz der hohen Verehrung der Hindu für die Kuh auf niederer Stufe; auch Pferd und Schaf sind höchst minderwertig.

Das unzweifelhaft fesselndste Bild innerhalb der Völkerkunde Vorderindiens gewähren indessen die *Religionsverhältnisse*. Die älteste Reli-

gionsform der indischen Arier ist niedergelegt in den Veden (Rigveda, Ric — Lied, Gedicht; veda das [heilige] Wissen). Ihr Grundelement ist ein Dämonen- und Zauberglaube ohne jede Vorstellung bestimmter höherer Wesen, wie er nach neueren Untersuchungen der Menschheit ursprünglich ganz allgemein eigentümlich gewesen zu sein scheint (s. Kapitel VIII 4e, S. 134). Darüber lagert sich eine Schicht von Naturgöttern, vor allem Agni, das aus dem Reibholz geborene Feuer, Surya, die Licht, Wärme und Leben spendende Sonne, und Indra, das mit dem Blitz die Wolken spaltende Gewitter; ferner Varuna, der Mondgott, und der böse Rudra, der Orkan, der vor der Gewitterwolke hertobt, der Seuchensender. Ihnen allen machte man sich angenehm durch Vorsetzen von Mahlzeiten und von Soma, dem heiligen Trank der alten Indoarier. Aus dieser vedischen Religion entstand durch Spekulation die Idee des Brahma, des All-Einen, der Weltseele; aus der Idee endlich die konkrete Gestalt eines höchsten Gottes Brahma selbst.

Infolge der wachsenden Vermischung mit den Ureinwohnern entwickelte sich ein ausgeprägter Seelenwanderungsglaube. Aus derselben Quelle entspringen dann aber auch die ganz dem Hindutum angepaßten Götter Wischnu und Siva. Dieser wird heute besonders im Süden des Landes verehrt, der andere mehr im Norden. Siva ist der Zerstörer, zugleich der Reiniger; seine Attribute sind Dreizack und Jagdnetz, eine Kette von Schädeln um den Hals, auf dem Kopf der Mond; ein drittes Auge auf der Stirn. Seine Gattin ist Parvati (Kali, Durga). Verehrt wird er unter dem Symbol des Phallus (Linga) als des Symbols der schaffenden Natur. Wischnu ist der Erhalter; wenn Götter oder Menschen in äußerste Not geraten, bringt Wischnu ihnen durch seine Inkarnationen Rettung. Zehnmal ist er so herabgestiegen: als Frosch, Schildkröte, Eber, als Mannlöwe usw.; schließlich als Krischna. Seine Attribute sind vier Arme, eine Keule, Muschel, Diskus und Lotos. Er reitet auf dem Vogel Garuda. Seine Gattin ist Lakschmi.

Um diese beiden großen Göttergestalten rankt sich der Hinduismus von heute. Er zersplittert sich in unzählige religiöse Kasten und Sekten und nimmt aus dem alten Dämonenglauben der vorarischen Bevölkerung ständig Neues in sich auf. Er hat keine festen Dogmen, ruft den Eindruck des Zerfalls hervor und hat doch feste, bleibende Grundzüge. Oben ist er höchste Philosophie, unten krasser Aberglaube und wüster Fetischdienst. Rauschend und prunkvoll ist der Kultus. Den in großartigen Tempeln (Taf. 26, Abb. 2; Taf. 27, Abb. 6) stehenden Götterbildern, etwa dem Linga Sivas, naht man in gewaltigen Prozessionen (Taf. 25, Abb. 2) mit festlicher Beleuchtung, Glockenläuten, Blumenspenden, Musik und Tanz der Bajaderen. Riesige Pilgerscharen strömen zusammen; Pantomimen werden aufgeführt und Mysterien. An den heiligen Badeorten aber drängen sich die Gläubigen, sich dort die Sünden abzuwaschen. Kranke und Sterbende bringt man nach Benares, Indiens heiliger Stadt, um sie das heißersehnte Grab in den Fluten des Ganges finden zu lassen.

Stirbt der Hindu, so bahren seine Söhne und Enkel den Toten je nach ihren Mitteln auf. Der älteste Sohn läßt das Haupt des Vaters rasieren, bindet Ringe von Kusagras um seine Hände und trägt den Toten mit Hilfe anderer Verwandter hinaus zum Scheiterhaufen. Die übrigen Hausgenossen gehen mit, indem sie über den Toten hinweg Blumen und Süßigkeiten, Kupfer- und Silbermünzen unter die Leute werfen und dabei sprechen: „Sri Ram nam sat hai" („Der Name von Sri Ram ist wahrhaftig"). Auf dem Brandplatz (Taf. 23, Abb. 3) legen sie den Toten nieder, opfern den Manen eine Kugel aus Reis, Milch und Blumen, gießen auf allen vier Seiten um den Leichnam her Wasser auf die Erde und zerbrechen ein Gefäß. Dann wird der Tote verbrannt. Nach vier Tagen sammelt man die noch übrigen Reste in ein an der Sonne getrocknetes irdenes Gefäß, wirft sie in den nächsten Teich oder Fluß oder sendet sie nach dem Ganges, in den sie versenkt werden.

Eine andere Bestattungsart ist den Parsen eigen. Über die Herkunft dieses eigenartigen Bevölkerungselementes ist bereits berichtet worden (S. 19). Heute sitzen sie, fast 100000 Seelen stark, in und um Bombay; ein Rest von ca. 9000 Köpfen ist unter dem Namen Gebern (von Kafir, Ungläubiger) in den persischen Landschaften Yezd und Kirman verblieben. Der Beschäftigung nach sind die vorderindischen Parsen Kaufleute von hervorragender Begabung, in deren Händen ein nicht unbeträchtlicher Teil des Bombayer Handels ruht. Die Männer sind an ihren hohen, mit Glanzstoff überzogenen Hüten kenntlich; die Frauen tragen helle, farbige Gewänder (Taf. 22, Abb. 1) und zeigen sich unbedenklich auf der Straße.

Treu hängen die Parsen an ihrem alten Zoroastrismus mit seinem Feuerkultus und auch an ihren sonstigen Sitten. Das Feuer in den Tempeln ist ewig; in den Elementen verehren sie den Schöpfer. Ihre Moral gipfelt in dem Manashni, den guten Gedanken, dem Gavashni, den guten Worten, und dem Kunashni, den guten Werken.

Merkwürdig sind ihre Dakhma, die Türme des Schweigens (Taf. 24, Abb. 1). Auf den höchsten Hügeln gelegen, bestehen sie aus einer Umschließungsmauer, innerhalb deren drei konzentrische Kreise schräg nach innen geneigter Platten einen zentral gelegenen Brunnen umgeben. Vom Dakhmahügel abwärts führt eine Treppe; in einem kleinen Gebäude am Eingang brennt das ewige Feuer. Ringsum auf den Bäumen und dem Mauersims hocken dichte Scharen von Geiern.

Des toten Parsen harrt kein Grab und kein Scheiterhaufen; Erde und Feuer würden durch ihn verunreinigt werden. Aufgebahrt liegt er auf einer der Platten im Dakhma. Da naht der Nassa

[illegible] der Throne. [illegible] er [illegible] des [illegible] auf, [illegible] in [illegible] zu [illegible]. [illegible] Die [illegible] des [illegible] „[illegible]" in [illegible] genannt.

Eine Abgesondertheit [illegible] des indischen Volkslebens ist das Fakirtum. Eigentlich versteht man unter Fakir einen Bettler mohammedanischen Glaubens; bei den Hindus heißen sie Gosawami oder [illegible] den [illegible] Bettler, bei den [illegible] Jogis. [illegible] diese Leute einsam als [illegible] oder gemeinsam in Klöstern oder aber [illegible] auf Kosten anderer ein faules Leben [illegible]. Noch andere durchziehen als Verkäufer von Amuletten und Geheimmitteln das Land, [illegible] andere als Gaukler. Eine Lieblingsbeschäftigung endlich ist das Schlangenbeschwören (Taf. 18, Abb. 1), wobei sie mit der giftigen [illegible] umgehen, als [illegible] das harmloseste Tier.

Die indische Kunst baut sich auf religiöser Grundlage auf; ihre Erzeugnisse wechseln daher nach Art und Stil auch mit dem Wechsel der Religionssysteme. Dauernde Kunstwerke besitzt das Land erst seit dem Auftreten des Buddhismus im 3. Jahrhundert v. Chr. Die Architektur dieser Zeit ist [illegible]; sie erscheint in den Formen von Denksäulen (Stambhas) mit Inschriften, und von Stupas, Grabmälern von Königen oder Reliquienbehältern, die aus einem quadratischen Unterbau mit massivem Aufbau in Form einer Halbkugel bestehen (Taf. 27, Abb. 2). Oben setzt sich die Kuppel in Form eines Schirmes fort. Eine [illegible] Steinsäulen, die die Stupas oder auch heilige Bäume in Form eines Zaungeländers umgeben, dessen Nachbildung sie in der Tat auch sind. Den berühmten Steinzaun von Sanchi mit seinem reichen Reliefschmuck zeigt Taf. 27, Abb. 1. Die letzte Form sind in Felsen gehauene Tempel- und Klosterbauten, in deren [illegible] Rotunde sich die Stupa und vor ihr der Buddha erheben (Taf. 27, Abb. 3). Der hier wiedergegebene Tempel von Karli stammt aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.

Von eigenartiger Wirkung auf den Orient sind der Zug Alexanders des Großen und die Reichsgründungen seiner Nachfolger in Nordwestindien gewesen, indem sie hier zunächst eine ganze Kunstrichtung geschaffen, im weiteren Verlauf der Geschichte jedoch die buddhistische Kunst bis zum fernen Japan hin beeinflußt haben. Dieses Zusammenhanges wegen nennen wir diese Kunst die gräko-buddhistische Kunst oder die Gandharakunst, weil sie sich zuerst im alten Reich Gandhara feststellen läßt. Ihr Wesen besteht in der Übernahme griechischer Faltenwurfs und griechischer Gesichtszüge bei den Bildwerken (Taf. 27, Abb. 4), überhaupt des griechischen Stils, jedoch unter gleichzeitiger Beibehaltung der altindischen Formenwelt. Die Gandharakunst ist bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. ausgeübt worden.

Vom 6. Jahrhundert an wird in Vorderindien der Buddhismus durch den Brahmanismus oder richtiger Hinduismus verdrängt. Die Bildnerei zeigt eine Weiterentwickelung zu vielarmigen und vielköpfigen Gottheiten (Taf. 27, Abb. 7), der Grottenbau aber entwickelt sich zu großartigen Hallenbauten. Ganze Berge werden jetzt ausgehöhlt (Taf. 27, Abb. 3), ja man arbeitet selbst freistehende Tempelanlagen aus dem Bergeshang heraus (Taf. 27, Abb. 5). In Nordostindien bei Orissa entstehen jetzt mörtellos aufgebaute Sandsteintempel mit Kegeltürmen, im äußersten Süden aber jene wundervollen Anlagen, von denen Taf. 26, Abb. 2, und Taf. 27, Abb. 6 nur einen schwachen Begriff zu geben vermögen: konzentrische Viereckumfriedigungen mit säulenreichen Pilgerhallen und Teichen, über den Portalen aber mit gewaltigen und doch zierlichen vierseitigen stufenförmigen Pyramidentürmen.

Außer Tibet, China und Japan sind natürlich auch die näher liegenden Länder Kaschmir und Ceylon von Indien aus beeinflußt worden; eine besondere Blüte haben vorderindische Baukunst und Bildnerei jedoch in Hinterindien und auf den Großen Sundainseln gefunden. Dort sind es die prachtvollen Tempelbauten von Birma (Taf. 27, Abb. 8), Siam (Taf. 25, Abb. 1) und Kambodja, hier der Borobudur (Taf. 29, Abb. 1) und viele andere Bauten auf Java und Bali.

Die Insel Ceylon beherbergt im wesentlichen drei Bevölkerungselemente: die Wedda, Singhalesen und Tamulen. Ein viertes Element sind die Burghers, Mischlinge zwischen Europäern und Eingeborenenfrauen; ein fünftes die Mauren oder Indoaraber, mit sehr semitischem Typus. Von ihnen allen ist die Rassenstellung klar, ausgenommen bei den Singhalesen und Wedda. In jenen fließt nach allgemeiner Annahme indogermanisches (arisches) Blut, das auf dem Seewege von Nordwestindien her eingedrungen sein muß; die Wedda hingegen haben wir bereits als den weitabgedrängten Rest einer alten Urrasse kennen gelernt, die den Drawida (und auch den Australiern?) näher zu stehen scheint als den Kolariern, Austroasiaten oder Indoaustraliern; Emil Schmidt wenigstens behauptet die Gemeinsamkeit vieler Züge zwischen Wedda und Tamulen.

Die Singhalesen sind mittelgroß, von feinen und regelmäßigen Zügen; namentlich die Frauen sind oft überraschend schön. Dem Charakter nach sind sie höflich, klug und ernst, so daß Knox von ihnen sagen konnte: „Man nehme einen Ackersmann vom Pfluge weg und weiche ihm den Unflat ab, so ist er schon geschickt, ein Königreich zu regieren." Leider steht die geistige Schlaffheit der Tiefland-Singhalesen mit dieser Würde nicht im Einklang; auch die Kleidung nicht, die mit ihrem quer-

gestellten Haarkamm die Männer direkt weibisch erscheinen läßt (Taf. 3, Abb. 2). Dem Bekenntnis nach gehören die Singhalesen dem Buddhismus an, der sich hier, wenn auch nicht rein, sondern mit bedenklicher Neigung zum südindischen Dämonenkult, in der Form der sogenannten südlichen Schule erhalten hat.

An Stelle des altarischen Kastenwesens haben sich in Ceylon die Berufskasten ausgebildet: die Goiwansa (hohe Beamte, Landbesitzer), Karawo (Fischer), Tschaudo (Palmweinbauern), Atschari (Handwerker aller Art), Baddahelayo (Töpfer) usw.; fernerhin eine große Anzahl niederer Berufskasten. Eine wirkliche Pariastellung nehmen allein die Rodiya ein, denen schlechterdings jede Gemeinschaft, von einer Berührung ganz zu schweigen, mit anderen Menschen untersagt ist.

Die Wedda, der ursprünglichste und interessanteste Bevölkerungsbestandteil der Insel, sind klein und zierlich von Gestalt, die Männer 153 bis höchstens 160 cm hoch, dunkel schokoladefarben, mit entschieden welligem Haar (Taf. 3, Abb. 1). Charakteristisch ist die tiefe Einsenkung der Nasenwurzel und die große Lücke zwischen der großen und der zweiten Zehe, beides ausgezeichnete Belege einer niedrigen Rassenstellung und hohen Rassenalters. Ursprünglich schweifende Jäger in der inselbergdurchsetzten Parklandschaft der Osthälfte der Insel, hausten sie unter Felsen oder hinter höchst einfachen Windschirmen oder im Freien; früher ganz nackt, heute mit einem Zeugschurz oder einem solchen aus grünen Zweigen bedeckt. Dem Wilde folgten sie mit Bogen und Holzpfeilen; von Nahrungsmitteln anderer Art schätzten sie Honig und etliche wildwachsende Früchte. Die Ehe war streng monogam; geheiratet wurde besonders bei den periodischen Zusammenkünften auf den Bergen, wenn in der nassen Jahreszeit die Ebene versumpft war. 1850 soll es noch 8000 Wedda gegeben haben; 1881 zählten sie 2228, 1891: 1229; heute sind die geringen Reste von den Engländern in bestimmten Dörfern untergebracht.

10. Hinterindien und Indonesien.

(Hierzu die Tafeln 3, 18, 19, 24, 25 und 29—34.)

Seiner Lage nach ist Hinterindien trotz aller Ähnlichkeit des Umrisses von Vorderindien sehr verschieden. Zwar wird es wie dieses im Westen und Osten von inselarmen Meeren begrenzt, auch lagern im Norden Gebirge und im Süden Inseln, aber diese Gebirge bilden keinen geschlossenen Wall, wie der Himalaja, sondern öffnen sich fächerförmig immer breiter und zugänglicher in den Rumpf der Halbinsel hinein; die Inseln aber sind der Anfang eines ganzen Archipels, einer förmlichen Inselwelt, die allein schon durch ihren Umfang menschheitsgeschichtlich nicht ohne Bedeutung sein kann.

Unter diesen Umständen ist Hinterindien in noch höherem Grad ethnisches Mischgebiet als Vorderindien. Die Franzosen nennen es Indochina und bezeichnen damit sehr treffend den Hauptcharakterzug der hier eingetretenen Völkermischung. In der Tat ist die gegenwärtige Bevölkerung selbst, wie auch ihre Kultur, zu einem Teil von Vorderindien, zum andern von China her am stärksten und nachhaltigsten beeinflußt worden.

Doch auch hier haben wir als Unterschicht ältere Elemente. Das eine ist eine sehr kleinwüchsige, schwarzbraune protomorphe Rasse mit schwarzem, krausem Haar. Wegen dieser Ähnlichkeit mit dem afrikanischen Neger und im Hinblick auf den kleinen Wuchs — 140 bis 150 cm bei den Männern — nennen wir sie Negrito. Reste von ihnen finden sich in Gestalt der Mincopie auf den Andamanen (Taf. 3, Abb. 8), in Gestalt der Mendi oder Menik (malaiisch: Semang und Pangang) auf Malakka, als Negrito im engeren Sinn oder Aëta (Taf. 3, Abb. 10; Taf. 18, Abb. 3; Taf. 24, Abb. 3) im Inneren der großen Philippineninseln.

Das andere protomorphe Element ist der östliche Zweig der Austroasiaten oder Indoaustralier; er umfaßt hier die uns bereits bekannte Gruppe der Mon-Khmer-Völker mit ihren zahlreichen Zweigen (Mon, Khmer, Bahnar, Stieng, Moi mit Samreh, Kha So, Kha Thampuen, Schong, Huei, Hin usw.), die Palong (Taf. 3, Abb. 4), Wa und Riang auf dem breiten Rumpf der Halbinsel, die Senoi (malaiisch Sakei; Taf. 11, Abb. 1) auf Malakka, die Urbewohner der Nikobaren und von Engano, die Kubu in den Urwäldern Südsumatras, die Toāla von Celebes. Vielleicht gehört auch die Urbevölkerung des südlichen China hierher. Mehr oder minder intensive Mischungen zwischen dieser alten Schicht und den Malaien sind schließlich die Tenggeresen und Baduwi auf Java, die Binnenlandstämme von Sumatra und Borneo und die Alfuren des östlichen Malaiischen Archipels.

Innerhalb der jüngeren Bevölkerungsschichten lassen sich folgende Gruppen und Stämme unterscheiden:

Die Thaivölker (Thai = freier Mann) mit den Thai im engeren Sinn oder Siamesen, den Laos, Ahom, Khamti, Khassia. Zu den Khamti gehören auch die Miaotse in Südchina. Sitze der Thaivölker (Taf. 3, Abb. 5) sind die sogenannten Schanstaaten in Nordsiam und der Osten von Oberbirma.

Ganz weit im Norden, zwischen dem 20. und 28.° nördl. Br., wohnen die Katschin (Tschingpo, Singpo; Taf. 24, Abb. 4), ein erst im 19. Jahrhundert von Assam nach Süden vorgedrungenes Volk, das anscheinend aus Tibet stammt. Es ist noch heute ein wildes Bergvolk. Mehr gegen Indien zu wohnen die Tschin, die Naga, Luschai und Manipuri; in Unterbirma endlich die Karen, die

sich selbst für die Nachkommen einer chinesischen Heeresabteilung halten, auch eine dem Chinesischen verwandte Sprache reden.

Politisch zerfiel Hinterindien vor dem Eingreifen der Engländer und Franzosen in die Reiche Birma, Siam, Annam, Tongking, Kochinchina und Kambodja. Der Mehrzahl dieser außer Siam heute von Europäern regierten Staatsgebiete entspricht eine herrschende Oberschicht der Bevölkerung, die wir kurzweg als Birmanen (Taf. 3, Abb. 6; Taf. 11, Abb. 2), Siamesen, Annamiten, Kochinchinesen usw. bezeichnen. Über die Herkunft und die Bestandteile aller dieser Völker sind wir einstweilen noch im unklaren; wir treffen aber wohl das Richtige mit der Annahme, daß oftmals und zu den verschiedensten Zeiten Völkerstämme von China her aus dem Norden, von Indien her aus dem Westen eingedrungen sind, die die Urbevölkerung in die unzugänglichen Teile des Landes vertrieb oder aber aufsog, um sich selbst in den breiten und fruchtbaren Tälern des Irawadi, Menam, Mekong und des Roten Flusses niederzulassen und dort Reiche zu gründen. Dabei sind diese ursprünglich sicherlich sehr heterogenen Reichsgründer — auch malaiisches Blut fließt ohne Zweifel in ihnen — zu wirklichen Nationen geworden.

Das Kulturbild ist fast ebenso mannigfach wie ihre Träger selbst. Während die Berg- und Inselstämme zu keiner höheren Stufe gelangt sind, wie ihre Verwandten in Vorderindien auch, nehmen die Birmanen, Siamesen, Annamiten, Kambodjaner, Kochinchinesen und Tongkinesen den Rang von Halbkulturvölkern ein.

Die Senoi z. B. sind ein unstet schweifendes Sammelvolk, dessen kleine Horden nur unter malaiischem Einfluß seßhaft zu werden pflegen. Wurzeln und Waldfrüchte sind ihre Nahrung, Laubdächer, Höhlen, Hütten einfachster Bauart und auf Bäumen angebrachte Plattformen ihre Wohnung. Rindenstoffe bilden ihr Kleid; das Blasrohr mit dem in den giftigen Saft des Upasbaumes getauchten Geschoß ist ihre Waffe (Taf. 11, Abb. 1).

Die Nikobaresen (Taf. 3, Abb. 7) hatten zwar die Kochkunst bereits vor der Berührung mit den Europäern erlernt — im ethnologischen Teil (S. 106) werden wir sehen, daß diese Kunst immerhin eine wirkliche Errungenschaft ist —, aber zur Töpferei hatten sie es noch keineswegs gebracht, erhitzten vielmehr das Wasser in einem Gefäß aus Baumrinde (Taf. 24, Abb. 2). In welch urwüchsiger Weise aber die Inlandstämme der Andamanen ihr musikalisches Bedürfnis zu befriedigen suchen, zeigt sehr hübsch Tafel 32, Abb. 1. Der Kapellmeister und Hauptmusikant zugleich bearbeitet mit dem einen Fuß einen brettartig dünn ausgehöhlten Halbzylinder aus festem Holz, der eine erhöhte Drehungsachse durch Unterlegen eines Querholzes erhalten hat. Der durch den Fußtritt hervorgerufene Ton ist laut und hallend und nicht übel. Zu dem Takt des Schallzylinders arbeiten die Umstehenden mit Beinen und Armen rhythmisch mit.

Bei den herrschenden Völkern ist es bemerkenswert, daß der indische Einfluß sich zwar früher geltend gemacht hat als der chinesische, und daß er die Halbinsel fast in ihrer gesamten Erstreckung durchsetzt haben muß, daß aber der chinesische schließlich stärker geworden ist als sein Vorgänger. Noch ist das ganze große Gebiet von Oberbirma im Nordwesten bis Kochinchina im Südosten bedeckt von zahllosen Tempelruinen mit reichen Skulpturwerken und Sanskritinschriften als Zeugen ehemaliger brahmanischer Herrschaft wenigstens über die Geister Hinterindiens; in den Ruinen von Angkor Thôm und Angkor Wat (erbaut 825 n. Chr.) in Kambodja hat diese brahmanische Tochterkultur sogar architektonische Triumphe gefeiert, wie sie kaum im Mutterlande selbst und auf Java gezeitigt worden sind.

An diesen Tatsachen hat auch der mit dem Brahmanismus fast gleichzeitig von Vorderindien herübergekommene Buddhismus wenig zu ändern vermocht. Zwar gilt der Buddhismus seit langem als offizielle Religionsform großer Teile Hinterindiens, und zahllos sind die bildnerischen Darstellungen aus seinem Pantheon in den zahlreichen Tempeln. Aber neben diesen Buddhafiguren stehen seelenruhig die Stein- und Bronzefiguren von Wischnu, Siva und dem elefantenköpfigen Ganesha. Sie werden zwar nicht mehr als Götter verehrt, wohl aber als Heroen gefeiert. Im gleichen Sinn ist auch Wischnu noch immer das Wappenbild im königlichen Banner von Siam. Auch die zahlreichen Sanskritlehnworte in den modernen hinterindischen Sprachen sprechen für die Tiefe, in der hier einst der Brahmanismus Wurzel geschlagen hat. Schließlich zeugen auch die modernen großartigen Tempelbauten in Siam und Birma für die Nachhaltigkeit und Größe des indischen Einflusses. Von ihrer halb barbarischen Pracht soll wenigstens ein Bild (Taf. 25, Abb. 1) einen schwachen Eindruck zu geben versuchen.

Demgegenüber hat sich ganz ebenso allgemein der chinesische Einfluß wie eine Schicht über die ganze Halbinsel gelegt. Doch diese Schicht ist nicht überall gleichstark, sie ist vielmehr am kräftigsten schon aus rein geographischen Gründen in den östlichen Teilen des Landes, in Tongking, Annam und Kochinchina. Schon in dem fast rein chinesischen Aussehen der Tongkinesen und Annamiten tritt dieser innige Zusammenhang zutage, von tausend anderen Dingen, ja der Gesamtkultur in allen ihren Zügen ganz abgesehen. Dergestalt ist es, um einen Endeindruck zu gewinnen, wohl am richtigsten, zu sagen, daß Hinterindien in eine chinesische Osthälfte und eine indische Westhälfte zerfalle. Malaiischer Einfluß ist in beiden Hälften festzustellen, am meisten jedoch in der westlichen.

Indonesien oder, wie er nach seinen Bewohnern oft genannt wird, der Malaiische Archipel ist mit 2 Millionen Quadratkilometern fast viermal so groß wie das Deutsche Reich; mit mehr als

45 Millionen Einwohnern kommt es Österreich-Ungarn gleich. Der Archipel umfaßt die Großen und Kleinen Sundainseln, die Molukken und die Philippinen, insgesamt eine schier unendliche Zahl von großen und kleinen Eilanden.

Hauptelement der Bevölkerung sind die Malaien (Taf. 19, Abb. 3). Von einer älteren anthropologischen Schule (Blumenbach) zu einer besonderen Rasse erhoben, hat man sie später, ins andere Extrem schlagend, ihrer Selbständigkeit vollständig entkleidet, indem man sie als bloßes Anhängsel der mongolischen Rassengruppe betrachtete. Volz sieht in ihnen mit Recht mehr als das: ein wohlumgrenztes Glied des Menschengeschlechts, das man als eine vorgeschobene Abteilung der gelben Rasse ansehen muß. Allerdings haben sie recht viel fremdes Blut in sich aufgenommen; sie haben fast die gesamte Negritorasse und die Indoaustralier aufgesogen und sind im Osten zweifellos stark mit papuanischem Blut durchsetzt. Auf Java, Bali, Westsumatra usw. treten dazu indische Beimengungen aus dem 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung, arabische aus dem Mittelalter und chinesische aus der Neuzeit, so daß das Rassenbild schon allein innerhalb der Oberschicht außerordentlich kompliziert erscheint.

Durch das Hinzutreten der uns bereits bekannten beiden Unterschichten, der kraushaarigen der Negrito und der wellhaarigen der Indoaustralier, wird dieses Bild erklärlicherweise noch bunter und mannigfaltiger, für die Analyse naturgemäß auch schwieriger. Erfreulicherweise besteht dabei wenigstens eine Regelmäßigkeit insofern, als die Schichten auf den einzelnen großen Inseln in der Art angeordnet sind, daß die alten Elemente im Innern, die malaiischen Zuwanderer in den küstennäheren Gebieten wohnen.

So ist es zunächst auf den Philippinen; den 23000 Negrito (Taf. 3, Abb. 10; Taf. 18, Abb. 3; Taf. 24, Abb. 3), die man 1903 gezählt hat, entsprechen hier eine große Anzahl — Blumentritt zählt ihrer nicht weniger als 51 auf — malaiischer Stämme, von denen viele mehr oder weniger stark von chinesischem und japanischem Blut durchsetzt sind. Hauptvölkerschaften sind die Tagalen (auf Luzon, Camarines und Mindoro), die Visaya, Vicol, Tinguianen, Guinanen, Manguinanen, Zambales, Manobo, Iraya, Igorroten (Taf. 3, Abb. 12).

Auf Sumatra bilden die Kubu, Gajo, Battak (Batta), vielleicht auch die Atschinesen die verschieden stark mit Malaien durchsetzten Reste der alten Urschicht; die Redjang, Passuma, Serawi, Lampong die neue Bevölkerungsschicht. Auf Celebes stehen den von den Vettern Sarasin neuerdings entdeckten Toāla als jüngere Zuwanderer die Makassaren und Bugi gegenüber (Taf. 3, Abb. 9).

Sehr ungenau ist unser Wissen noch von Borneo. Die Bevölkerung der Küstengegenden ist vielfach gemischt; malaiische Elemente ziehen sich jedoch auch an den Flüssen hinauf bis tief ins Innere. Im Nordwesten (Sarawak, Brunei, Pontianak) findet man hier Sumatra-Malaien; im Süden sind Javanen die Einwanderer. Diese hatten einst auch den Hinduismus mitgebracht, doch ist dieser längst wieder verschwunden. Das Innere der großen Insel nehmen alte Volksschichten ein, die man bisher mit dem Sammelnamen Dajak bezeichnete (Taf. 3, Abb. 11). Nach Nieuwenhuis ist das im allgemeinen richtig, doch zerfallen schon die Zentralstämme wieder in mehrere Schichten, jede Schicht sodann noch in mehrere Gruppen. Von jenen Schichten bilden die Punan, Bukat und Beketan die ältere, die großen Gruppen der Bahau und Kenja die jüngere Schicht. Die Bahau selbst zerfallen wieder in die Kayan, Longklat, Seputan, Pinihing, Masuling, Punang, Kunja usw.

Java endlich ist seit Jahrtausenden zu sehr der Schauplatz von Mischungen und Durchdringungen gewesen, als daß hier die Zonenanordnung noch zu erkennen wäre. Mit seinen mehr als 30 Millionen Einwohnern auf 130000 Quadratkilometern weist es eine ebenso große Bevölkerungsdichte auf wie die dichter bevölkerten Gebiete Deutschlands. Einzelne Untergruppen sind die Sundanesen im Westen, die eigentlichen Javanen (Taf. 3, Abb. 3) in der Mitte und im Osten der Insel, die Maduresen und Balinesen ebenfalls im Osten. Vor allen Dingen tritt die Beimischung indischen Blutes auf Java stark zutage.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse ist sowohl die Körperbeschaffenheit wie auch die Kultur der Malaien schwer zu umgrenzen. Beim Körperbau walten vor: Untermittelgröße (1,55—1,60 m), mittelbraune Farbe der Haut mit deutlichem gelben Unterton; straffes, grobes, schwarzes Haar mit bräunlichem Schimmer; schwaches Bart- und Körperhaar; Anlage zur Mongolenfalte; breites Gesicht und scharf hervortretende Backenknochen; flache, breite Nase; breiter, vorstehender Mund.

Auf der Stufenleiter der Kultur stehen die Kubu, Gajo, Toāla und Negrito zu unterst. Vor allem die Kubu sind unstet schweifende Sammler, deren Lebensbetätigungen sich mit dem unausgesetzten Zusammensuchen der kümmerlichen Nahrungsmittel erschöpfen. Berufene Männer wie Hagen und Volz sprechen ihnen so ziemlich alles ab, was sonst den Menschen über das Tier erhebt: ein dauerndes Obdach, nennenswerte Kleidung, wirksame Waffen, Haustiere und Nutzpflanzen, Schmuck, Tanz und Musik, den Eigentumsbegriff, schließlich die Religion selbst in der einfachsten Form des Zauberglaubens. Bei den übrigen Völkerschaften dieser Schicht (Taf. 18, Abb. 3) liegen die Verhältnisse ähnlich, nur daß bei ihnen die Natur der Wohnsitze und der Kulturzustand der malaiischen Nachbarn Abweichungen hervorbringen.

Die Kultur der Malaien weist folgende Grundzüge auf. Die Kleidung besteht aus einem unterrockartigen Gewand, dem Sarong, und einem Kopftuch, das häufig durch Kappe oder Mütze ersetzt wird. Zu beiden tritt vielfach noch eine Art Plaid, bei den Frauen auch noch eine Jacke (Taf. 29,

Abb. 7), die sich bei Vornehmen zum langen Obergewand entwickelt (Taf. 19, Abb. 3). Überhaupt sind dem Geschmack und der Mode ebensowenig feste Grenzen gesetzt wie bei uns, zumal an die Stelle der früheren Halbweberei mehr und mehr eingeführte Stoffe treten.

Die Weberei bewegt sich zwischen den Stadien der primitiven Halbweberei und des Trittwebstuhles. Bei jenem ist eine mechanische Vorrichtung zur Fachbildung, d. h. zum gleichzeitigen Aufstellen der Kettenfäden in zwei räumlich getrennte Lagen, zwischen denen das Schiffchen seinen Weg zu nehmen hat, noch nicht vorhanden, der Einschlag (Schuß) muß vielmehr mit der Hand mühselig durch die einzelnen Kettenfäden hindurchgeführt werden. Das Verfahren stellt sich somit lediglich als eine Art Flechtkunst dar, die nur durch das Anspannen der Kette einigermaßen erleichtert wird.

Eine etwas höhere Form des Webstuhls ist die auf Taf. 33, Abb. 1 wiedergegebene. Die Tretvorrichtung fehlt auch jetzt noch; dafür hebt die Weberin die eine Hälfte der Kettenfäden aus der Kettenebene mit Hilfe eines Querstabs heraus, an den jene Kettenfäden mit Hilfe von sogenannten Litzen befestigt sind. Die weitere Fachbildung wird dann noch durch Bambusröhren, Schwerter u. dgl. vollendet, so daß der Einschlag nunmehr mit einemmal durch die ganze Kette hindurchgeführt werden kann. Die nötige Anspannung dieser Kette selbst wird in außerordentlich sinnreicher Weise dadurch erzielt, daß der sogenannte Tuchbaum, d. h. jener Querbalken, um den sich der fertiggewebte Teil der Kette legt, mittels Stricke fest mit einem geschweiften Holzbügel verbunden ist, der dem Rücken der Weberin anliegt. Diese hat dann nur dafür zu sorgen, daß sie für die Füße ein Widerlager findet, um sich gegen das Rückenholz zu stemmen; dann ist alles in Ordnung.

Die höchste Form der malaiischen Weberei ist der Trittwebstuhl, der ganz unserem alten Handwebstuhl gleicht und dem wir auch in Westafrika wieder begegnen werden. Die Fachbildung erfolgt ähnlich wie bei dem zuletzt geschilderten Halbwebstuhl, doch geschieht sie nicht mehr mit der Hand, sondern mit Hilfe der Füße. Wie das im einzelnen geschieht, wollen wir im ethnologischen Teil näher untersuchen (S. 113).

Besonders mit den primitiveren Webvorrichtungen ist die Arbeit recht mühselig und zeitraubend, so daß die Fertigstellung eines Sarongs den Fleiß von Monaten erfordert. Um so mehr ist das Können dieser Frauen zu bewundern, die mit jenen einfachen Maschinen selbst metalldurchwirkte Stoffe zu weben verstehen, die der Stolz jedes ethnographischen Museums sind.

Ein auf Java beschränktes, aber seit alten Zeiten geübtes Musterungsverfahren für einheimische und eingeführte Kattune ist das Batiken (Taf. 34, Abb. 1). Es ist ein Hausgewerbe, das lediglich vom weiblichen Geschlecht ausgeübt wird, und zwar bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf. Die Technik besteht darin, daß man die weißen Stoffe mittels heißflüssigen Wachses freihändig ornamentiert. Flüssig gehalten wird das Material in kleinen Tongefäßen auf ebensolchen kleinen Herden. Aus winzig kleinen Gießkännchen mit fein ausgezogener Ausgußöffnung fließt das Wachs auf den Stoff, jeder Handbewegung der Künstlerin folgend. Sind so beide Zeugseiten mit Mustern (Arabesken, aber auch Häusern und Szenen aus dem Volksleben u. dgl.) bedeckt, so taucht man das Ganze in einen Farbstoff. In diesem nehmen nur die unbewachsten Stellen Farbe an. Schmilzt man nunmehr in heißem Wasser das Wachs aus, so erscheinen die vordem bewachsten Stellen wieder weiß. Bei mehrfarbig zu musternden Stoffen müssen natürlich die bereits mit Farbe getränkten wie auch die für die geplanten Farben vorbehaltenen Stellen (bis auf eine) mit Wachs bedeckt werden. Die farbigen Batiks haben einen ungemein warmen Ton; sie erobern sich neuerdings auch den europäischen Markt, ja die Technik wird bei uns bereits in wachsendem Umfang nachgeahmt.

Mannigfaltig ist auch der Schmuck der Malaien; Arm-, Hals- und Ohrringe sind allgemein (Taf. 29, Abb. 8; Taf. 30, Abb. 12, 13, 27 u. 29), desgleichen Steckkämme (Taf. 30, Abb. 26) u. dgl. Dasselbe gilt auch von der Verstümmelung der Vorderzähne, die man teilweise oder ganz abschleift oder auch mit Querrinnen versieht, in die Goldplättchen gelegt werden.

Baustil der Malaien ist der Pfahlbau (Taf. 31, Abb. 1); er ist dieser Rasse eigentümlich und reicht gleich ihr von Madagaskar bis zur Osterinsel; auch hat er, wie wir wissen, dem japanischen Haus als Grundlage gedient (vgl. S. 11). Der Grundriß ist meist rechteckig (Taf. 29, Abb. 4 u. 6; Taf. 31, Abb. 1; Taf. 32, Abb. 2); nur auf den Nikobaren, auf Engano und etlichen anderen kleineren Inseln ist er rund (Taf. 29, Abb. 5). Häufig dienen die Häuser zur Aufnahme mehrerer Familien, ja ganzer Gemeinden, wobei diese Gemeindehäuser dann Abmessungen von 60—100 m Länge erreichen können. Im Bedarfsfall, d. h. wenn die Zahl der Bewohner sich durch Heirat und Geburt vermehrt, baut man einfach an den Giebelenden an (Taf. 32, Abb. 2).

Eine besondere Abart des malaiischen Hauses sind die Männer- oder Junggesellenhäuser; in ihnen treffen sich tagsüber die verheirateten Männer; hier schlafen nachts die Junggesellen; hier steigen die Fremden ab. In diesen Junggesellenhäusern bewahrt man auch die abgeschnittenen Köpfe der Feinde auf; hier feiert man alle Feste.

Nationalwaffe der Malaien ist der Kris, ein kurzes Schwert, dessen Klinge oft geflammt ist und das vielfach aufs kostbarste verziert wird (Taf. 29, Abb. 11—18; Taf. 30, Abb. 14—19). Bogen, Pfeil und Köcher (Taf. 30, Abb. 11) treten zurück; sie werden nachweislich nur noch auf den Philippinen, den Mentawei, bei den Semang und den Andamanesen benutzt. Das Blasrohr ist auf Su-

matra, Malakka und Borneo beschränkt; auf Borneo wird es durch eine aufgesetzte Eisenklinge zugleich zur Stoßlanze (Taf. 30, Abb. 9). Allgemein verbreitet sind Schwert und Lanze (Taf. 30, Abb. 10 u. 20). Mannigfaltig nach Form und Material ist der Schild; bei den Dajak ist er mit seiner reichen Ornamentik ein nicht unwichtiger Zeuge der hohen Kunstübung dieser Völkergruppe (Taf. 30, Abb. 28), mit seinem Besatz von Menschenhaar (Taf. 29, Abb. 8) oft auch der Beleg für die grause Sitte des Kopfabschneidens.

Die Einrichtung des Koppensnellens oder der Kopfjagd ist über den ganzen Archipel verbreitet. Ihre Beweggründe sind einmal die Sucht nach Kriegsruhm und nach Erbeutung von Siegeszeichen, zum andern die Notwendigkeit, seine Heiratsfähigkeit zu erweisen. Nur der Dajakjüngling findet Gegenliebe, der einer Schönen den Kopf eines Feindes zu Füßen legen kann. Dabei ist es ganz belanglos, ob dieser Feind ein wehrhafter Krieger, eine ahnungslos im Feld arbeitende Frau oder ein friedlich schlummerndes Kindchen ist; heimtückisch aus dem Hinterhalt hervorbrechend, schlachtet der Malaie sein Opfer ab. Krieg und Raub sind überhaupt Lieblingsbeschäftigungen der Rasse; vor allem ist der Seeraub auf den schwerfälligen, aber recht seetüchtigen Praus (Prahu; Taf. 29, Abb. 3) ihr Lebenselement. Dieser Seetüchtigkeit hat die malaiische Rasse es auch zu verdanken, wenn ihr Verbreitungsgebiet sich heute um den halben Erdball herum, von Madagaskar bis zur Osterinsel, erstreckt.

In der Wirtschaft spielt der Anbau von Reis, Mais und Süßkartoffeln die Hauptrolle, abgesehen vom Osten, wo der Sago die Grundlage der Nahrung bildet. Nebenher werden jedoch überall ungezählte Fruchtarten kultiviert. Taf. 30, Abb. 2—8 zeigt einiges aus dem großen Schatz der Ackergeräte. Die Betriebsform ist ziemlich hoch; selbst ein Natur- und Kannibalenvolk wie die Battak haben Pflug (Taf. 30, Abb. 1) und Zugtier. Allerdings hat dieses selbe Volk ja auch seine eigene Schrift.

Unter den Fertigkeiten und Handwerken blühen die Waffenfabrikation, der Schiffbau, die Weberei und Färberei, das Mattenflechten und der Gelbguß; außerdem die Verarbeitung von Silber, Gold und Eisen. Taf. 34, Abb. 2 zeigt uns Atscheher Gold- und Silberschmiede bei der Arbeit. Der dort gehandhabte Blasebalg hat nicht die bei den Malaien sonst übliche Form der Kolbenpumpe (Taf. 107, Abb. 2), sondern ist derselbe Fellsack, den wir in Afrika wieder antreffen werden (Taf. 103, Abb. 2).

Auch aus der geistigen Kultur des Malaien seien wenigstens die Hauptzüge erwähnt. Leidenschaftlich huldigt er dem Spiel; außer den bekannten Hähnen richtet er selbst Wachteln und Tauben zum Wettkampf ab. Mimik und Musik sind bei ihm fast immer vereinigt; die beliebteste Form dieses Doppelgenusses ist das Schattenspiel, das Wajang (Schatten), wie es auf Java heißt.

Dieses Schattenspiel ist über verschiedene Teile der Alten Welt: China, Java, Siam, Ägypten, die Türkei, verbreitet; sein Zweck ist die Unterhaltung der Zuschauer durch Vorführung denkwürdiger Szenen aus der Vergangenheit. Hier auf Java macht man dabei bestimmte feine Unterschiede; Szenen aus den großen indischen Epen der Mahabhārata und Ramayana sind Gegenstand des Wajang Purwa, solche aus der javanischen Geschichte selbst Aufgabe des Wajang Gedog. Beide Arten sind wirkliche Schattenspiele, bei denen der Spieler (Dalang) hinter einem erleuchteten Schirm sitzt und unter der Begleitung des vielinstrumentigen malaiischen Orchesters, des Gamelang (Taf. 31, Abb. 2 im Vordergrunde), die einzelnen Figuren redend und kämpfend vorführt. Die Figuren sind aus feinem Büffelleder gefertigt; jede von ihnen stellt einen ganz bestimmten Typ des Epos dar.

Nicht mehr die Schatten, sondern die Puppen selbst werden bei den Wajang Kelitik oder Kerutjil und dem Wajang Golek vorgeführt; dort sind sie aus flachem Holz, hier rund aus dem Vollen geschnitzt. Beide Wajang führen Episoden aus der Geschichte der javanischen Reiche Padjadjaran und Madjapahit (9.—15. Jahrhundert n. Chr.) vor. Gespielt wird Wajang bei allen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Beschneidungen, Zahnfeilungen usw. Der Beruf des Dalang vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Die zahlreichen Figuren (bis 120 bei einem Stück) stehen auf einem Holzreck; ihre Arme werden mittels Holzstäbe bewegt.

Von den malaiischen Musikinstrumenten (Taf. 30, Abb. 21 u. 31) scheint die Mehrzahl von außen her eingeführt worden zu sein; von den Saiteninstrumenten kann man es als gewiß annehmen. Selbst der Kleddi der Dajak, eine Art Pansflöte, deren verschiedenlange Pfeifen in Form eines Zylinders angeordnet sind (Taf. 33, Abb. 2), ist einem bestimmten chinesischen Instrument so ähnlich, daß man auch bei ihm unwillkürlich an Entlehnung denkt.

Unter dem Zeichen der Entlehnung steht nun vor allen Dingen auch die Kunst. Nicht die der entlegenen Naturvölker, die, wie die Dajak, aus sich selbst heraus ursprünglich rein naturalistische Motive zu ebenso rein geometrischen Ornamenten fortentwickelt haben (Taf. 30, Abb. 22—24 u. 28), wohl aber die der zugänglicheren Gebiete des Westens. Wie in Hinterindien, so sind es auch hier Brahmanismus und Buddhismus gewesen, die den Inseln Sumatra, Java und Bali, in schwächerem Maße auch Südborneo und den östlichen Inseln bis Ternate hin, im Mittelalter eine reiche Tempelarchitektur gebracht haben. Beide Religionsformen treten im Archipel gleichzeitig auf (im 5. Jahrhundert, stärker erst im 8.), und ganz wie in Vorderindien selbst ist dabei zunächst der Buddhismus siegreich; er drückt dem glänzendsten Zeitalter der Geschichte Javas geradezu seinen Stempel auf, und ihm verdanken wir so wundervolle Bauten wie den Borobudur (Taf. 29, Abb. 1 u. 2). Doch auch hier zeigt der Brahmanismus größere Lebenskraft; während der Buddhismus

nur mehr aus Ruinen zu uns spricht, ist der Brahmanismus auf Bali noch heute lebendig.

Der Borobudur liegt in der Residentschaft Kedu auf Java zwischen vier mächtigen Vulkanen von 2900—3300 m Höhe. Er ist ganz wie die Pagoden Vorderindiens ein überwölbter natürlicher Hügel, dessen ummauerte Grundfläche ein Quadrat von 157 m Seitenlänge ist, während die Höhe 35 m beträgt. Jede der vier Pyramidenseiten ist in sechs Terrassen aufgeteilt, die alle mit Balustraden abgeschlossen sind. Hinter den Balustraden befinden sich nicht weniger als 400 kuppelgeschmückte Nischen, in denen je ein überlebensgroßer Buddha thront. Das ganze Bauwerk besteht aus Trachytquadern; seine Wandflächen enthalten Tausende von Basreliefs mit Darstellungen von Prozessionen, Schlachten, Wagenrennen, Seegefechten u. s. f. Seine Entstehung fällt angeblich ins 14. Jahrhundert.

In der religiösen Betätigung finden wir bei den Malaien die ganze Stufenleiter von vollkommener Religionslosigkeit (bei den Kubu) bis zum Islam. Bei der Hauptschicht der Bevölkerung waltet jedoch hier, wie auch in Süd- und Zentralasien, ein Dämonen- und Zauberglaube vor, auf dem sich hier und da Fetischismus, Ahnen- und Geisterkult aufgebaut haben (Taf. 29, Abb. 9 u. 10). Im Gefolge des Kopfjägertums ist auf Borneo und Sumatra auch Schädelkult üblich. Seit dem 13. Jahrhundert endlich ist von Westen her der Islam ins Land gekommen; ihm huldigt gegenwärtig die Mehrzahl der Malaien.

II. Der Buddhismus.

(Hierzu die Tafeln 8—11.)

Emil Schlagintweit hat 1862 die Bekenner des Buddhismus zu 341 Millionen berechnet; Rhys Davids schätzt sie gar auf 500 Millionen, also auf fast ⅓ der gesamten Menschheit. Obwohl das übertrieben ist, indem Rhys Davids in diese Zahl alle Japaner und alle Chinesen einschließt, von denen doch ein Teil Shintoisten bzw. Konfuzianer und Taoisten sind, so bleibt für den Buddhismus gleichwohl noch immer eine Summe übrig, die nicht allzu weit hinter den 550 Millionen Christen zurücksteht. Der Buddhismus ist damit eine der wichtigsten Religionsformen der Erde, und die gegenwärtige Kultur Asiens ist ohne seine Kenntnis und seine Würdigung gar nicht zu verstehen.

Stifter des Buddhismus ist Siddharta aus dem Geschlechte der Sakya, ein nordindischer Adliger, dessen Lebenszeit Oldenberg in die Zeit zwischen 560 u. 480 v. Chr. setzt. Spätere Vorstellung hat ihn zum Prinzen erhoben, doch entspricht diese Vorstellung nicht den Tatsachen. Geburtsort Siddhartas ist Lumbini am Fuß des Himalaja in Nepal, wo König Asoka, der größte aller buddhistischen Herrscher Indiens, ihm um 250 v. Chr. eine Denksäule gesetzt hat. Der Familienname Siddhartas ist Gautama (Gotama); alle anderen Bezeichnungen sind Beinamen, die aus der Verehrung und Bewunderung seiner Jünger hervorgegangen sind. So ist auch Buddha nur ein solcher Beiname, er bedeutet: „der Erleuchtete, Erweckte", einer, der durch die Erkenntnis der Wahrheit und die Überwindung aller Sünde zur vollständigen Erlösung von den Banden der Existenz gelangt ist. Sakyamuni („der Einsiedler der Sakya") heißt er ob seines schon früh zutage tretenden Hanges zu einsamer Betrachtung (Taf. 9, Abb. 4).

Im Alter von 29 Jahren hat Siddharta, angewidert von der Nichtigkeit der Welt, Weib und Kind verlassen; doch ist ihm die erlösende Erkenntnis erst nach siebenjährigen harten Kasteiungen in plötzlicher Erleuchtung unter dem Bodhibaum („Baum der Erkenntnis", dem heiligen Feigenbaum, Ficus religiosa) zuteil geworden. Jetzt war er „der Buddha" geworden, und von jetzt ab trat er selbst lehrend auf, predigend, disputierend und den von ihm gestifteten Mönchs- und Nonnenorden die Lebensregeln vorschreibend. Achtzigjährig ist er ins Nirwana eingegangen. Ein Teil seiner Asche ist 1898 in einem Sarkophag bei Piprawa in unmittelbarer Nähe von Kapilavastu, seiner Heimat, gefunden worden.

Buddhas ursprüngliche Lehre spricht sich am besten und klarsten in den sogenannten vier heiligen Wahrheiten aus. Diese sind:

1) Das Leiden. Alles Leben ist Leiden.

2) Die Entstehung des Leidens durch den Durst nach Lust. Dieser Durst führt von Wiedergeburt zu Wiedergeburt.

3) Die Aufhebung des Leidens durch gänzliche Vernichtung des Begehrens.

4) Der achtteilige Pfad zur Aufhebung des Leidens, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

Letztes und höchstes Ziel alles Trachtens ist das Nirwana, das Erlöschen, Verwehen, die Befreiung von der Wiedergeburt, das Aufhören alles Leidens.

Der Buddhismus stellt sich nach alledem als eine Religion des Leidens, des Pessimismus dar. Einen Ausweg aus dem Treiben des Weltdaseins, aus der Angst und Not der Seelenwanderung — auch als Tier kann der Mensch wiederkehren, das Tier umgekehrt als Mensch erscheinen —, aus dem Gefesseltsein an die Wirkungen von Verdienst und Schuld vergangener Existenzen sucht er lediglich aus eigener Kraft und Wissenschaft zu finden. Das äußere Mittel dazu ist das Entsagen von Heimat, Familie, Kaste; im gelben Gewand, mit geschorenem Haupt (Taf. 11, Abb. 2), bewehrt mit

der Almosenschale, wandert der echte Buddhist als Mönch (Bikkhu, Bettler) einher. Nur wer der Welt entflieht, also der Mönch, kann rechter Buddhist sein. Geistig wird die Erlösung erzielt durch die drei Mittel der Rechtschaffenheit, des Sichversenkens, der Weisheit.

Das einfache Lehrgebäude Buddhas ist den Asiaten zu abstrakt gewesen; kein Gott, keine Seligkeit; als Ende nur das Nichts — so viel Negation konnte die Menge nicht fesseln. Die Reaktion ist denn auch nicht ausgeblieben; sie hat zunächst Buddha selbst vervielfacht, indem sie ihn nur zu einem in der langen Reihe der Buddhas überhaupt stempelte, darüber hinaus aber hat sie sodann das Lehrgebäude derart kompliziert, daß das Studium eines Lebens nötig ist, sich in seinen vielverschlungenen Räumen und Gängen zurechtzufinden. Und diese Ausgestaltung ist um so reicher und mannigfaltiger geworden, je weiter und breiter sich der Buddhismus von seiner Gründungsstätte aus über die Erde verbreitet hat.

Diese Verbreitung ist rasch und in großem Maßstabe vor sich gegangen. Glanzzeiten des Buddhismus in Indien selbst sind das dritte vorchristliche Jahrhundert unter dem bereits genannten König Asoka und das erste nachchristliche Jahrhundert unter dem skythischen Herrscher Kanishka. Um diese Zeit stellt er auch die griechische Kunst Nordwestindiens in seine Dienste (Taf. 27, Abb. 4); vorher schon war er nach Ceylon gedrungen. Um 450 n. Chr. greift er nach Birma, 638 nach Siam, wenig später auch nach Java über. 65 n. Chr. hat er in China Eingang gefunden; in der Mitte des 6. Jahrhunderts erreicht er Japan, 100 Jahre später Tibet. In allen diesen Ländern hat er zahlreiche stattliche, ja selbst prächtige Tempelbauten gezeitigt (Taf. 12, Abb. 1; Taf. 14, Abb. 12; Taf. 16, Abb. 1; Taf. 17, Abb. 2; Taf. 27, Abb. 5 u. 6; Taf. 28, Abb. 2; Taf. 29, Abb. 1 u. 2).

Aber die Geschicke des Buddhismus haben sich im Gefolge dieser überaus weiten Verbreitung doch recht verschieden gestaltet, vor allen Dingen hat er unter dem Zwang des verschiedenen Volkstums und dem Druck schon vorhandener älterer Religionsformen gleichfalls andere Formen angenommen, so daß wir heutzutage von einem Buddhismus Ceylons, Hinterindiens, Tibets, Chinas und Japans sprechen. Immerhin müssen wir zwei grundsätzlich verschiedene Schulen oder Richtungen unterscheiden, in die wir alle Formen des Buddhismus einzureihen vermögen. Diese Richtungen sind das „kleine Fahrzeug“ (Hinayana) oder die südliche Schule, und das „große Fahrzeug“ (Mahayana) oder die nördliche Schule. Jene stellt die ältere, einfachere Lehre dar, die noch von der Unendlichkeit der Wiedergeburten absieht, sich vielmehr damit begnügt, den Gläubigen durch Abtötung aller Weltlichkeit bis zur Stufe eines Arhat (japan. Rakhan; Taf. 9, Abb. 10) emporzuführen. Diese südliche Schule ist gegenwärtig in Ceylon, Birma und Siam verbreitet, doch hat auch sie sich keineswegs rein erhalten, sondern besonders in Ceylon vieles aus der Tiefe der drawidischen Volksseele, d. h. aus dem alten Dämonen- und Zauberglauben in sich aufgenommen.

Die nördliche Schule ist über Tibet, die Mongolei, die Mandschurei, China und Korea verbreitet. Auch Japan wird zumeist hierher gerechnet, doch will Hans Haas den japanischen Buddhismus als eine besondere östliche Schule im Gegensatz zu der nördlichen und der südlichen betrachtet wissen. Für das Mahayana bezeichnend ist die große Belastung mit Wiedergeburten, die der einzelne durchzumachen hat, und die fast unbegrenzte Möglichkeit, sich über die Stufe des Arhat hinaus zum Bodhisatva (Taf. 9, Abb. 1), d. h. einer Stufe zu erheben, deren nächste Wiedergeburt dann der Buddha selbst ist. Dieser vielfachen Möglichkeit entsprechend, ist das nordbuddhistische Pantheon beinahe endlos; alle Klöster und Tempel des Lamaismus Chinas und Japans sind mit ungezählten Götterbildern gefüllt, die irgendeine dieser Stufen darstellen, vom Porträt des einfachen, durch eine Wiedergeburt erst nur um eine Stufe erhobenen Arhat und die Unzahl der Heiligen hinaus bis hinauf zum Bodhisatva und Bodhidharma (Taf. 9, Abb. 11) und jenseit derselben bis zur vielgestaltigen Darstellung des Sakyamuni (japan. Shakamuni; Taf. 9, Abb. 4) selbst. Sogar die transzendenten, rein meditativen Gegenbilder zu diesen irdischen oder Manushi-Buddhas, nämlich die Dhyani-Buddhas und Dhyani-Bodhisatvas, sind einer körperlichen Darstellung in diesem Riesenpantheon unterworfen. Dergestalt ist denn auch schon dieser ikonographische Teil des buddhistischen Glaubensgebäudes allein eine Wissenschaft für sich.

Bei der innigen Berührung des Buddhismus mit dem Brahmanismus Vorderindiens hat er natürlich aus diesem manches entnommen; so auch dessen Gottheiten Brahma und Narayana. Während aber diese beiden im Brahmanismus an der Spitze aller Götter marschieren, hat sie der Buddhismus in seinem Lehrgebäude bezeichnenderweise ganz zu unterst gesetzt; als Ni(w)o sama, die „zwei ehrwürdigen Könige“, wie sie der fromme Buddhist nennt, als Aka-oni und Awo-oni, „der rote und der grüne Teufel“, wie sie der Freidenker bezeichnet, stehen sie in riesiger Größe zu beiden Seiten des hohen Portals der Buddhatempel und Klöster; sie sind zu bloßen Türhütern herabgewürdigt worden.

V. Amerika.

1. Die Herkunft der Amerikaner.

Die Berührung mit der Bevölkerung Amerikas hat schon sehr bald nach der Entdeckung des Erdteils durch Kolumbus die Frage nach der Herkunft der roten Rasse angeregt. Dabei ist man lange Zeit hindurch von etwa folgendem Gedankengange geleitet worden: Da die Menschheit nach den bisher maßgebenden Anschauungen einheitlich ist, muß ein genetischer Zusammenhang zwischen allen ihren Teilen bestehen; der Amerikaner muß also entweder von außen her in seine heutigen Wohnsitze eingewandert sein, oder aber die übrige Menschheit muß, sofern Amerika die Urheimat des Menschengeschlechts sein sollte, aus ihm nach außen ausgewandert sein, ein Drittes gibt es nicht. Nun kommt Amerika als Urheimat des Menschengeschlechts ernsthaft kaum in Frage; folglich muß der Mensch in Amerika eingewandert sein. Dabei bestehen zwei Möglichkeiten: erstens die Zuwanderung von Westen her über den Stillen Ozean, zweitens die von Osten her über das Atlantische Meer. Der Stille Ozean bietet vier Wege: die schmale Beringstraße, die Inselkette der Aléuten, die von der Ostküste Asiens nach der Westküste Nordamerikas ganz in der Art unseres Golfstromes hinübersetzende Meeresströmung des Kuro Schio, schließlich den Weg über die offene See von den polynesischen Inselgruppen hinüber nach Mittel- und Südamerika. Die Wege von Osten herüber sind nicht so mannigfaltig; hier bietet sich nur der Weg über Grönland im Norden und den fast insellosen übrigen Atlantik im Süden.

Es zeugt für die Stärke des wissenschaftlichen Interesses, welches man dem Herkunftsproblem des Indianers entgegengebracht hat, daß alle diese Möglichkeiten, die eine mehr, die andere weniger, oftmals ernsthaft bis tief ins 19. Jahrhundert hinein erwogen worden sind; am meisten die westlichen Wege, für die außer dem geographischen Moment des geringern Abstandes auch die anthropologische Anschauung von der mongoloiden Natur des Indianers spricht. Diese Anschauung ist im Grunde genommen in ebenderselben Stunde geboren, wo Kolumbus den Boden von Guanahani betrat. „Sind weder Weiße noch Schwarze", schrieb er damals an sein Herrscherpaar; Indios wurden sie genannt aus der von Kolumbus und allen seinen Zeitgenossen geteilten Anschauung heraus, die neuentdeckten Lande seien der Ostrand Asiens, und zwar ein Teil des damals etwas weiten Begriffes Indien. So ist dem roten Mann zunächst der Name geblieben; mit dem Namen aber auch zugleich die Zurechnung zur mongoloiden Völkergruppe. Dieser Anschauung entspricht es dann natürlich am meisten, wenn die Beringstraße und die Aléutenkette am häufigsten als Einwanderungswege angesprochen werden. Selbst Alexander v. Humboldt läßt die kältelebenden Vorfahren des heutigen Indianers diesen Weg benutzen, und auch dieser große Forscher denkt wie sämtliche übrigen älteren Autoren dabei an recht wenig zurückliegende Zeiten. Der enge Zeitbegriff ist tatsächlich diesen älteren Anschauungen insgesamt gemeinsam; man fühlt es fast, daß alle diese Gelehrten höchstens mit Jahrtausenden rechnen.

Mit einer solchen Möglichkeit haben die Verfechter der Ansicht einer Einwanderung von Osten her nicht oder doch nur in einem einzigen Fall rechnen dürfen. Noch bis in die 1860er Jahre hinein galten nämlich die Indianer für die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels. Das war eine Ansicht, die nicht nur von naiven Köpfen geteilt, sondern von ernsthaften Gelehrten wie Lord Kingsborough und Adair nachdrücklich verfochten worden ist. Ließ man sie zu Recht bestehen, dann konnte man allerdings auch nur mit dem letzten vorchristlichen Jahrtausend als Einwanderungszeit rechnen. Weitaus ernsthafter, auch für die Amerikanistik der Gegenwart, war die von dem Schweizer Oswald Heer und von dem Amerikaner Daniel Brinton vertretene Ansicht von der alten Landbrücke der Atlantis. Von ihr hatte zuerst der griechische Philosoph Plato erzählt; in modifizierter Form ist sie seither für die moderne Geologie und auch die Anthropologie wiedererstanden. Wir werden das gleich sehen.

Seitens der modernen Anthropologie ist von allen diesen Anschauungen nur weniges übernommen worden; die Schaffung wirklicher geologischer, paläontologischer und archäologischer Grundlagen hat vielmehr zu folgenden Ergebnissen geführt: Der Mensch ist in Amerika ein keineswegs — auch menschheitsgeschichtlich betrachtet — neuzeitlicher Einwanderer; er ist vielmehr dort ebenso alt wie der Mensch in Europa auch, ja nach den Behauptungen einer ganzen Reihe amerikanischer Gelehrter reicht er noch viel weiter zurück, indem er sich absolut sicher schon im Tertiär nachweisen lasse. Selbst wenn man die Beweise für diese Behauptung einstweilen noch nicht als schlagend ansieht, so bleibt als sicher doch immer das diluviale Alter; die Belege dafür sind die gleichen wie in Europa auch: paläolithische Steingeräte im Verein mit Knochen- und Skeletteilen vom Mammut, Mastodon, Riesenhirsch, Riesenfaultier. Überhaupt waren die Naturverhältnisse östlich und westlich vom Atlantischen Ozean zu jener Zeit ganz die gleichen: bei uns eine Folge von Vergletscherungen Nordeuropas bis nach Mitteldeutschland hinein, in Nordamerika eine solche bis über den 40. Grad nach Süden. In den nicht vergletscherten Gebieten aber saß hier wie dort der diluviale Mensch.

Für Amerika hat jene gewaltige Vergletscherung von 20 Millionen qkm in einer Beziehung jedoch andere Verhältnisse hervorgebracht als bei uns. Jeder Verfechter der westlichen Einwanderung über die Beringsee muß angesichts der diluvialen Funde diese Einwanderung mindestens in die Diluvialzeit setzen. Wie peinlich ist es da, feststellen zu müssen, daß nicht nur die Stelle der heutigen Beringstraße selbst, sondern der ganze Nordwesten ebenso vereist gewesen ist wie das heute zu Britisch-Nordamerika gehörige Gebiet überhaupt. Über 1000 m hohes Binnenlandeis aber ist auch der diluviale Mensch nicht hinweggestiegen. Und ebensowenig war er in der Lage, den Stillen Ozean in südlicheren Breiten zu überschiffen.

So bleibt von allem nur die Annahme eines vorglazialen, tertiären Amerikaners. Gegen ihn sträubt sich heute auch niemand mehr, zumal mit seiner Existenz sich alle weiteren Schwierigkeiten ganz von selbst beheben.

Wir rechnen den Indianer gewohnheitsmäßig seit jeher und bis auf den heutigen Tag zur mongoloiden Gruppe im weiteren Sinn, wobei wir halb unbewußt auch an irgendwelche Beziehungen zu den Mongoloiden Asiens denken. Nach dem neuen Befund ist das kaum noch statthaft. Amerika hat in der zweiten Hälfte der nach Millionen von Jahren zählenden Tertiärzeit, im Miozän und Pliozän, sowohl mit Nordasien wie mit Nordeuropa durch je eine breite Landbrücke zusammengehangen. Damit ist zunächst die Möglichkeit einer Zuwanderung von Westen wie von Osten her in ganz gleicher Weise gegeben. Sodann aber unterscheidet den Indianer vom Mongolen doch mancherlei: die vorspringende, oft adlerförmig kühn geformte Nase und im Zusammenhang damit das nur schwach vorhandene oder aber ganz fehlende Schlitzauge; ferner das braunere Haar, die größere Arm- und Beinlänge, so daß ein Zusammenwerfen der Rothaut mit der gelben Rasse auch aus diesen Gründen nicht ohne weiteres statthaft ist. Der Name Rothaut ist übrigens falsch: nicht die Haut an sich ist rot, sondern die Bemalung mit Erd- und Rotholzfarben, nach denen die Kolonisten die Eingeborenen benannten. Sofern eine einheitliche Farbenbestimmung überhaupt möglich wäre, möchte man sie als ein helles Braun bezeichnen.

In bezug auf die Rassenstellung trifft wohl am ehesten Paul Ehrenreich das Richtige mit dem kurzen Hinweis, daß, da nachweislich Asien wie Europa zu jener frühen Zeit bereits bewohnt waren, keinerlei Grund vorliegt, das mit beiden breit verbundene Amerika zu derselben Zeit für menschenleer zu halten. Der Mensch wohnte schon damals zirkumpolar auf der ganzen nördlichen Halbkugel; es stand ihm damit frei, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten zu wandern. Ob der Amerikaner von damals mehr dem Mongolen oder mehr dem Europäer geglichen hat, ist nicht mehr zu bestimmen, ist auch vollkommen belanglos gegenüber der andern, auch uns noch sichtbaren und darum stark interessierenden Tatsache, daß dieser Altamerikaner sich zu der heutigen scharf umrissenen Rasse mit ganz bestimmten physischen und Kultureigentümlichkeiten erst entwickelt hat, nachdem der Durchbruch der Beringstraße und die Abrasion oder das Absinken der nordatlantischen Landbrücke Amerika zum selbständigen, rings vom Meer umspülten Erdteil gemacht hatte. Ganz ohne Zweifel müssen wir diese Herausbildung der Inselnatur Amerikas, den Abbruch jeder Verbindung mit der Außenwelt, als den Zeitpunkt auffassen, in dem die spezifische Ausbildung der indianischen Rasseneigentümlichkeiten begonnen hat. Für derartige Herausbildungen fordern wir heute einhellig zunächst völlige Isolierung, sodann große Flächenräume mit geringen Geländeschwierigkeiten, so daß die Vermischung und Durchdringung der einzelnen Volkselemente möglichst wenig behindert wird. Beides ist in dem nachtertiären Amerika im vollsten Maße gegeben.

Und auch das dritte und letzte muß hier vorhanden sein: die typenbildende Kraft der Naturumgebung. Wir glauben die alte Linnésche Rasseneinteilung zum alten Eisen werfen zu können, gerade weil sie die Rassen mit ihren Erdteilen identifiziert. Dabei müssen wir feststellen, daß der Neger tatsächlich auf Afrika beschränkt ist; was wir bisher noch in dieselbe Gruppe rechneten: die dunkelfarbigen, zum Teil sogar kraushaarigen Völker Südasiens und Indonesiens, die Indoaustralier, Negrito und Papua, haben wir seit kurzem als Vorläufer ganz anderer archimorpher Rassen auffassen gelernt. Und wie der Neger der Sohn Afrikas, so ist der Mongole der Sohn einer bestimmten großen Region des alten Asien, geradeso wie schließlich die weiße Rasse mit Europa identifiziert werden muß.

Ebenso ist nun auch der Indianer der echte Sohn seines Erdteils. Jede Rasse ist nicht nur etwas Bodenständiges, sie ist sogar das Produkt dieses Bodens selbst. Dabei sind wir allerdings noch nicht imstande, die Ursachen anzugeben, aus denen heraus nun gerade in Afrika der Neger, in Asien der Mongole, in Europa der Weiße, in Amerika der Indianer hat entstehen müssen. An der Tatsache selbst läßt sich jedoch nicht länger zweifeln. Vielleicht hat man recht mit der Vermutung, daß die Zusammensetzung des Bodens und der Nahrungsmittel bei der Typenbildung ausschlaggebend ist.

Nicht autochthon in dem soeben geschilderten Sinn ist der Landsmann des Indianers, der Eskimo. Dieser ist vielmehr stark mongoloid in seinem Aussehen und hat ganz zweifellos nacheiszeitliche Beziehungen zu Nordostasien. Die ganze Geschichte dieses Volkes, soweit sie in seinen Wanderungen niedergelegt erscheint, deutet in der Tat nach Westen, und wenn man auch nicht an eine asiatische Herkunft selbst glauben will, die Annahme stark asiatischer Beimengungen wird man keineswegs vermeiden können.

2. Die Sprachgruppen Nordamerikas.

[illegible]

Amerika ist, sofern wir die Eskimo als Sondergruppe betrachten, nur von der einen Rasse der Indianer bewohnt. Anlaß genug, ein recht einheitliches und einförmiges Rassenbild zu erwarten. Was Typus und Physiognomie anbelangt, so wird man, wie bereits die wenigen Photographien unserer Tafeln zeigen, in dieser Erwartung gründlich enttäuscht: Amerika ist darin vielleicht noch mannigfaltiger als das große Asien. Dabei ist indessen, wie ein schärferes Studium sehr bald ergibt, die Grundform aller dieser Typen durchaus die gleiche, so daß der Rassencharakter als solcher nirgends zu verkennen ist; ja, er tritt den physischen Besonderheiten gegenüber schließlich so stark in den Vordergrund, daß diese zur Einteilung der Rasse selbst nicht ausreichen, vielmehr andere Gesichtspunkte herangezogen werden müssen.

Außer der Sprache und der geographischen Verbreitung ist das die Form und Höhe der bei ihrem Zusammentreffen mit den Weißen erreichten Kultur. Die Eskimo sind Fischer und Jäger. In den kalten Strichen des Nordens und teilweise in den Felsengebirgen, dann auch in den Prärien wohnen oder wohnten ausgesprochene Jägervölker. Im Osten der heutigen Vereinigten Staaten gab es dagegen seßhafte Völker, deren Dasein vorwaltend auf dem Anbau des Maises beruhte. In Mittelamerika befanden sich nicht weniger als drei Mittelpunkte höherer Kultur: der mexikanische und der der Maya, die enge Beziehungen zueinander hatten, und der von ihnen getrennte, erst ganz kürzlich entdeckte costaricanische. An diesen lehnten sich in Südamerika der kolumbische und der große peruanische Kulturkreis an. Das ganze übrige Südamerika mit seinen ungeheuren Wald- und Steppengebieten wird oder wurde von Ackerbauern und Fischervölkern einerseits, von Jägervölkern anderseits bewohnt.

Mit diesen Kulturprovinzen, die wir noch im einzelnen betrachten werden, fallen die Sprachgebiete nicht immer zusammen. Nach ihrem Bau und dem Grad ihrer Durchbildung finden sich unter den amerikanischen Sprachen alle Übergänge von hochentwickelten Kultursprachen (Nahua in Mexiko) bis zu ganz rohen, völlig formlosen Idiomen; auch ist keine andere gemeinsame Grundform erkennbar als höchstens die Fähigkeit, Wortzusammensetzungen vorzunehmen, bei denen das Objekt mitsamt adverbialen Bestimmungen ins Verbum einverleibt wird (Inkorporation). Auf diese Weise können Wortungeheuer entstehen, die gedruckt eine ganze Zeile einnehmen.

So sehr wir besonders mit der Kenntnis der südamerikanischen Einzelidiome noch im Rückstand sind, so sind wir im allgemeinen doch bereits in der Lage, aus der geographischen Verbreitung der amerikanischen Sprachgruppen ein ziemlich deutliches Bild von den ausgedehnten früheren, meist vorkolumbischen Wanderungen der Stämme zu entwerfen.

Die Eskimo (Taf. 35, Abb. 1 u. 2) finden sich gegenwärtig an der Küste des gesamten arktischen Nordamerika und auf den südlichen der ihr vorgelagerten Inseln, von der Südküste von Alaska bis zur Ostküste von Labrador; ferner auf der Ostküste Grönlands bis zum 65. Grad, auf der Westküste gar bis zum 78. Grad nach Etah (Itah) am Smithsund hinauf; eine kleine Gruppe von ihnen, die Yuit, hausen auf der Westseite der Beringstraße, auf der äußersten Ostspitze Asiens beim Kap Tschukotskoj. Der Ausgangspunkt der ausgedehnten Wanderungen dieses Volkes liegt zweifellos im westlichen Teil des heutigen Verbreitungsgebietes; ihren Abschluß im Osten, nämlich die Besiedelung Südgrönlands, haben wir vielleicht erst in die Ausgangszeiten unseres Mittelalters zu setzen. Auch die Bewohner der Aleuten gehören sprachlich zu den Eskimo.

Das gewaltige Gebiet der ehemaligen Hudsons-Bay Company und das Innere von Alaska wird von der Gruppe der athapaskischen oder Déné- (Tinneh-) Sprachen ausgefüllt. Stämme in Alaska sind die Atnah am Copper River, die Kenai auf der gleichnamigen Halbinsel, die Kutschin am Yukon und Copper River. Im Hinterlande der Nordwestküste hausen die Nahani, Sikani und Takulli. Kutschin leben unter dem Namen Loucheux (Schieler) auch am untern Mackenzie. Hier, doch auch bis weit nach Süden hin, sitzen sodann die Yellowknifes, Hundsrippen-, Hasen-, Tschipewa-, Biber- und Sarsi-Indianer. Bei aller sonstigen Abgeschlossenheit vom Meer haben die Athapasken wenigstens nach Westen und Südwesten Ausläufer bis an den Ozean entsendet: die Umbqua und Tututena nach Oregon, die Hupa nach Kalifornien; andere gar bis nach Arizona, Neumexiko und fast an den mexikanischen Golf. Die Navaho (Taf. 35, Abb. 4), die Lipan und die Apatschen (Taf. 35, Abb. 3) sind solche weit nach Süden abgesprengte Teile dieser weitauseinandergerissenen Gruppe.

Von den zahlreichen Sprachen der Nordwestküste und von Britisch-Columbia sind die wichtigsten die der Tlinkit (Koloschen), der Tsimschian, der Haida (Taf. 38, Abb. 2), der Wakasch (mit den Nutka, Quakiutl, Koskimo [Taf. 35, Abb. 5] und den Heiltsuq oder Bella Bella); der Salisch mit den Bilchula (Bellacoola); der Tschinuk, Schahaptin und Kutenay.

Südlich und östlich von der Hudsonbai liegt das weite Gebiet der Algonkin-Sprachen. Es reicht im Süden bis über den Ohio hinaus und berührt im Westen das Quellgebiet des Missouri. Ausläufer sind bis in die Prärien und bis Tennessee, an der Ostküste bis nach Südkarolina vorgedrungen. Von den zahlreichen Stämmen sind bei

uns allgemeiner bekannt: die Delawaren oder Leni Lenape, die Mohikanik (Mohikaner), Tschipewa (Odschibwä), Mikmak, Manhattan, Ottawa, Abnaki; andere sind: die Arapaho, Blackfoot (Schwarzfuß; Taf. 35, Abb. 9), Tscheyenne (Taf. 35, Abb. 6) weit im Westen gegen das Felsengebirge zu; die Montagnais im Nordosten, die Menomini, Kickapu, Potawatomi im westlichen Seengebiet.

Inselartig in das Algonkingebiet eingesprengt liegt die Gruppe der irokesisch-huronischen Sprachen im Stromgebiet des St. Lorenz und in der Umgebung des Erie- und des Ontariosees. Ausläufer reichen bis in die südlichen Alleghanies (Tscheroki); die Tuskarora sind gar bis Nordkarolina nach Osten gezogen.

Die Südostecke der heutigen Union wurde von der Maskoki-(Muscoghee-)Gruppe eingenommen, zu der außer den aus Coopers Lederstrumpf so bekannten Seminolen die Creek, Tschokta und Tschikasa gehörten.

Die Prärien im Westen des Mississippi von seinem Unterlauf bis hinauf nach Manitoba werden in historischer Zeit erfüllt von der großen Gruppe der Sioux- oder Dakota-Sprachen mit den Hauptstämmen der Sioux, Jowa, Omaha, Ponka, Mandan (Taf. 35, Abb. 7), Kansas, Osagen, Assiniboin, Ogallala usw. Die Ursitze dieser Gruppe liegen indessen weit im Osten, in Nordkarolina, wo ältere Glieder in Gestalt der Katawba und Biloxi bekannt sind. Die eigentlichen Urbewohner der Prärien haben wir wahrscheinlich in den isoliertsprachlichen Kiowa (Kelowa) und Kaddo zu erblicken. Zu den letzteren gehören außer den in der Jugendliteratur vielgenannten Pawnee (Pahni) die Arikara und Kaddo-Wichita (Taf. 35, Abb. 12).

Den in sich geschlossenen oder doch über weite Gebiete reichenden Sprachgruppen des Ostens stehen zahlreiche kleine des Westens gegenüber; schon die Nordwestamerikaner waren ein Beispiel dafür. In Kalifornien hat man mehr als 20 Sprachfamilien feststellen können. Von großem Umfang, aber doch auch weit auseinandergesprengt sind hier lediglich die schoschonische und die sonorische Gruppe. Jene füllt das Gebiet zwischen Felsengebirge und Sierra Nevada; zu ihr gehören die Komantschen, Ute (Taf. 35, Abb. 8), Hopi oder Moki (Taf. 35, Abb. 10) und Nez Percés (Taf. 35, Abb. 11). Die sonorische Gruppe reicht vom inneren Winkel des Golfs von Kalifornien bis nach Zacatecas und Jalisco im Westen Mexikos hinunter; sie umfaßt die Pima, Tarahumara, Kora, Huitschol, Tepehuana u. a. Auch die Azteken wie überhaupt die Nahuavölker gehören in diese Sprachfamilie.

Als letzte Gruppen mögen noch die der Yuma am unteren Colorado und am Gila und die der Pueblos erwähnt sein. Mit den letzteren, die keine eigentliche Sprachfamilie, sondern eine bestimmte, sehr interessante Kulturgruppe darstellen, werden wir uns noch eingehender zu beschäftigen haben.

3. Die Kulturprovinzen Nordamerikas.

Wie so oft auf der Erde, ist auch in Amerika die Natur stärker gewesen als der Mensch, indem sie ihm über seine Stammeszugehörigkeit, seine Sprache und seine angeborenen Neigungen hinweg gerade die Kulturform aufgezwungen hat, die die beste Anpassung an den betreffenden Lebensraum darstellt. Dergestalt zerfällt der große Erdteil je nach seinem Klima, seiner senkrechten und wagerechten Gliederung und seiner Bodenausstattung in eine lange Reihe mehr oder weniger scharf gegeneinander abgegrenzter Kulturkreise, die in ihrer Gesamtheit so ziemlich alle Typen primitiverer Lebensformen der Menschheit aufweisen. Beginnen wir mit ihrer Betrachtung im Norden.

a) Die Arktis.

(Hierzu die Tafeln 36 und 37.)

Im Gegensatz zu dem altweltlichen Polargebiet, wo wir es mit einer Vielheit von Rassen und Völkern zu tun hatten, wird der Nordrand Amerikas nur von dem einen Volk der Eskimo bewohnt. Den Herausbildungsherd dieses Volkes sucht man an verschiedenen Stellen; Boas nimmt ihn an der Hudsonbai an, der Däne Rink im südlichen Alaska; andere wieder haben, gestützt auf den stark mongolischen Habitus (Taf. 35, Abb. 1 u. 2) und den Umstand, daß die Eskimo von den Indianern stets als Fremdlinge behandelt worden sind, sodann wohl im Hinblick auf den Eskimorest am Kap Tschukotskoj, ihnen eine asiatische Herkunft zu geben versucht, doch hat diese Anschauung bisher weniger Anklang gefunden als die andere, nach der die Eskimo abgedrängte, in der neuen Umgebung in bestimmter Richtung modifizierte Indianer seien. Nach den jüngsten Lehren der Anthropologie hätten wir im Gegensatz zu allen diesen Hypothesen in den Eskimo dagegen einen recht alten Rassenrest vor uns, der vielleicht eine protomorphe Ausgangsform für die archimorphe gelbe Rasse gebildet hat.

Faßt man die körperlichen Eigenschaften der Eskimo ins Auge, so spricht in der Tat manches für diese neue Ansicht. Die Körpergröße schwankt zwischen 150 und 160 cm; nur einzelne, unter günstigeren Bedingungen lebende Stämme im Westen erreichen eine etwas größere Körperhöhe. Der Schädel ist lang und hoch, das Gesicht breit und flach, grob und fett; die Backenknochen stehen hervor; die Augen sind dunkel und geschlitzt, die Haare

schwarz und straff, die Haut ist gelbbraun. Neugeborene Kinder haben oft eine blauschwarze Stelle in der unteren Rückenpartie, den sogenannten Mongolenfleck, der besonders auch in Japan recht häufig ist.

Nach ihren Wohnsitzen, Dialekten und Kulturbedingungen unterscheiden wir folgende fünf Gruppen von Eskimo:

1) Die Alaskaner, mehr als ein Dutzend Stämme mit ca. 14000 Seelen (nach Byhan[1]). Sie leben unter den verhältnismäßig günstigsten klimatischen Bedingungen, teilweise schon im Waldgebiet, gleichzeitig in gelegentlicher Berührung mit Indianern und Asiaten — kein Wunder also, wenn ihr Kulturbesitz reicher und mannigfaltiger ist als der der übrigen Abteilungen.

2) Die Eskimo am untern Mackenzie.

3) Die Zentral-Eskimo, 18 Stämme auf dem Festland östlich von Bathurst Inlet bis zur Nordwestküste der Hudsonbai; ferner auf den Inseln vor der Osthälfte der Nordküste, auf Baffinsland und hoch oben unter dem 78. Grad nördl. Br. auf der Westküste Grönlands. Die Gesamtzahl beträgt trotz des riesigen Verbreitungsgebietes nur 1500 Seelen.

4) Die Labrador-Eskimo; ebenfalls 1500 Köpfe.

5) Die Grönland-Eskimo, die Skrälinger der Normannen; sie zählen auf der Ostküste ca. 500, auf der Westküste rund 10000 Seelen.

Der Name Eskimo ist nicht Selbstbenennung, sondern abgeleitet aus dem Wort esqimantjik („Rohfleischesser") der Abnaki, eines Algonkinstammes. Selbstbenennung ist Innuit, was einfach „Mensch" bedeutet. Die Eskimo huldigen damit einer bei Naturvölkern häufigen Gewohnheit, das eigene Volkstum aus den benachbarten scharf hervorzuheben. Ein gewisses Recht dazu haben sie, wie man billig zugeben muß, auch von unserm Standpunkt aus, denn tatsächlich hat kein Volk den Kampf mit dem rauhesten und unwirtlichsten aller Lebensräume so meisterhaft, ja bewunderungswürdig durchzuführen verstanden, wie gerade diese Innuit am Nordrande der Ökumene.

Vor allem gilt das von der Weise, mit der sie den **Lebensunterhalt** gewinnen. Hauptbeschäftigungen sind Fischfang und Jagd; zu Wasser stellt man allgemein dem Seehund, dem Walroß und dem Walfisch nach; von Fischen sind in Grönland die Forelle, bei den Aléuten der Steinbutt, auf Labrador der Weißfisch, im Beringmeer Lachs und Hering Hauptfangobjekte; zu Lande jagt man das Renntier, den Moschusochsen und verschiedene Vogelarten.

Dem Seehund lauert der Eskimo während des Winters an dem Luftloch auf, das dieser sich durch das morsche Eis am Ausgang der Fjorde bohrt. Hört er den Seehund schnauben, so stößt er mit der Harpune durch den Schnee, der das Loch oben abschließt, senkrecht nach unten. Will das Tier nicht kommen, so lockt der Jäger es mit einem bandförmigen, mit Seehundskrallen versehenen Kratzer (Taf. 36, Abb. 9) aus Holz, Knochen oder Geweih. Der Seehund glaubt einen Nebenbuhler an seinem Luftloch und eilt wütend herbei; im nächsten Augenblick verspürt er die Harpune des schlauen Jägers im Nacken.

Mit den Jahreszeiten wechseln die Methoden. Liegen im März die Seehundweibchen mit ihren Jungen in Schneehöhlen in der Nähe der Luftlöcher, so schleicht der Jäger leise heran, schneidet den Tieren den Weg ab und zieht die Jungen mit langen Haken unter dem Schnee hervor. Gestattet aber erst der Frühling die Fahrt mit dem Kajak, dem bekannten zierlichen Männerboot, so rudert der Eskimo, mit einer Maske versehen (Taf. 36, Abb. 1), unter dem Winde an die auf dem Eisrand massenhaft ruhenden Seehunde heran, um durch geschickte Würfe unter ihnen aufzuräumen. Im Sommer endlich jagt man den Seehund allerwärts, am Strand wie auf dem offenen Meer, jetzt aber nur noch vom Kajak aus.

Dieser **Kajak** (Taf. 112, Abb. 9) ist ein wahres Wunderwerk an Eleganz und Brauchbarkeit. Über ein Gestell aus U-förmigen Spanten, Kiel und Bordrandstangen, das Ganze durch Verdeckquerleisten verbunden, spannt sich straff ein Überzug aus zusammengenähten Seehundshäuten. Bis auf eine runde oder ovale, von einem Holzring überhöhte Einsteig- und Sitzöffnung etwas hinter dem Schwerpunkt ist das Boot geschlossen, und diese Öffnung selbst wird es ebenfalls, sobald der Führer im Boot Platz nimmt. Entweder trägt nämlich jener Holzring einen andern aus Seehundsfell oder Därmen, der um den Ruderer festgeschnürt wird, oder aber der Ruderer selbst trägt einen Darmrock, dessen unteres Ende mittels eines Zugriemens über den Einsteigschacht geschnallt wird. Von diesem Augenblick an sind Fahrzeug und Führer eins. Für den **geschickten** Kajakmann ist das günstig, denn sein Boot, von dem Doppelruder kraftvoll und doch geschickt gelenkt, fliegt nur so durch die Schären dahin. Wehe aber dem Unglücklichen, der im Wellengang kentert und weder die Kraft, noch die Geschicklichkeit besitzt, sich mit Hilfe des flach aufs Wasser gedrückten Ruders oder Wurfbrettes wieder aufzurichten. Der Tod des Ertrinkens ist dem unlösbar Gefesselten sicher.

Den Gegensatz zu dem zierlichen Kajak bildet das **Umiak**, das große Fellboot, das meist nur von Frauen gerudert wird. Seine Konstruktion ist aus den beiden Bildern 4 u. 5 auf Taf. 36 ersichtlich. Die Länge beträgt 7—10 m, die Breite 1,5—3 m gegenüber dem nur 50—60 cm breiten Kajak. Dafür faßt das Umiak aber auch 15—20 Personen nebst Zelt und Hausrat. Zu seiner Fortbewegung wird bei günstigem Wind auch ein Darmsegel benutzt.

Bei der Unmöglichkeit, Fisch- und Jagdgeräte im Kajak selbst unterzubringen, hat der Eskimo

[1] K. Byhan, Die Polarvölker. Leipzig 1909 (Wissenschaft und Bildung).

sie in überaus sinnreicher Weise auf dessen Deck und an der Bordwand zu befestigen gelernt. Hauptangriffswaffen sind Harpunen verschiedener Schwere und mit verschiedener Spitze, deren leichtere mit dem Wurfbrett geschleudert werden. Dieses sind Bretter von reichlich 0,5 m Länge, deren eines Ende durch Ausschnitte, Löcher und dergleichen recht handlich gemacht worden ist, während das andere einen Knochenstift trägt, welcher der zu schleudernden Waffe als Widerlager dient (Taf. 37, Abb. 11). Das geschieht am einfachsten in der Weise, daß der Abwurfhaken in eine Vertiefung am hinteren Speerende greift; beim Vorschleudern von Wurfbrett und Harpune mittels des Armes bildet er dann den Drehpunkt. Bei einer anderen Abwurfmethode faßt ein am Harpunenschaft selbst befindlicher Zapfen in ein Loch im Wurfbrett ein (Taf. 37, Abb. 12). Ballistisch ist dieses Wurfbrett als eine Verlängerung des als Hebel gebrauchten Unterarms aufzufassen, die den Zweck hat, dem Wurf eine größere Wucht und Weite zu verleihen.

Der Bogen der Eskimo (Taf. 37, Abb. 13) gehört zu der Klasse der zusammengesetzten, wie die Mehrzahl der nordasiatischen auch; der Mangel an brauchbarem elastischen Holz hat die Eskimo wie auch so manche nordamerikanischen Indianer gezwungen, ihre Schießwaffe aus verschiedenen Einzellagen, wie Holz, Knochen und Sehne, zusammenzusetzen. Der Eskimo hat diesen Bogen obendrein noch durch eine über den Bogenrücken geführte Schnur zu verstärken gesucht. Auch der Pfeil ist fast stets aus verschiedenen Stücken von Holz und Knochen zusammengesetzt.

Während der altweltliche Hyperboreer sich das Renntier als Zug- und Reittier dienstbar zu machen gewußt hat, ist es für den Eskimo bloßes Jagdwild geblieben. Ihm folgt der Jäger, wenn es im Sommer herdenweise wandert, um es mit Hilfe von Fallen, Schlingen, Speer, Bogen und Pfeil zu erlegen. Die Felle der jungen Tiere liefern ihm warme Kleider (Taf. 37, Abb. 9); das in der Sonne gedörrte oder in Eisgruben aufbewahrte Fleisch dient zur Winternahrung; im übrigen aber wird das Renntier, genau wie der Seehund, im Haushalt des Eskimo bis auf die letzte Sehnenfaser und den letzten Blutstropfen, ja bis auf den schon halbverdauten Mageninhalt ausgenutzt. Die Armut des Landes zwingt seine Bewohner, von dem wenigen Vorhandenen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Bei aller Vorherrschaft der animalischen Nahrung fehlt die vegetabilische doch keineswegs ganz; im Gegenteil, es wird jede Gelegenheit benutzt, durch Sammeln von Beeren, Sauergräsern und Tangen eine angenehme und physiologisch notwendige Zukost zu erlangen. Ein wirklicher Anbau von Nutzpflanzen findet hingegen nicht statt.

In Kleidung und Wohnung herrscht erklärlicherweise auch im arktischen Amerika das Prinzip der Wärmehaltung vor. Auf gute Kleidung legt der Eskimo außerordentlich viel Wert, so daß die Hauptarbeit der Frauen während der langen Wintermonate in der Zubereitung der Felle und Häute und der Anfertigung der einzelnen Trachtenteile besteht. Mit besonderen Schabern (Taf. 37, Abb. 8) und Messern, ja selbst mit den Zähnen werden die Felle mechanisch, mit Urin chemisch bearbeitet, bis sie weich und geschmeidig geworden sind. Mit Hilfe von Nadeln und Ahlen aus Knochen stellt man daraus das Ärmelwams mit daransitzender Kapuze (Taf. 36, Abb. 1), die kurze Oberschenkelhose, Stiefel und Handschuhe aus Renn- und Robbenfell her, auch die Regenmäntel aus Fischhaut und Robbendarm. Die Sommerkleidung ist naturgemäß entsprechend leichter, und im Innern des Hauses geht man ebenso dürftig bekleidet einher wie in Nordasien auch.

Trotz dieses reichen Ausmaßes an Kleidung, die von Gesicht und Körper kaum viel sichtbar bleiben läßt, besteht ein gewisses Schmuckbedürfnis auch hier. So ist die Tätowierung recht weit verbreitet; weniger das Einsetzen von Fremdkörpern in den eigenen Leib. Die alaskanischen Mädchen durchbohren sich die Unterlippe an drei Stellen und stecken in die Löcher Knochenstifte, an die sie lange Perlenschnüre hängen. Die Männer tragen an beiden Mundwinkeln Stein- oder Knochenpflöcke, die auf der Kaviakhalbinsel die Form von Zylindern, auf Nuniwak die von Fischschwänzen, am Kotzebuesund die von Manschettenknöpfen (Taf. 36, Abb. 6) haben.

Sommerwohnung ist das Fellzelt, das leicht abgebrochen und weitertransportiert werden kann. Die Winterwohnung ist in Alaska ein viereckiges, erdbedecktes Plankenhaus, dessen Inneres mit der Außenwelt zur Abwehr der Kälte durch einen gangförmigen Vorraum in Verbindung steht. Rings an den Wänden stehen Schlafbänke oder Pritschen. Das Grönlandhaus hat denselben Aufbau, doch bestehen die Wände aus Steinen und Grassoden, das Dach aus Walfischrippen und Treibholz. Bei den weitverstreuten Zentraleskimo herrscht das Iglu, die Schneehütte. Es ist ein Bau, der schon von zwei Mann in äußerst kurzer Zeit, etwa einer halben Stunde, errichtet werden kann; der eine schneidet aus dem metertiefen Schnee mit einem langen Messer (Taf. 36, Abb. 8) rechteckige „Quader“ heraus, der andere setzt sie so an- und aufeinander, daß die einzelnen Quaderschichten spiralig nach oben und innen verlaufen. Ein Deckquader schließt die Kuppel oben ab. Die Abbildungen 2 u. 3 auf Tafel 36 zeigen eine solche Hütte im Bau und im Vertikalschnitt. Manchmal wird das Innere, wie Abb. 3 zeigt, mit Fellen ausgekleidet; stets aber ist auch hier ein Vorbau vorhanden, der die Kälte abhält. Auch Vorratsräume und dergleichen werden in derselben Weise aufgeführt.

Das Hausinventar ist bei der ausgeprägten Kunstfertigkeit der Eskimo nicht ganz gering. Ein Herd fehlt; an seiner Stelle heizt, kocht und beleuchtet man mit der steinernen Tranlampe (Taf. 36, Abb. 7), in der ein Docht aus Moos den

Tran noch eben führt. Mannigfaltig sind dagegen die Geräte zum Bearbeiten der Felle, der Knochen und des Holzes; da gibt es Äxte mit Knochen- und Steinklingen (Taf. 37, Abb. 2, 4, 5 u. 7), Knochenhämmer (Taf. 37, Abb. 3 u. 6), Pfeilstrecker, Schnee- und Wirtschaftsmesser, Augenschirme und Schneebrillen gegen die Schneeblindheit, Schlafpritschen, Kochtöpfe aus Speckstein und manches andere mehr. Und alles ist geschmackvoll in der Form und praktisch für den Gebrauch.

Einziges Haustier ist der Hund; er hilft seinem Herrn Renntier, Bär und Moschusochsen jagen und zieht ihm vor allem den Schlitten. Dieser ist das einzige Verkehrsmittel hierzulande außer einer Art von Eisstiefeln, an deren aus Walroß- oder Mammutzahn gefertigten Sohlen Spitzen ausgespart sind, und einer anderen Art, deren Ledersohlen Buckel tragen. In Alaska hat der Schlitten niedrige Kufen, aber erhöhten Sitz und Seitenlehnen; im Zentrum und im Osten zeigt er die in Taf. 37, Abb. 10, wiedergegebene Form. Den Ski, den kufenförmigen Schneeschuh der altweltlichen Hyperboreer, besitzen die Eskimo nicht; wohl aber haben ihre westlichen Vertreter von den athapaskischen Stämmen wenigstens den Rahmenschneeschuh entlehnt.

Die Kunst der Eskimo ist im Abschnitt „Kunst der Naturvölker“ im ethnologischen Teil behandelt (S. 120).

Die ganze Lebensweise der Eskimo hat es mit sich gebracht, daß wirkliche Staatenbildung oder auch nur ein geordnetes Sippenwesen bei ihnen nicht entstanden ist; die gesellschaftliche Einheit wird lediglich durch die Bewohner einer Hütte oder eines Lagers gebildet. Innerhalb dieser kleinen und lockeren Verbände herrscht dafür aber auch ein vollkommener Kommunismus, gepaart mit Blutsbruderschaft und Frauentausch. Hier und da gibt es Männerhäuser oder besonders große Schneehütten, in denen sich während des Winters das ganze Stammesleben mit seinen Masken- und anderen Tänzen, seinen Gesängen und mannigfachen anderen Belustigungen abspielt. Hier treibt dann auch der Priester der Eskimo, der Angekok oder Ankut, mit seiner Schamanentrommel und seinen Amuletten, seinen Geister- und Dämonenbeschwörungen sein Wesen.

In der Tat haben wir es auch bei den Eskimo mit einem echten Schamanismus zu tun, wie wir ihn bei den altweltlichen Hyperboreern kennen gelernt haben (S. 7). Auch hier sind es nur besonders veranlagte, zur Ekstase geneigte Persönlichkeiten, denen die Fähigkeit innewohnt, mit den Geistern und Dämonen, von denen der Eskimo die ganze Welt erfüllt sieht, zu verkehren, und die Macht, sie zu bannen und zu beherrschen. Nach allgemeinem Naturvölkerglauben werden auch die Krankheiten durch solche überirdische Wesen verursacht; sie durch seine Maßnahmen: Rasselton und Tanz, Hervorzaubern des Krankheitsträgers aus dem Körper des Leidenden selbst u. dgl., zu bannen und zu verjagen, ist demnach der Angekok der rechte Mann. Taf. 41, Abb. 1, zeigt uns einen solchen Angekok am Krankenlager.

b) Die Jäger- und Fischervölker des Nordens.

(Hierzu Tafel 38.)

An die Wohnsitze der Eskimo grenzt im Süden und durch die ganze Breite des Erdteils hin das Gebiet einer Bevölkerung, die bei aller Verschiedenheit der Kulturhöhe doch nicht über die Stufe der lediglich aneignenden Wirtschaft hinaus gelangt ist. Im Westen, an der Küste des Stillen Ozeans, sind das die Nordwestamerikaner, im ganzen weiten Innern die Athapasken, im Osten schließlich jener Teil der Algonkin, der seine Wohnsitze nördlich vom Lorenzstrom genommen hat (die Montagnais, Nenenot und einige andere).

Von allen diesen letztgenannten Gruppen ist nur wenig zu berichten. Sie gewinnen ihren Lebensunterhalt zu einem Teil durch das bloße Sammeln pflanzlicher Nahrung, zum anderen durch Jagd und Fischfang. Im Sommer dienen dabei als Verkehrsmittel Rindenboote (Taf. 112, Abb. 1), im Winter der kanadische Schlitten (Toboggan), ein lediglich aus Kufen, d. h. einem vorn hochgebogenen Bretterpaar, bestehendes Fahrzeug; außerdem der Rahmenschneeschuh, und bei den Nenenot auch der Bretterschneeschuh. Wohnung ist das fellbedeckte Stangenzelt (Taf. 111, Abb. 7). Die Kleidung besteht aus Leder.

Um so eigenartiger ist die Kultur der **Nordwestamerikaner**. Wir begreifen unter dieser Benennung alle küstennahen Stämme zwischen dem 60. und 45. Grad, also die Tlinkit oder Koloschen im südlichen Alaska, die Haida (Taf. 38, Abb. 2) auf den Königin-Charlotte-Inseln, die Tsimschian auf dem gegenüberliegenden Festlande, die Wakasch mit den Nutka auf der Westküste von Vancouver, den Quakiutl im Nordosten dieser Insel und auf dem gegenüberliegenden Festland, und den Heiltsuq (Bellabella). Sodann die große Gruppe der Selischstämme (Bilschula, Kawitschin, Lummi, Samie). Endlich, ganz im Süden, die Sahaptin (Schahaptin oder Nez Percés; Taf. 35, Abb. 11) und Kutenay.

Schon das Wohngebiet dieser Völker ist geographisch höchst merkwürdig. Im unmittelbaren Bereich der warmen Meeresströmung des Kuro Schio gelegen, ist es eine äußerst niederschlagreiche Zone, in der an nicht weniger als 200 Tagen im Jahr Regen und Schnee fallen. Dabei ist die Küste außerordentlich zerrissen, stärker fast noch als die Küste Norwegens. Trotz verhältnismäßig hoher Jahrestemperaturen reichen die Gletscher an den Bergen weit nach unten, bis dicht in die Nähe des

äußerst üppigen Pflanzenlebens. Die Sitkafichte erreicht die stattliche Höhe von über 50 m.

Auch die Tierwelt ist sehr reich; an Seetieren gibt es Lachs, Dorsch, Heilbutt, Heringe, Krabben, Seeigel, Tintenfische, Katzenhaie und Miesmuscheln im Überfluß; außerdem Wale, Robben und Seelöwen; an Landtieren Bergziegen, Hirsche und Bären. Aus der Pflanzenwelt gesellen sich an genießbaren Substanzen dazu: Beeren, Wurzeln, Seegras, Tang. Alle diese Gaben der Natur nutzen die Nordwestamerikaner mit großem Geschick und regem Eifer aus; mit Speeren, Harpunen, Angeln, Reusen, Handnetzen und andern Fallen stellen sie im Sommer den Wassertieren nach; mit Bogen, Pfeil und Lanze im Winter dem Landwild. Die Vegetabilien zu sammeln ist Sache der Frauen.

Während des Sommers sind diese Völker — in erster Linie die Küstenbewohner — schweifende Nomaden, die irgendwo am Ufer ihre leichte Hütte bauen. Ihre eigentliche Heimat ist dann das Boot, ein schön geformter, in allen seinen Teilen mit geschmackvoller Ornamentik bedeckter Einbaum, den diese Leute vor der Ankunft der Europäer mit ganz einfachen Werkzeugen aus Stein und Horn herzustellen wußten. In ihm befahren sie zum Zweck der Robbenjagd, des Fischfangs und des Handels weite Strecken der ausgedehnten Küste.

Ein festes Heim ist hingegen im Winter das stattliche Dorf mit ebenso stattlichen Häusern. Das Haus ist ein Holzplankenbau von rechtwinkeligem Grundriß, dessen Inneres sich von den Seiten nach der Mitte zu stufenförmig vertieft. In der Mitte steht der gemeinsame Herd; ringsum an den Wänden sind die Schlafstätten für die Mitglieder des Geschlechtes und die Vorratsräume. Im Gebälk des Daches endlich werden die Fisch- und Jagdgeräte und die Schneeschuhe untergebracht.

Vor dem Hause steht der Totem- oder Wappenpfahl (Taf. 38, Abb. 5). Unter Totem verstehen die Indianerstämme Nordamerikas ein bestimmtes Tier (oder auch eine bestimmte Pflanze, ein Gerät), zu dem sie in verwandtschaftlicher Beziehung stehen und das gewissermaßen als Ahnherr des Geschlechtes gilt. Auf dieser Anschauung beruht die ganze soziale Gliederung der Stämme, die in Clans zerfallen, d. h. Sippen oder Geschlechter, deren jedes seinen besonderen Totem besitzt. Die Clans gelten in sich als verwandt und dürfen nur mit Angehörigen fremder Clans heiraten (Exogamie). Das Kind gehört in das Geschlecht der Mutter (Matriarchat).

Die Bilder ihres Totems bringen diese Völker nun auf allen ihren Geräten, ihren Werkzeugen, ihren Häusern und Booten, kurz überall an, wo sich ein Relief oder eine Malerei unterbringen läßt. Selbst auf den eigenen Körper läßt man es tätowieren (Taf. 38, Abb. 2). Die Häuptlinge aber lieben es, vor den Giebeln ihrer Häuser Pfähle aus dem halbierten Stamm der roten Zeder zu errichten, die bis 25 m hoch und auf ihrer Rundfläche mit zahlreichen Tieren in Reliefdarstellung bedeckt sind. Bei den meisten Stämmen stehen diese Pfähle seitlich der Haustür, bei den Haida und Tsimschian dagegen bilden die Totempfähle den Eingang selbst, indem man durch den Riesenstamm des Pfahles einen gangbaren Kanal geschnitzt hat, der direkt in das Hausinnere führt. Von außen erweckt dieser Eingang den Eindruck eines geöffneten Tierrachens.

Jeder solcher Totempfahl trägt einen besonderen Eigennamen. Die oberste Figur stellt das Totemtier des Besitzers dar; darunter befindet sich oft dasjenige der Frau. Die übrigen Figuren geben Überlieferungen aus der Geschichte der Clans, Sagen und dergleichen wieder; ihre Deutung gelingt nur auf Grund der Kenntnis der betreffenden Erzählungen. Die hauptsächlichsten Wappentiere sind Bär, Wolf, Adler (Taf. 38, Abb. 5), Rabe, Walfisch, Biber.

Die Herstellung des Pfahles aus einem Zedernstamm erfolgt unter der Leitung eines Künstlers, der den allgemeinen Plan entwirft, die einzelnen Figuren abteilt und deren Ausführung durch andere Künstler überwacht. Als Werkzeuge dienen seit geraumer Zeit Handäxte und Stemmeisen aus Stahl. Die Fertigstellung eines solchen Pfahlriesen dauert oft mehrere Jahre. Ist der Pfahl endlich fertig und mittels Rollen und Winden vor dem Haus errichtet, so wird ein großes Fest gefeiert, an dem die gesamte Umgegend teilnimmt. Alle Mitarbeiter und Festteilnehmer, ausgenommen die Angehörigen desselben Clans, erhalten vom Besitzer wollene Decken geschenkt; im Durchschnitt werden 600—1000 dieser „Blankets", das Stück zu etwa $1^1/_2$ Dollar, verteilt, so daß sich nur reiche Häuptlinge derartige Pfähle leisten können.

Diesen erheblichen finanziellen Opfern im Interesse der Kunst entspricht eine schon angedeutete Kunstbegeisterung auch im gewöhnlichen Leben; es gibt in der Tat kaum ein Stück im ganzen Haus und seiner Umgebung, das einer künstlerischen Verzierung entbehrte. In lebhaften, aber doch harmonisch abgestimmten Farben, oder aber in sicher geführten Linien tritt uns jede Fläche, jede Kontur entgegen, ganz gleich, ob sie den großen Kleiderkisten, den in Tierform gehaltenen Behältern zur Aufbewahrung des im Winter als Hauptnahrung dienenden Fischöls, den Löffeln und Näpfen, Angelhaken, Tanzklappern und Masken (Taf. 38, Abb. 1 u. 6), ja selbst den Tabakspfeifen aus Stein (Taf. 38, Abb. 4) und Schiefer (Taf. 38, Abb. 7) angehören. Auch auf die gewebten oder, wie es technisch richtiger genannt werden muß, geflochtenen Stoffe: die aus Zederbast geflochtenen Hüte, die von den Häuptlingen getragenen langen Zeremonialärmeljacken, schließlich die bei den gleich zu erwähnenden Tänzen getragenen Tanzdecken (Taf. 38, Abb. 1) erstreckt sich diese Kunstbegeisterung; jedes Stück von ihnen ist mit Figuren bedeckt, die sich zumeist auf die Totemtiere beziehen.

Waffen der voreuropäischen Zeit waren große Lanzen, Bogen und Pfeile, bei den Stämmen des Südens auch Keulen aus Knochen und Stein. Merkwürdig durch seinen Bau wie durch seine Verbreitung war der Stäbchenpanzer (Taf. 38, Abb. 9). Wie der Name sagt, war er aus einzelnen senkrecht stehenden Leisten oder Stäbchen zusammengefügt, die hier bei den Nordwestamerikanern aus Holz, bei den Alaskanern aus Knochen bestanden. Derselbe Panzer findet sich auch auf der Westseite der Beringstraße; hier reicht er im Süden sogar bis nach Japan hinunter, wo er in der alten Ritterrüstung seine schönste Ausbildung erfahren hat. Der Stäbchenpanzer ist also über eine ganze große nordpazifische Provinz verbreitet; sein Ursprung dürfte in Asien zu suchen sein.

Neben dem bereits erwähnten Clanwesen huldigen einige der nordwestamerikanischen Stämme, besonders die Quakiutl und ihre Nachbarn, noch der Geheimbündelei. Jeder Clan besitzt neben dem Totem noch Dämonen, die der mit ihrer Behandlung Vertraute sich dienstbar machen kann. Sie machen ihn dann unverwundbar, geben ihm die Fähigkeit, Menschenfleisch zu essen, u. dgl. m. Von den zahlreichen Geheimgesellschaften ist die vornehmste die der Hametzen (Hamatsa, d. h. Menschenfresser). In der Tat huldigen die Hametzen dem Kannibalismus; schon bei der Aufnahme in den Bund beißt der Novize den ersten besten, der ihm in den Weg kommt, in den Arm, um aus der Wunde Blut zu saugen. In früherer Zeit verspeisten die Hametzen Sklaven; heute begnügt man sich mit dem Verzehren von Leichen. Man mumifiziert den Körper, indem man ihn in Holzkisten an Bäumen aufhängt. Nach ein bis zwei Jahren nimmt man ihn herab, legt ihn in Meerwasser und befreit das Fleisch von Haut und Knochen. Unter Zeremonien wird das ekle Mahl abgehalten.

Reich sind die Geheimbünde an Tänzen, bei denen man die Gewinnung des Dämons oder Schutzgeistes und die durch ihn erlangten Fähigkeiten mimodramatisch darstellt. Das Tanzkostüm besteht aus den bereits erwähnten Tanzdecken und höchst phantastischen Holzmasken (Taf. 38, Abb. 1). Fiel in früheren Zeiten ein Hametze bei diesen Tänzen zu Boden, so war er dem Tode verfallen; von verkleideten Stammesgenossen wurde er erschlagen.

c) Das östliche Nordamerika, die Prärie, Kalifornien und Oregon.

(Hierzu die Tafeln 39 und 40.)

In dem riesigen Gebiet, das, mit Ausnahme des Südwestens, im großen und ganzen mit den Vereinigten Staaten zusammenfällt, saß vor der Überschwemmung des Landes durch den weißen Mann eine Eingeborenenbevölkerung, die trotz mancher gemeinsamen Züge der Lebenshaltung doch bestimmte sehr scharfe Unterschiede des Gesamtkulturbildes aufwies. Wir haben es hier vorwiegend mit den Trägern der großen Sprachgruppen der Algonkin, Irokesen-Huronen, Maskoki, Sioux-Dakota, Keiowä und den Kaliforniern zu tun. Es sind zum großen Teil diejenigen Indianerstämme, die uns aus unserer Knabenzeit in so lebhafter Erinnerung sind, als wir heißhungrig die Lederstrumpfgeschichten verschlangen und die Kriegs- und Jagdabenteuer der Sioux, Komantschen und Apatschen mit fast krampfhafter Spannung verfolgten.

In drei großen Wirtschaftsgruppen treten uns die Indianer des heutigen Uniongebietes entgegen.

Aus jener Jugendlektüre gilt uns der Indianer des Ostens, der Hurone und Irokese, noch immer als der unstet den Wald durchschweifende Jägersmann. In Wirklichkeit finden wir hier einen Hackbau, der selbst die Düngung der Felder mittels Asche, Fische und Muscheln kannte und gewaltige Flächen beanspruchte; noch 1794 gab es in Westohio meilenweite Maisfelder der Indianer. Hackbau nennen wir diese Wirtschaftsform nach dem Gerät, das neben einem primitiven Spaten in der Form eines zugespitzten Stabes in erster Linie zum Bearbeiten des Bodens, zum Reinhalten der Pflanzungen und zum Abernten der Früchte dient. Zugleich mit dem Feldbau bestand eine Seßhaftigkeit, die wohlausgebildete Hausformen mit recht soliden Befestigungsanlagen zu verbinden verstand. Taf. 39, Abb. 3, zeigt eine derartige Indianersiedelung mit den gehobenen Kugeldachhütten und dem starken Palisadenzaun. Dem Dorf ist der Häuptling gestorben; weinend sitzen seine Untertanen, groß und klein, um seinen Grabhügel, der mit Pfeilen umsteckt ist, und auf dessen Gipfel eine Riesenmuschel als Opfergefäß thront. Im Hintergrunde stehen die Häuser in Flammen; der Tod des Oberhauptes ist Anlaß genug, Dorf und Gegend zu verlassen. Da macht man vorher erst alles dem Erdboden gleich.

Angebaut wurden bei diesem amerikanischen Feldbau Mais, Bohnen, Kürbis, Wassermelonen, Tabak und Sonnenblumen, deren Samen gern genossen wurden. Daneben verfehlte man jedoch nicht, auch die von der Natur gebotenen Gaben entgegenzunehmen, indem man im Gebiet der Großen Seen alljährlich die Ähren des wilden Wasserreises erntete und aus dem Saft des Ahornbaumes ein berauschendes Getränk bereitete. Nur im Winter folgte man den Fährten von Hirsch, Büffel und Elch.

Über diese alte Kultur unterrichten in durchaus einwandfreier Weise die Mounds, Erd-, seltener Steinhügel von oft gewaltiger Massenhaftigkeit des künstlich aufgeschütteten Materials. Sie sind über die ganze Osthälfte der Vereinigten Staaten verbreitet, von den Großen Seen bis hinunter nach Florida und zur Mississippimündung. Das Gebiet ihrer größten Häufigkeit liegt längs des Mississippi

und im Bereich seiner östlichen Zuflüsse. Im Staat Ohio allein schätzt man noch jetzt die Zahl der Hügel auf 10000 und die der Ringwälle auf 1500. Von hier muß also jene alte Kultur ausgestrahlt sein.

Die Formen dieser Mounds sind mannigfaltig: die meisten sind regelmäßig angelegte Hügel oder Wälle, die bald wahllos zerstreut, bald reihenweise angeordnet auftreten (Taf. 39, Abb. 1); andere hingegen haben die Gestalt von Schlangen, Fischen, Vögeln, Säugetieren und Menschen; noch andere wieder die Form von Kreisen, Rechtecken, Quadraten. Manche sind nur wenige Zentimeter hoch und wenige Meter lang; andere wieder erreichen 30 m Höhe bei einer Basislänge von 300 m. Zu den größeren Mounds gehört z. B. der auf Taf. 39, Abb. 2, wiedergegebene De Soto-Mound.

Ihrem einstigen Zweck nach war ein Teil der Mounds Grabhügel, in denen die Leichen mit und ohne Beigaben, in liegender, gekrümmter oder hockender Stellung, nicht selten auch in Grabkammern oder Urnen eingeschlossen, beigesetzt wurden. Andere Mounds haben als Verteidigungswerke gedient und sind dann von Wall und Graben umzogen. Noch andere spricht man als Opferhügel oder als Unterbauten für die Wohnungen der Häuptlinge oder für die Gemeindehäuser an. Diese sind dann, wie es der De Soto-Mound zeigt, recht stattliche Anlagen.

Als Erbauer der Mounds betrachtete man früher ein besonderes Volk, die Moundbuilders (d. h. Mound-Erbauer). Heute weiß man, daß in den Moundgebieten nie andere Völker als die Vorfahren der jetzigen Indianer gewohnt haben. Besonders die alten Tscheroki haben sich als Moundbuilders betätigt.

Die überreichlich gefundenen Beigaben spiegeln im allgemeinen die Typen unserer europäischen jüngeren Steinzeit wider; es sind Messer, Beile, Pfeil- und Speerspitzen und andere Gerätschaften aus Stein, Knochen, Muscheln (Taf. 46, Abb. 2) und Zähnen, Bastgewebe, aus Tierhaut verfertigte Stoffe, meist kunstvoll gestaltete Tongefäße zu den verschiedensten Zwecken, Pfeifenköpfe aus demselben Material (Taf. 105, Abb. 27) oder aus Speckstein, Schiefer, Marmor oder Porphyr. Von Metallen sind Kupfer und Silber benutzt worden, doch hat man beide nur zu hämmern verstanden; zur Kunst des Schmelzens und Gießens hat es der Indianer nicht gebracht. In ihrer Gesamtheit erscheint die alte Moundkultur derjenigen der heutigen Indianer zwar überlegen, doch ist sie keineswegs höher als diejenige, welche die Indianer dieser Regionen im 16. Jahrhundert aufwiesen.

Der **Wohnbau** war regional verschieden. Bei einzelnen Völkern des Nordostens (Abnaki, Mikmak) und des Seengebiets (Menomini) bestand er aus dem Wigwam, einem Halbkugelbau aus kreisförmig in die Erde gesteckten Zweigen, die man oben miteinander verknüpfte, um das Ganze mit Rinde zu bedecken. Irokesen und Huronen wohnten in oft 50 m langen Langhäusern mit Mittelgang und Satteldach. Der Süden endlich baute mit einer Art Strohlehm; den Hüttentypus und zugleich die Palisadenbefestigung zeigt Taf. 39, Abb. 3.

In ihrer **sozialen Gliederung** erinnern die Stämme längs der Ostküste sehr an die Nordwestamerikaner (S. 37); auch hier herrschen Totemismus, Matriarchat und Exogamie. Das Wort Totem entstammt dem Algonkin und bezeichnet, um es noch einmal zu wiederholen, meist ein Tier von bestimmtem Namen, das als der mythische Repräsentant, sozusagen als Ahn der Großfamilie angesehen wird. Die Algonkinbezeichnung wird neuerdings auf die Erscheinung in ihrer Gesamtverbreitung über die ganze Erde hin angewandt.

Innerhalb der nordamerikanischen Indianer haben die **Irokesen** die reichste Geschichte. An sich schon tapfer und kriegerisch, haben sie jederzeit eine nicht unbeträchtliche politische Begabung entwickelt. Um 1560 verdichtete sich diese zu dem berühmten Völkerbund der 5 (später 6) Nationen der Onondaga, Mohawk, Oneida, Seneca, Cayuga, später auch der Tuscarora. Begründer der Liga war der vom Dichter Longfellow besungene Onondagahäuptling Hiawatha. Für die späteren Geschicke Nordamerikas ist dieser Irokesenbund durchaus nicht belanglos geblieben. Da die Franzosen sich mit den Huronen verbündet hatten, die Huronen aber von alters her die Erbfeinde der Irokesen waren, so nahmen diese letzteren ohne weiteres den Franzosen gegenüber eine feindliche Stellung ein, stellten sich gleichzeitig zunächst gut mit den Holländern, später, nach 1664, auch mit deren Erben, den Engländern, so daß diesen die Eroberung des Landes wesentlich erleichtert worden ist. Infolge ihrer großen Anpassungsfähigkeit sind die Irokesen eine der wenigen Eingeborenengruppen, die unter dem Ansturm des Weißen nicht untergegangen sind; noch heute leben ihrer rund 5000 in Reservationen im Staate Neuyork.

Weit beweglicher war seit der Einführung des Pferdes (nach 1492) die Kultur der **Prärie-Indianer**, also der sprachlich so verschiedenen Gruppen zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge. Hier war die Jagd auf den Büffel, weiter im Norden auch auf Biber, Elch und Hirsch die Grundlage der Lebenshaltung. Beweglich war dort der Mensch auf seinem schnellen Pferd im Sommer, dem Rahmenschneeschuh im Winter (Taf. 40, Abb. 1); beweglich auch sein Stangenzelt mit Fellhülle, dessen Stangengerippe er beim Weitermarsch dem Pferd und dem Hund mittels eines Gurtes so aufbürdete, daß die einen Stangenenden zu beiden Seiten des Tierrückens angebracht waren, während die anderen Enden auf dem Boden nachschleiften. So entstand eine Art Schlitten, auf den man den Hausrat packte, und der auch noch die Kinder des Hauses zu tragen vermochte. Auch die breiten Ströme des Landes haben der Beweglichkeit dieser Völker keine Schranken aufzulegen vermocht; in rasch hergestellten „Bullbooten“,

großen Korbgeflechten mit Fellüberzug, überquerte man den Kansas und den Missouri, den Red River und den Mississippi (Taf. 40, Abb. 3).

Allgemein bekannt ist die Kleidung dieser Präriestämme, die Leggins (Beinfutterale), die Mokassins (Schuhe aus Wildleder), das lederne Ärmelwams und der große Mantel aus Büffelfell, dessen glatte Innenseite die Taten seines Trägers in buntfarbigen Bildern wiedererzählte, sind jedem unserer Knaben geläufig. Den Oberkörper ließ der Mann oft unbekleidet, die Frau hingegen trug stets den langen Ärmelrock. Ein unvermeidliches Requisit für den Krieger war der Schmuck aus den Federn des Adlers, der Eule, des Raben und des Truthahns. Sie zierten sein Haupt und wallten in stolzer Folge Nacken und Rücken hinab, der an sich schon kühnen Erscheinung eine geradezu königliche Würde verleihend (Taf. 35, Abb. 7—9). Einer längst vergangenen Zeit gehört schließlich die fein zerspaltene Stachelschweinsborste als Stickmaterial für alle Schmuck- und Kleidungsstücke an; sie ist durch die europäische Glasperle ersetzt worden.

Die alten Waffen des Prärie-Indianers waren Bogen und Pfeil; mit ihnen erlegte er den Bison, nachdem er ihm zu Pferde oder im Schutz einer unauffälligen Verkleidung in Schußnähe gekommen war (Taf. 40, Abb. 1 u. 2). Neben der langen Lanze, dem Tomahawk und dem Streitkolben war der Bogen auch Kriegswaffe. Der Tomahawk war ursprünglich ein steinerner Doppelhammer; später ist an die Stelle des Steines die europäische Stahlaxt getreten. Die Sitte des Skalpierens ist diesen Stämmen wohl von den Irokesen überkommen; sie ist bezeichnenderweise erst durch die Prämien der weißen Kolonisten auf indianische Kopftrophäen großgezogen worden.

Der Wirtschaftsbetrieb aller dieser Völker war sehr einfach. Das Zelt enthielt lediglich Streu und Felle als Lagerstatt, Gefäße aus Leder, Holz und Büffelhorn zur Nahrungsbereitung. Gekocht wurde, ganz wie bei den Indianern des Seengebiets und der Nordwestküste, indem man das Wasser in den Gefäßen durch Hineinwerfen heißer Steine erhitzte; die Assiniboin (Steinkocher) haben von dieser Methode ihren Namen erhalten. Bei aller dieser Einfachheit verstand man gleichwohl eine Konserve herzustellen, das auch von den Weißen übernommene Pemmican. Bison- oder Elenfleisch wird zerschnitten, an der Sonne oder über gelindem Feuer getrocknet, dann zerstampft oder gerieben und in lederne Säcke gepreßt.

Recht primitiv ist die Kultur der alten Bewohner von Kalifornien und Oregon, der Modok, Klamath, Karok, Schasta, Jurok, Wintuk usw. Außer den Küstenstämmen des Nordens, die manches, wie z. B. das seetüchtige Plankenboot, von den Nordwestamerikanern entlehnt haben, leben die übrigen hauptsächlich von Vegetabilien, deren Einsammeln die Hauptlebenstätigkeit bildet. Fluß- und Seefahrzeug ist ein Binsenfloß; das Betreten sumpfiger Strecken ermöglicht ein dem Rahmenschneeschuh ähnlicher Sumpfschuh. Die Nez Percés und Schoschonen stiegen einst zwar alljährlich zur Büffeljagd in die Prärie hinab, doch kam es nur zu oft vor, daß ihre Erbfeinde, die Schwarzfußindianer, ihnen das Wild abjagten oder sie in anderer Weise um den Erfolg ihres Mühens brachten. Dann erging es jenen Stämmen schlecht: hinter einfachen Windschirmen aus Zweigen hausend und lediglich auf den Genuß von Wurzeln angewiesen, fristeten sie ein kümmerliches Dasein, bis bessere Zeiten kamen.

d) Die Pueblos.

(Hierzu die Tafeln 41—45.)

Zwischen dem 31. u. 38. Grad nördl. Br. und dem 105. u. 113. Grad westl. Länge, auf den Hochebenen von Arizona, Neumexiko, Colorado, Utah, Sonora und Chihuahua, wohnt in weitverteilten, an Zahl aber nur spärlichen Siedelungen eine Völkergruppe, die besonders in den letzten Jahrzehnten das größte Interesse aller Ethnologen wachgerufen hat. Es sind die Pueblos, so genannt nach ihren Siedelungen (pueblo spanisch = Ortschaft). Diese Siedelungen sind in der Tat das zuerst und am meisten in die Augen Fallende in ihrer Kultur. Es sind Dorfhäuser, die den ganzen Stamm beherbergen und zu diesem Zweck aus lauter Einzelzellen zusammengesetzt sind. Die Einzelzellen (Kuben; Taf. 42, Abb. 3) sind würfelförmige Gemächer mit Wänden aus Stein oder Luftziegeln (Adoben) und mit Decken aus Balken, Zweigen und Erde. Jedes dieser Dorfhäuser setzt sich also aus zahlreichen solchen Kuben zusammen, die reihenweise und terrassenförmig neben-, hinter- und aufeinander gefügt sind, so daß eine Art treppenförmigen Aufbaues entsteht, dessen einzelne Stufen man nur mittels Leitern überwinden kann (Taf. 42, Abb. 2). Die Hinterseite fällt dabei alle Stockwerke hindurch senkrecht ab. Zur Erschwerung des Zugangs zu der untersten Reihe hat man den Eingang in das Dach gelegt, so daß man auch hier ohne die leicht hinaufzuziehende Leiter nicht auskommt. Je nach der Anordnung der Terrassen in regellose Haufen, in parallele Reihen oder in Hufeisenform unterscheidet man Pyramidendörfer, Straßendörfer und Hofdörfer. Eine einfache Form ist der Weiler mit einzelstehenden Häusern (Taf. 43, Abb. 2).

In Verbindung mit diesen Pueblos, die, gegenwärtig 26 an Zahl, zum Teil auf Mesas (Tischen, d. h. kleinen isolierten Plateaus), zum Teil in der Ebene liegen, müssen auch die alten Wohnstätten dieses Gebietes genannt werden. Es sind das die Cavate-Lodges und die Cliff-Dwellings. Jene sind Spalten- und Höhlenwohnungen in den Tuff- und Sandsteinwänden der Täler des Rio San Juan, des Grande del Norte, des Little

Colorado usw., diese oft sehr ausgedehnte, massive Steinbauten mit Türmen und Zimmern in den Nischen der steilen Cañonwände jenes Gebietes (Taf. 46, Abb. 5). Eine letzte Ruinenart aus vorkolumbischer Zeit sind die sogenannten Casas Grandes im Gebiet des Rio Gila, stattliche Bauwerke aus Adoben, die man auf die Vorfahren der heutigen Pima zurückführt (Taf. 43, Abb. 1).

Allen diesen Bauwerken wohnt Festungscharakter inne; bei der Veranlagung und der Lebensweise ihrer Erbauer und dem Charakter der Nachbarn ist das einfach eine Notwendigkeit. Alle Pueblos sind friedliche Ackerbauer, die ursprünglich in den Ebenen wohnten, unter den unausgesetzten Angriffen der Yute, Navaho und Apatschen aber auf die Mesas gezogen sind. Ganz ebenso müssen wir in den Cavate-Lodges und Cliff-Dwellings die Zufluchtsörter früherer Zeiten sehen. Der Ackerbau steht trotz des primitiven Grabstockes sehr hoch; er kennt seit jeher künstliche Bewässerung durch Kanäle, Stauwerke und Dämme. Bevorzugt wird der Anbau von Mais, Weizen, Bohnen, Melonen, Kürbis, Baumwolle, spanischem Pfeffer.

In der übrigen Kultur gibt es geringe Unterschiede, je nachdem die einzelnen Siedelungsgruppen seit langer oder kurzer Zeit mit den Weißen in Berührung stehen. Die 26 Pueblos von heute sind in drei ungleich großen Gruppen über das bezeichnete weite Gebiet verteilt:

1) im Gebiet des Rio Grande: 18 Orte der Tigua, Tehua, Jemez, Keres,
2) in Cibola (109° westl. L.): ein Ort der Zuñi,
3) in Tusayan (110—111° westl. L.): 6 Orte der Hopi oder Moki (Moki ist ein Schimpfwort) und ein Ort der Tehua.

Diesen drei örtlichen Gruppen entsprechen vier Sprachgruppen, die der Tehua, Keres, Zuñi und Hopi. Die letzteren gehören zu dem schoschonischen Sprachstamm. Tehua und Jemez stehen bereits seit drei Jahrhunderten unter spanischer Herrschaft und sind Christen mit viel heidnischem Beiwerk. Die Zuñi sind Heiden. Die alten Bräuche am treuesten bewahrt haben die Hopi in ihrer entlegenen Wüste.

Eine eigenartige Wandlung haben die bereits erwähnten Navaho durchgemacht. Sie wie auch die Apatschen und die Lipan sind Athapaskenstämme, die weit aus dem Norden des Erdteils in diesen südwestlichen Winkel eingewandert sind. Alle waren von Haus aus wild und räuberisch und der Schrecken der friedlichen Ackerbauer der neuen Heimat. Während nun aber ein Teil der Apatschen noch heute dem alten Räuberleben obliegt, haben sich die Navaho in den Besitz jener Schafherden gesetzt, die von den Spaniern bei den Pueblos eingeführt worden waren, und sind friedliche Viehzüchter geworden, die zudem durch ihre Spinnkunst (Taf. 44, Abb. 2) und ihre Decken berühmt geworden sind. Ihre alte Erdhütte mit dem gangartigen Vorbau (Taf. 44, Abb. 3) haben sie bei alledem beibehalten.

Hoch stehen hier im Südwesten etliche Techniken; so besonders bei den Hopi die Flechtkunst und die Keramik, die sehr schön aufgemalte Ornamente aufweist (Taf. 42, Abb. 3; Taf. 44, Abb. 1), so allgemein auch die Weberei (Taf. 41, Abb. 3), die bis in die Neuzeit hinein Baumwollstoffe zu Kleidungszwecken schuf. Heute ist die Tracht der Männer sehr stark mexikanisiert, während die Frauen noch immer das alte ärmellose, die linke Schulter freilassende Gewand mit breitem Tuchgürtel, den plaidartigen Mantel und weiße Ledermokassins mit anschließender plumper Bandumwickelung der Unterschenkel tragen (Taf. 41, Abb. 3). Für die Frauen von Tusayan ist die seltsame Haartracht charakteristisch: über jedem Ohr ist das Haar je zu einer großen, senkrecht vom Kopf abstehenden Rolle auffrisiert (Taf. 44, Abb. 5).

Für die Höhe der Kultur spricht schließlich die an sich recht belanglose Tatsache, daß die Zuñi und ihre Nachbarn zahlreiche verschiedene Brotsorten herstellen und genießen. Das Backverfahren ist zumeist ein einfaches Rösten des mit Wasser angerührten Teiges auf heißen Steinplatten (Taf. 44, Abb. 5); für bestimmte Feste jedoch stellt man eine Art Weißbrot in wirklichen Backöfen her. Taf. 41, Abb. 2, zeigt eine Zuñifrau bei der Arbeit. Der Ofen selbst ist aus Steinen gemauert und innen und außen mit Lehm ausgestrichen. Dem großen, auf dem Bilde sichtbaren Eingang entspricht auf der andern Seite eine höher gelegene Abzugsöffnung für den Rauch. Mit Zedernholz erzeugt man im Ofen eine recht beträchtliche Hitze. Sodann entfernt man Kohlen und Asche und setzt an ihre Stelle die sauber auf Bretter gelegten Brote, indem man gleichzeitig die Ofenöffnungen mit Schaffellen und Steinplatten verschließt. Auf diese Weise sind mehrere Backgänge mit einmaligem Heizen des Ofens möglich. Nach dem Garwerden der letzten Brote läßt man den Ofen bis zum nächsten Backtage unbenutzt stehen. Gern wird seine Höhlung dann von Hunden bezogen, was deren Herren indessen nicht im mindesten stört.

Ein recht kompliziertes Ineinandergreifen zeigen die sozialen und religiösen Verhältnisse der Pueblos. Grundlage der Verfassung ist überall der mutterrechtliche, exogamische, totemistische Clan. Alle blutsverwandten Clans gehören zu einer Phratrie. Jede Phratrie war ursprünglich gleichzeitig eine in sich geschlossene Kultgenossenschaft. Heute wohnen die Clans räumlich durcheinander, und auch die Kultgenossenschaften umfassen Mitglieder aus den verschiedensten Clans. Eine dritte Organisation endlich sind die Männerbünde; ihre Sitze sind die Kiva, meist unterirdische Räume, zu denen man mittels einer Leiter hinuntersteigt, und in denen auch ein großer Teil der von den Bünden veranstalteten Feierlichkeiten stattfindet.

Diese Feste der Pueblovölker sind seit geraumer Zeit der Gegenstand eines recht intensiven Studiums seitens der nordamerikanischen Ethnologen gewesen. Bei dem trockenen Klima jenes

Gebiete ist es natürlich, daß seinen Bewohnern die Sorge um den nötigen Regen am meisten am Herzen lag und daß demgemäß auch die religiösen Gefühle und Betätigungen sich in dieser Richtung entwickelt haben. Vielgestaltige, sich über Tage und Wochen erstreckende Zeremonien zur Herbeiführung des segenspendenden Nasses, der Steigerung der Fruchtbarkeit der Natur überhaupt bilden einen Hauptteil des Kults der Pueblos.

Die Abb. 1 auf Taf. 46 führt uns einen Auftritt aus einem solchen Regenzauber vor. Es ist die Tlahewe-Zeremonie, die bei den Zuñi alle vier Jahre zu dem eben genannten Zweck der Befruchtung der Natur gefeiert wird, und bei der die Tänzer und Tänzerinnen in wechselnden Kostümen und mit wechselnden Attributen in den Händen zu rhythmischen Reigen antreten.

Eine andere Gruppe von Festlichkeiten ist der Ausfluß eines hier üblichen Bruderschaftswesens, das in seinen Motiven ebenfalls auf das Abhängigkeitsgefühl jener Völker von der Allmutter Natur zurückgeht, ganz gleich, ob sich die Bruderschaft nun nach dem großen oder dem kleinen Feuer, der Klapperschlange oder irgendeiner Pflanzenart benennt. Abb. 2 auf Taf. 45 stellt eine Szene aus den weitläufigen, viele Tage dauernden Festlichkeiten der großen Feuer-Bruderschaft dar, einen Auftritt, bei dem eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern im Verlauf rhythmischer Tanzreigen symbolisch Degen schluckt; sie führen dabei mit Federn verzierte Holzstäbe derart in die Mundhöhle, daß es aussieht, als wollten sie dieselben verschlucken.

Die Religion läßt sich als animistische, zum großen Teil auch als präanimistische Naturverehrung bezeichnen; man macht Regen, indem man durch feierliches Tabakrauchen Wolken hervorbringt, und führt Phallustänze aus, um durch sie die Natur zu befruchten. Auch der oft beschriebene Schlangentanz der Hopi, bei denen die Männer mit lebenden Klapperschlangen zwischen den Zähnen tanzen, gehört hierher. Die Schlange ist das Sinnbild des Regens, der Vermittler zwischen den Menschen und den Regengöttern.

Götter selbst sind zunächst die personifizierten Naturobjekte: Sonne und Mond. Andere Gottheiten sind der Gott des Maises und die große Federschlange Palülükonti, die über Wasser und Regen gebietet. Sie ist den Pueblos mit den Mexikanern und Mittelamerikanern gemeinsam. Niedere Dämonen sind die Katschina, die man sich als die Seelen aller Lebewesen, aber in konkreter Form denkt. Auch die Seelen der Verstorbenen gelten als Katschina. Man stellt sie durch Masken (Taf. 44, Abb. 4) dar, die man in vielgestaltigen Katschinatänzen verwendet. Auch der Endzweck dieser Tänze ist wieder Analogiezauber: man führt symbolisch aus, worum man die Götter bittet (Rückkehr der Sonne, Reinigung der Erde zur Aufnahme neuer Pflanzensamen, Wachstum des Maises u. a. m.).

4. Mexiko und Mittelamerika.

a) Die Völkergruppierung.

Zu derselben großen Sprachgruppe, als deren nördliche Zweige wir bereits die Ute oder Schoschonen und die sonorische Gruppe kennen gelernt haben, gehört als dritter Zweig der aztekische oder Nahuazweig, zu dem wir alles rechnen, was Nahuatl spricht, nämlich außer den alten Bewohnern der Stadt Mexiko selbst eine Reihe von Stämmen auf dem Hochland von Anahuac und in den Hochtälern südlich vom Popocatepetl bis zu beiden Küsten hin; weit im Süden schließlich auch noch die Pipil in Guatemala und Soconusco und die Niquira in Nicaragua.

Als ein solcher Nahuastamm sind nach der Ansicht mancher Amerikanisten auch die vielgenannten Tolteken zu betrachten; nach andern sind sie ein kleiner Stamm der Maya gewesen, die früher bis über den 23. Grad nördl. Br. verbreitet gewesen seien; noch andere behaupten, die Tolteken seien durchaus mythisch. Die mexikanische Überlieferung selbst hingegen betrachtet die Tolteken als durchaus geschichtlich; nach ihr sind sie im 4. oder 5. Jahrhundert aus einem nördlicheren Lande, Huehuetlapallan, in Anahuac eingewandert und haben im 7. Jahrhundert ein Reich mit dem zwölf Leguas (Meilen) nordwestlich von der Stadt Mexiko gelegenen Tollan oder Tula als Hauptstadt gegründet. Dieses Reich ist im 11. Jahrhundert von den Tschitschimeken zerstört worden. Von den Tolteken erzählte man, daß sie den Kalender und die Weissagekunst sowie alle technischen Künste, die nachmalen in Mexiko bekannt und in Übung waren, erfunden hätten. Unter ihrem König oder Gott Quetzalcouatl soll im Toltekenreich eine Art goldenen Zeitalters bestanden haben. Durch die Machenschaften des Zauberers Tezcatlipoca geriet Quetzalcouatl in Schuld und Sünde, das Volk in Krankheit und Hungersnot. Quetzalcouatl wanderte nun mit seinem Volke nach Osten, dem Antlitz der Sonne zu. Dort am Meer verschwand der Gott: er verbrannte; die Nachkommen seines Volkes aber sind die kunstfertigen Bewohner des Küstenstriches am mexikanischen Golf. Nach Seler haben wir in diesen Mythen die deutliche Beschreibung des Mondlaufs, in Quetzalcouatl also einen Mondgott selbst.

Den Nahua oder Nahuatlaca gegenüber standen als stammfremde Urbewohner die Olmeca, Totonaca und Huaxteca längs der Küste des mexi-

kanischen Golfs; die Tarasca in Michoacan; das Jägervolk der Tschitschimeken im Norden des Landes; die barbarischen Otomi dicht im Norden und Nordwesten der Hauptstadt. Im Süden, gegen den Isthmus von Tehuantepec, saßen die Mixteca, Zapoteca, Mixe, Zoque, nach Osten zu schließlich das große Volk der Maya.

Die Maya wohnten zur Zeit der Conquista wie auch heute noch in Yucatan, auf Cozumel, in Campeche, Tabasco und Chiapas; im Westen reichten sie bis zum Usumacinta. Ein abgesprengter Zweig waren die Huaxteken bei Veracruz.

Nach Stoll zerfallen die Maya in vier Hauptgruppen:

1) die Tzental, mit den Chontal, Tzental im engeren Sinne, Tzotzil, Chañabal und Chol (mit den Lacandonen);

2) die Poconchi, mit Queckchi, Poconchi im engeren Sinne, Pocomam, Chorti;

3) die Quiché mit den Quiché im engeren Sinne, Uspanteca, Kakchiquel, Tzutuhil;

4) die Mam, mit den Ixil, Mames, Aguacateca.

Den Südosten des Landes von der Landenge von Panama bis zu den Maya im Norden nimmt eine Anzahl von Naturvölkern ein, die zum Teil noch wenig erforscht, zum anderen früh durch die Spanier dezimiert worden sind. In Costarica ist das die Gruppe der Talamanca (Taf. 49, Abb. 2) mit den Tschiripo, Cabecars, Bribri, Terraba und Boruca als Unterstämmen. Sie wie auch die Guaimi und vielleicht auch die Guatuso am See von Nicaragua (Taf. 49, Abb. 1) gehören nach Südamerika hinüber zu den Tschibtscha. Auf den neu entdeckten alten Kulturkreis dieses Gebietes werden wir noch zurückkommen.

In den Urwäldern im Norden von Nicaragua sitzen die Sumo und Misquito; in Honduras die Xinca, Lenca, Xicaque und Paya.

b) Die Kulturen.

(Hierzu die Tafeln 46–48.)

Unter den Nahuavölkern waren die Azteken ursprünglich ein nur kleiner Stamm, der nach seiner Tradition weit aus dem Norden von Aztlan (der „Stadt am Wasser") und aus Chicomoztoc (den „sieben Höhlen") eingewandert sein will, in Wirklichkeit aber seit jeher im Röhricht der Lagune des späteren Tenochtitlan (der heutigen Stadt Mexiko) gesessen hat. Mit Hilfe des Fischfangs, der Wasservogeljagd und des Anbaues von Gartenfrüchten auf Chinampas, d. h. Balkenflößen, die mit Erde bedeckt waren (Taf. 48, Abb. 2), schlug er sich schlecht und recht durch. Erst durch Handelsunternehmungen nach beiden Küstenregionen hinunter und durch siegreiche Kämpfe sind die Azteken immer mächtiger geworden, bis sie dann im 15. Jahrhundert unter Montezuma (Motecuçoma) dem Ersten die Hegemonie über die Staaten Tezcoco und Tlacopan, sehr bald dann auch die Herrschaft über weite Gebiete Mittelamerikas bis zu den Otomi, den Totonaken und Huaxteken hinunter erlangten. Schon 1519 brach das ganze stolze Gebäude unter dem Ansturm des Cortez und seines Häufleins in sich zusammen.

Die Kultur dieser Militärmonarchie überraschte die Spanier auf der einen Seite durch die Großartigkeit der Bauten, die Vollendung in vielen Künsten und die Ordnung des bürgerlichen Lebens in Haus, Stadt und Staat; auf der anderen flößte sie ihnen Entsetzen ein durch ihren blutigen Götzendienst, der das ganze bürgerliche Leben beherrschte.

Die Bevölkerung zerfiel in Geschlechter (calpulli). Durch Tapferkeit konnte jeder zu den höchsten Stellen aufsteigen. Der König (tlatouani) wurde aus der Zahl der Prinzen lediglich nach der Würdigkeit gewählt. Um ihn scharte sich der Große Rat, der aus zahlreichen Lehnsherren, hohen Militärs und Beamten bestand. Diesen gegenüber stand die Masse des Volkes, das im Laufe der Zeit wirkliche Handwerkerzünfte und zugleich auch den hochangesehenen Kaufmannsstand herausgebildet hatte.

Unter den Industrien stand die Bearbeitung der Metalle obenan. Zwar lebte man auch in Mittelamerika noch in der Steinzeit — Obsidian war das Material für alle Geräte; nur Axte und Messer wurden aus Kupfer gegossen — doch verstand man, Gold und Silber in wundervoller Weise ineinander zu verarbeiten. Auch die Steinschneidekunst stand in hoher Blüte; aus Türkis, Malachit, Jadeit, Muschelschale fertigte man Mosaiken; aus Bergkristall und Obsidian Spiegel und mancherlei Schmucksachen. Spinnen und Weben war Sache der Frauen; in ihnen waren die Huaxteken und Totonaken groß. Herrlich anzuschauen waren schließlich die Federarbeiten aus dem glänzenden Gefieder des Quetzals und anderer schöner Vögel.

Die Grundlage der Wirtschaft war der Feldbau. Er beruhte in den heißen Niederungen auf der Brandkultur, indem man ein Stück Wald niederlegte, das Holz verbrannte und die Frucht in die Asche säte; auf dem Hochland bearbeitete man den Boden hingegen mit einer großen Holzhacke. Kulturpflanzen waren Mais, Batate, Maniok, spanischer Pfeffer, Kakao. Ein berauschendes Getränk wurde, wie auch heute noch, aus Agavensaft gewonnen, indem man den Blütenschaft anschnitt, den Saft mittels eines Kürbishebers sammelte (Taf. 48, Abb. 1) und ihn der Gärung überließ.

Zur Kleidung benutzten die Niederen grobe Agavenstoffe, die Vornehmen Baumwollgewebe. Die Männer trugen eine Schambinde (Taf. 47, Abb. 3), im kühlen Hochland außerdem eine

Schambinde. Den Oberkörper der Frauen deckte eine ärmellose Jacke. Beide Geschlechter bedienten sich der Sandalen.

Neben dem Handel war vor allem der Krieg die Grundlage der aztekischen Macht. Auf ihn war bereits die ganze Erziehung gerichtet. Bis zum 15. Jahr blieben die Knaben im Elternhaus; dann wanderten sie entweder ins Calmecac, das Priesterseminar, oder in das Telpochcalli, das Kriegerhaus. Waffe war ein rohgeflochtener Schild und das Macquauitl, ein breites Holzschwert, dessen Schmalkanten mit Obsidiansplittern besetzt waren (Taf. 47, Abb. 2). Gegen seine furchtbaren Wirkungen suchte man sich außer durch den Schild auch durch Wattepanzer zu schützen. Fernwaffen waren Wurfspeere aus Rohr mit im Feuer gehärteten Holz- oder Feuersteinspitzen. Man schleuderte sie mittels eines Wurfbrettes, wie es noch heute am Patzcuarosee in Michoacan zur Vogeljagd benutzt wird. Zur Kriegsrüstung der Vornehmen gehörte ein Waffenrock aus Federarbeit und eine sogenannte Rückendevise, Fahnen ebenfalls aus Federn, die mittels eines Gestells auf dem Rücken getragen wurden (Taf. 47, Abb. 3). Zweck der ewigen Kämpfe war die Erzielung möglichst zahlreicher Gefangener, die für alle Arten von Arbeit benötigt wurden, zur Landbestellung, Haus- und Industriearbeit, als Karawanenträger usw.

Innerhalb des geistigen Kulturbesitzes nehmen zunächst die Religionsverhältnisse unser Interesse in Anspruch. Anahuac ist ein Hochland von 1500—2500 m Seehöhe, in dem von Anfang November bis Juni kein Tropfen Regen fällt, und dessen waldlose, von einem ewig wolkenlosen Himmel überwölbte Flächen von trockenen Winden bestrichen werden. Grün sind dann nur Kaktus, Agave und Pfefferbaum. Die Sehnsucht nach Niederschlägen ist dadurch sehr wohl verständlich, und ebenso die Verehrung aller jener Mächte, die nach dem Glauben der Eingeborenen das Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte zu beeinflussen vermögen, wie die regenbringenden Gottheiten und die Berge, an deren Gipfel sich die Regenwolken ballen. In der Gestalt des Tlaloc verehrten die Umwohner der Seen von Chalco und Tetzcoco diese Regengottheiten; bei seinem ersten Jahresfest im Februar opferten sie ihm auf den Seen und den Bergen Kinder. Tlalocs Gesicht ist durchzogen von Schlangen, den Symbolen des Blitzes und des Regens; aus seinen Mundwinkeln aber ragen lange Zähne, die Giftzähne der Schlange.

Andere Götter der Mexikaner sind die Gottheiten des Feuers, der sengenden Sonne, der Dürre und des Maises (Taf. 46, Abb. 4). Stamm- und zugleich Kriegsgott ist Huitzilopochtli; Feuer- und Himmelsgott Ixcozauhqui; Mutter Erde Toci. Verkörperung der Sonne als Regenbringerin, aber auch als sengende Zerstörerin ist Tezcatlipoca, der Nationalgott von Chalco, auch Yaotl, „rauchender Spiegel“, genannt. Sein Hauptfest fiel in den fünften Monat, ins Ende der Trockenzeit; es war ein Symbol des Abschiedes der alternden Natur. Ein den Gott repräsentierender Jüngling nahm jetzt, nachdem er ein Jahr lang herrlich und in Freuden gelebt hatte, von allen seinen Frauen und den Freuden der Welt Abschied, indem er am Cahualtepec, dem Orte des Verlassens, seine Flöten zerbrach. Dann stieg er zum Tempel empor und opferte sich der Gottheit. Hauptgottheit der weiteren Umgebung des heutigen Puebla war Quetzalcoatl. Er ist der Gott des Windes; sein Name bedeutet grüne Federschlange. Einer verwandten Bildung sind wir bereits bei den Pueblos begegnet.

Menschenopfer gab es nicht nur bei Tezcatlipocas Fest; sie waren an allen hohen Festtagen allgemein. Auf der Plattform der Tempel warfen die Gehilfen des Oberpriesters den Unglücklichen auf einen Steinblock; dann schnitt ihm der Oberpriester mit dem breiten Feuersteinmesser die Brust auf und riß das zuckende Herz heraus (Taf. 118, Abb. 5). Bei einigen Festen verspeisten die Azteken das gekochte Fleisch der Geopferten; bei anderen, den großen Agrikulturfesten, zog man ihnen die Haut ab, um mit ihr einen Priester zu bekleiden, der dadurch zu einem bestimmten Gott wurde. Neben den Menschenopfern, zu denen sich anzubieten übrigens als Verdienst galt, gab es als Kulthandlungen noch Gebete, Kasteiungen, Räucherungen u. dgl.; unter dem allen aber lag als alte Urschicht das Reich eines ausgedehnten präanimistischen Zauberglaubens. Er betätigte sich, genau wie bei den Pueblos, in allerlei Analogiehandlungen, obszönen Festen, Tänzen, durch die man die Erde befruchten, den Regen herbeiführen, die Früchte wachsen lassen wollte.

Die mexikanischen Tempel sind abgestufte Pyramidenbauten, deren oberste Plattform ein Allerheiligstes trägt und durch eine Treppe zugänglich ist. Bei der in Tafel 46, Abb. 1, wiedergegebenen Tempelruine von Xochicalco (Xochicalli = Blumenhaus) im Süden von Cuernavaca war der obere Aufsatz, wie auch die Treppe bereits zur Zeit der Conquista zerfallen; doch ist das Relief, das Federschlangen mit Kalenderdaten zeigt, gut erhalten. Andere erhaltene Heiligtümer sind die Tempelpyramiden von Tepoztlan, Cempoala, Papantla, Teotihuacan (Taf. 42, Abb. 1), Cholula u. a. In ihnen und an heiligen Stätten, doch auch in Privathäusern standen die Steinbilder der Götter in mehr oder minder roher Ausführung (Taf. 46, Abb. 4 u. 6). Ruinen prächtiger alter Bauwerke, Tempel und Paläste sind auch im Gebiet der Zapoteken im Staat Oaxaca vorhanden: die Ruinen von Mitla. Die alle Wände bedeckenden geometrischen Muster sind in einer reliefartig vorspringenden Steinmosaik ausgeführt.

Die Kultur der Maya muß bereits früh mit der der Mexikaner in Berührung gekommen sein, grenzen doch beide in Tabasco aneinander und durchdringen sie gar einander an der pazifischen

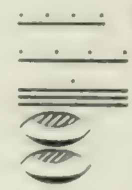
Küste. In jedem Fall haben beide Kulturen eine ganze Reihe von Berührungspunkten.

Gemeinsam war ihnen zunächst der Kalender; in ihm wie auch in der Schrift haben beide Völker eine Stufe erklommen, die sie weit über alle anderen Amerikaner hinaushebt. Man teilte das Jahr in 18 Monate zu je 20 Tagen, deren jeder durch ein besonderes Bild bezeichnet wurde. In jedem der 18 Monate fanden der Jahreszeit entsprechende Kulthandlungen statt. Die fünf übrigbleibenden Tage, die Nemontemi, galten als unheilbringend und zu keiner Arbeit tauglich. Dadurch nun, daß nach Schluß des letzten Monats die Tage ruhig in derselben Weise weiter benannt wurden, erhielt der Anfangstag des zweiten Jahres nicht dasselbe Zeichen wie der des ersten, sondern das des sechsten in der Reihe. Der Anfangstag des dritten Jahres erhielt den Namen des elften Zeichens, der des vierten das des sechzehnten. Erst der Anfangstag des fünften Jahres trug wieder den Namen desselben Zeichens wie der des ersten.

Zu den Tageszeichen kam nun aber auch noch eine Ziffer. Neben jenem Jahr von $18 \times 20 + 5$ Tagen hatten die Mittelamerikaner nämlich noch ein Ritualjahr von $13 \times 20 = 260$ Tagen, das Tonalamatl. Aus diesem erhielt jeder Tag neben der obenerwähnten Benennung auch noch eine der Ziffern von 1 bis 13. Daraus ergab sich, daß erst nach der Periode von $13 \times 20 = 260$ Tagen ein Tag erschien, der den Namen desselben Zeichens und dieselbe Ziffer besaß wie der erste Tag. Nun geht weder 13 noch 20 in 365 auf; auch hier folgt also eine Verschiebung von Zeichen und Ziffer, bevor eine neue Deckung erreicht wird. Sie dauert nicht weniger als 73×260 Tage oder 52 Jahre von je 365 Tagen; erst dann trug der erste Tag des neuen Jahres dasselbe Zeichen und dieselbe Ziffer wie der des ersten Jahres. Dieser Zeitraum von 52 Jahren ist der Katun, die große mexikanische Ära, an deren Ende aller alter materieller Kulturbesitz vernichtet, neues Feuer gebohrt und alle Geräte neu angefertigt wurden.

Dieser Kalender erscheint auf den ersten Blick plump und ungelenk; dennoch ist er außerordentlich ingeniös und einfach, gestattet er doch durch zwei einfache Mittel, eine Zahl und einen Namen, einen bestimmten Tag und ein Jahr genau zu bezeichnen.

Höchst scharfsinnig ist auch das Zahlensystem. Es beruht auf der Zahl 20, besitzt die Null und kennt den Stellenwert der Zahlen, beides Errungenschaften, die den Kulturvölkern des Altertums unbekannt geblieben sind. In ihm stehen die einzelnen Ziffern nicht neben-, sondern übereinander, und während die unterste den einfachen Wert besitzt, haben die der zweiten, vierten, fünften, sechsten usw. Reihe je den 20fachen Wert der vorhergehenden; nur die Zahl der dritten Reihe hat den 18fachen Wert der zweiten. Auf diese Weise lassen sich selbst die gewaltigsten Zahlen durch ganz wenige Punkte und Striche (und das Zeichen für die Null) ausdrücken, wie ein Beispiel lehren mag:



$$9 \times 20 \times 20 \times 18 \times 20 = 1\,296\,000$$
$$9 \times 20 \times 18 \times 20 = 64\,800$$
$$16 \times 18 \times 20 = 5\,760$$
$$0 \times 20 = 0$$
$$0 \times 1 = 0$$
$$1\,366\,560$$

Gemeinsam ist beiden Völkern auch die Schrift. Man schrieb auf Hirschleder oder auf eine Art Papier aus Agavefasern oder der Bastschicht von Feigenbäumen. Dabei sind die Mexikaner nicht über eine eigentliche Bilderschrift hinausgekommen: die buntfarbigen Malereien stellen entweder Gruppen mythologischer Figuren in ganz bestimmten Formen dar, oder aber sie geben in den Codices geschichtlichen Inhalts die Namen der unterworfenen Städte und die Art und Zahl ihrer Tributleistungen, den Gang der alten Wanderungen, die Genealogie der Könige in Bildern wieder, die dem Sinn der Namen entsprechen. Nur vereinzelt haben sie in der Art unserer Rebus, also eine Art Lautschrift, zu schreiben gewußt.

Ein paar Belege geben die Abbildungen 2 u. 3 auf Taf. 47. Abb. 3 gibt ein Blatt aus dem Lienzo de Tlaxcala einfarbig wieder. Das Bild stellt eine Szene aus den Kämpfen Nuño de Guzmans im Westen und Nordwesten der Hauptstadt Mexiko (1530) dar. In diesem Fall handelt es sich um die Erstürmung der Bergfeste Tlaltenāpā (lies: Tlaltenampan), die durch ihre mit Keulen und Wurfsteinen bewaffneten Bewohner verteidigt wird. Die drei Wälle mit den grünen Büschen oben rechts sind die Ortshieroglyphe der Stadt, deren Name „Ort der Erdmauern oder -wälle" bedeutet. Von den beiden indianischen Angreifern hinter dem spanischen Reiter, die die tlaxkaltekischen Hilfstruppen Guzmans repräsentieren, hat der erste als „Rückendevise" eine Art Fahne unbekannter Bedeutung; der zweite erscheint in Gewänder des Gottes Xipe (des Gottes des Menschenschindens) gekleidet; er trägt auf dem Kopf die Krone Xipes aus den steifen Federn des roten Löffelreihers, über die ein Quetzalfederbusch emporragt, und am Arm einen Schild mit abwechselnd roten und gelben Ringen, d. h. Ringen aus roter Federmosaik und Gold. Das von beiden Kriegern geschwungene Schwert ist der Macquauitl (s. oben, S. 44).

Abbildung 2 ist ein Blatt aus dem Codex Colombino in einfarbiger Wiedergabe. Die Figur in der Mitte stellt ein Tlachtli dar, einen Ballspielplatz, auf dem es galt, einen massiven Ball nach bestimmten Regeln mittels der Hüfte zu werfen (s. den Abschnitt Spiel und Spielzeug, S. 131). In diesem Fall dient er nicht zum Spiel, sondern ist die symbolische Unterlage für eine bestimmte mythische Handlung. Nach E. Seler und W. Krickeberg handelt es sich um folgendes: links auf dem Tlachtli steht der Herr des Tages mit seinen Begleitern und begrüßt den König der Nacht mit seinen

Tageszeichen, die von rechts heranschreiten. Um den Ballspielplatz herum stehen die vier Boten der Unterwelt, durch das runde Totenauge, das sie mit dem Herrn der Nacht teilen, als solche gekennzeichnet. Es sind offenbar die Abgesandten, die den Herrn des Tages nach der Unterwelt entboten haben. Oben links über dem Tlachtli steht das Jahresdatum 7 calli („Haus"). Rechts sieht man eine Person, die als Priester gekennzeichnet ist, auf einem Stuhl sitzen. Zu ihr kommen von links her zwei Boten augenscheinlich mit einer Meldung, während ein Dritter eine Frau auf seinem Rücken trägt. Das Gesamtbild stellt danach den Gegensatz zwischen Licht und Finsternis dar, zwischen Sonne und Mond, um die sich ringsum die Sterne scharen. Nach Seler erinnert die Darstellung an den Mythus von den beiden Lichtheroen Hunahpu und Xbalanque im Popol Vuh, dem Sagenbuch der Quiché, die ebenfalls von den Mächten der Unterwelt zum Ballspiel aufgefordert werden.

Die Schrift der Maya ist auch noch Bilderschrift, doch sind die einzelnen Ideogramme — kleine ovale oder rechteckige Felder — bereits zu recht abgeschliffenen Lettern abgekürzt, die in wohlgeordneten Reihen neben- und übereinanderstehen (Taf. 46, Abb. 3 u. 8).

Wie die Mexikaner, so verehrten auch die Maya in dem ganz besonders dürren und wasserlosen Yucatan die Regengottheit; sie heißt hier Chac. Andere Götter sind Kinch ahau Itzamná, der Himmels-, Feuer- und Sonnengott; Ixchel, die Göttin der heilsamen Kräuter, der Zeugung und der Geburt; Ixchebel yax, die Herrin der Schmuckfeder. Menschenopfer kamen vor, doch waren sie seltener als bei den Azteken.

Prachtvoll und zahlreich waren die Bauwerke der Maya; noch heute blicken wir mit Staunen auf die gewaltigen Ruinenkomplexe von Palenque, Mayapan, Ocosingo, Menché, Chichen Itzá, Peten, Tikal, Uxmal, Quiriqua, Copan, Cozumel. Sie alle sind ebenfalls Hügelüberbauten aus Sandsteinplatten, die ohne jedes Metallgerät bearbeitet worden sind. Den Gewölbbogen hat man noch nicht gekannt, sondern sich mit dem stufenförmigen Vorschieben jeder höheren Mauerschicht und dem Darüberlegen einer Schlußplatte geholfen. Die alles bedeckenden Ornamentflächen bestehen aus aufgetragenem Stuck oder Stein; mit ihrem vielen Schnörkelwerk und den langen, monumental gehaltenen Inschriften (Taf. 46, Abb. 3 u. 6) müssen sie einen prächtigen Anblick geboten haben, zumal bei ihren lebhaften Farben.

Den dritten Kulturkreis Mittelamerikas, den erst kürzlich entdeckten costaricanischen, rechnet die Amerikanistik der ethnischen Zugehörigkeit seiner Völker wegen gern schon zu Südamerika; anderseits herrscht in ihm doch noch so viel aztekischer Einfluß, hervorgerufen durch den südlichsten Zweig dieser Völkergruppe, daß man ihn sehr wohl noch Mittelamerika anschließen kann. Das Kulturvolk Costaricas waren die Guëtaru in der Gegend der heutigen Städte San José und Cartago. Dort haben in alter Zeit die Töpferei, die Goldschmiedekunst und die Steinskulptur in hoher Blüte gestanden; mit ihren steinernen Sesseln, den elegant geformten vierbeinigen Reibsteinen, den schweren goldenen Bruftplatten in der Gestalt von Spinnen, Eidechsen und Fledermäusen bietet diese Kultur in der Tat ein überraschendes Bild dar, das man in diesem entlegenen Süden kaum vermutet hat.

Der Indianer des Mittelamerika der Gegenwart ist von untersetzter Gestalt; auch die Frauen sind rund und voll. In der Töpferei und in Filigranarbeit sind die Nahua auch heute noch Meister; desgleichen im Häkeln. Die soziale Stellung ist trotz aller bürgerlichen Rechte nur niedrig; die Intelligenz kommt etwa der des Negers gleich, indem der raschen Entwickelung sehr bald ein Stillstand folgt. Der Zivilisation ist der Indianer wenig geneigt: er will lieber bleiben, was er ist. Dementsprechend ist denn auch die Lebenshaltung recht einfach geblieben; weder in Kleidung und Wohnung (Taf. 46, Abb. 7) noch in der Ernährung ist ein Fortschritt gegen 1519 zu verzeichnen; vielleicht eher das Gegenteil. In der geistigen Entwickelung ist dieser Rückgang sicher erfolgt.

5. Südamerika.

a) Die Naturvölker des Ostens.

(Hierzu die Tafeln 51—55.)

Als bestes Einteilungsprinzip für die ungeheure Zahl der Völker und Völkchen in dem riesigen Wald- und Steppengebiet Südamerikas östlich der Anden hat sich, ganz ähnlich wie in Nord- und Mittelamerika, einstweilen die sprachliche Einteilung erwiesen; erst durch sie hat sich das einstige Chaos entwirrt. Das Ergebnis ist insofern fast verblüffend einfach, als sich jene Unzahl von Stämmen in nur wenige Sprachfamilien auflösen läßt; es sind nördlich der La Plata-Mündung vier größere und etliche kleinere. Außerdem bleibt noch eine gewisse Anzahl von Stämmen übrig, die einstweilen nicht zu klassifizieren sind. Einen ferneren Teil der Völker, wie die des Gran Chaco, faßt man nach ihrem Wohngebiet zusammen.

Die vier großen Sprachfamilien sind die der Tupí-Guaraní, der Ges (g = franz. j), der Aruak und der Karaiben. Ihre Angehörigen wohnen heute infolge zum Teil sehr weiter Wanderungen bunt durcheinander; doch ist man wenig-

stens imstande, mit einiger Sicherheit die Ausstrahlungszentren und die Richtung der einzelnen Wanderungslinien festzustellen. So strahlen die Tupí radienförmig vom südlichen Inneren Brasiliens und von Paraguay nach der Ostküste aus; die Gēs von der Ostküste bis zum Schingú; die Karaiben vom Quellgebiet des Schingú bis nach Guayana und Westindien; die Aruak endlich von Venezuela aus nach Südwesten bis an den Ostfuß der Kordilleren.

Die Tupí zerfallen nach K. von den Steinen in zwei große Gruppen: die reinen und die unreinen. Die reinen Tupí reichten einst die ganze Ostküste entlang vom Wendekreis des Steinbocks bis nach Para, und den Amazonas hinauf bis zum Rio Negro. Von ihren Hauptthorden des Nordens, den Tupinikin, Tamoyo, Tupinamba, Tupinaé, ist heute nicht viel mehr übriggeblieben. Im Süden saß die Hauptmasse der Tupí, die Guarani, in Paraguay, Entre Rios, Misiones und Sta. Fé. In den langen Kriegen gegen Paraguay sind viele ausgerottet worden. Noch heute existieren die Stämme der Caingua, Tschiriguano, Siriones, Guarayo, Tschiquitos, Kokama längs des Ostfußes der Kordilleren; die Kamayurá im Schingúquellgebiet; die Apiaka am Tapajoz; die Tapirapé westlich vom Araguaya; die Guayaqui (Taf. 49, Abb. 8) zwischen den Caingua. Die nördlichen Ausläufer sind die Oyampi nördlich von der Amazonasmündung und die Parentintin zwischen dem unteren Madeira und dem Tapajoz. Zu den unreinen Tupí rechnet von den Steinen die Mundrukú am mittleren Tapajoz, die Yuruna am mittleren Schingú, die Manitsauá und Auetö im Quellgebiet dieses Flusses.

Alle diese Tupístämme waren kriegerisch und kühne Bootfahrer. Ihre Hauptnahrung bildete das geröstete Maniokmehl; in bestimmten Jahreszeiten folgten sie den Fischen die Flußläufe entlang. Siedelungsform war ein langes, mit Palmblatt gedecktes Familienhaus, das man mit einer Palisadenwand umschloß. Man schlief in Hangmatten, unter denen ein Feuer brannte. Den getöteten Feind verspeiste man; gestorbene Stammesgenossen setzte man hingegen in großen Urnen (igacigaba) bei. Ihre Sprache war lange Zeit hindurch die Missionssprache und das allgemein vermittelnde Idiom (lingua geral) zwischen Weißen und Indianern in weiten Teilen Brasiliens und in Paraguay. Erst in jüngerer Zeit wird das Tupí durch das Portugiesische ersetzt.

Saßen die Tupí längs der Küste und der Flußufer, so schweiften landeinwärts sehr niedrigstehende, von der Jagd lebende Horden, die von den Tupí allgemein als Tapuyá, d. h. Barbaren, Fremde, bezeichnet wurden. Die größte Gruppe von ihnen hat v. Martius wegen der häufig vorkommenden Endung der Stammesnamen Gēs-Völker genannt. Heute noch vorhandene Völkerschaften dieser Gruppe sind die Kaingang oder Camé in Rio Grande, Sta. Catharina und São Paulo; es sind die Coroados der Kolonisten. Ferner die Kayapó (Taf. 53, Abb. 3), Suyá, Apinagés in den Gebieten des Araguaya, Schingú und Tokantins, die Bugres (Selbstbenennung Schokleng) in Sta. Catharina und Uruguay; schließlich als bekanntestes Volk die Aimoré, Engerekmunk oder Botokuden (Taf. 49, Abb. 12) im Urwald der ostbrasilischen Küstengebirge.

Für die Gēs-Völker charakteristisch sind zunächst die oft gewaltigen Pflöcke und Scheiben in der Unterlippe (Taf. 49, Abb. 12), nach denen die Botokuden ja direkt benannt worden sind (botoque portugies. — Faßspund); sodann das Fehlen des Bootes und der Hangmatte, an deren Stellen Flöße (balsas) und Erdlager oder Gestelle treten. Ferner das Fehlen des Hackbaues und der Maniokkultur, der berauschenden Getränke und der Narkotika, der Töpferei, des Spinnens und des Webens. Die Gēs sind mit einem Worte die primitivsten und wohl auch ältesten Bewohner des ganzen riesigen Ostens von Südamerika. Nicht einmal zur Kenntnis des Kochens waren sie fortgeschritten; lediglich die weit nach Westen unter Völker höherer Kultur- und Wirtschaftsstufe geratenen und von allen diesen gefürchteten Suyá hatten Anfänge des Ackerbaues, feste Häuser und Bootbau.

Die Gruppe der Karaiben ist uns bereits seit Kolumbus bekannt; kriegerische Seefahrer karaibischer Sprachzugehörigkeit eroberten damals vom Festland Südamerikas aus die Kleinen und die Großen Antillen, wobei sie die Männer töteten, die Frauen und Kinder aber in ihren eigenen Stamm aufnahmen. Das Vorhandensein einer besonderen Frauensprache in diesen westindischen Eroberungsgebieten soll durch die Beibehaltung des alten aruakischen Idioms seitens der Frauen seine Erklärung finden. Als Heimat und Ausstrahlungszentrum der Karaiben haben die Expeditionen der Vettern Karl und Wilhelm von den Steinen in den 1880er Jahren das Schingú-Quellgebiet erwiesen. Dort sitzen noch jetzt die Bakairí und Nahuquá (Nahuqua Herrmann Meyers), beides noch in der Steinzeitkultur lebende Völkerschaften, bei denen alles, Wirtschaft, Sprache und Tradition, für das Alter der Sitze spricht.

Hier vom Süden aus müssen die Karaiben sich wie ein Keil nach Norden geschoben haben, wobei sie die Nu-Aruak einfach auseinandersprengten. Karaibenstämme sind im Amazonasbecken, im Innern Guayanas und im Orinokogebiet die Rukuyenne (Wayawai), Apalai, Yuma, Arara, Arekuna, Apiaka, Trio, Galibi, Paravilhana, Yauapery, Makuschi, Iporokoto und andere mehr. Die Hauptmasse der Karaiben sitzt heute weit im Norden, in den Guayanas selbst. Von da sind einzelne (Kumanagoto, Tschaima) bis zur Küste Venezuelas und von da über die Kleinen Antillen bis Kuba und den Bahamas vorgedrungen. Weit im Südwesten, am Guaporé, gehören die Palmella, im Westen die Uitoto und Karijoná zu den Karaiben. Die am weitesten nach Nordwesten abgesprengten Teile der einst mehr als 200 Stämme

umfassenden Sprachfamilie scheinen die Motilones am Rio Cesar in Kolumbien zu sein.

Aber ein wahrhaft riesiges Gebiet, nämlich vom 23. Grad nördl. Br. bis zum 20. Grad südl. Br. und vom 34. bis zum 75. Grad westl. L., von den Bahamas bis Paraguay verbreitet waren einst die Nu-Aruak (Arowaken) oder Maipure. Die Vorsilbe Nu ist das Pronominalpräfix der ersten Person. Auf den Bahama-Inseln und auf Kuba nannte man sie Ciboney, auf den übrigen Großen Antillen Taino. Die Arowaken der Kleinen Antillen hießen Allouages und Igneri. Ihre Unterdrücker, die Karaiben, nannten sich selbst Calina. Beiden Völkern ist von den Weißen höchst grausam mitgespielt worden. Auf Haiti waren sie schon 50 Jahre nach der Ankunft der Spanier ausgerottet; auf Jamaika lebte 1655, bei der Übergabe der Insel an England, kein Indianer mehr. Lediglich auf dem goldlosen Puerto Rico haben sie sich länger gehalten. Auf den Kleinen Antillen lebten die Karaiben bis 1624 ganz ungestört; dann kamen die Mächte England, Frankreich, Holland, Dänemark und die Flibustier. Trotzdem haben sich die Karaiben auf St. Vincent bis 1796 rein erhalten. In diesem Jahr sind sie, 5000 Köpfe stark, von den Engländern nach der Insel Roatan vor der Küste von Honduras gebracht worden. Von Roatan sind sie nach dem Festland selbst übergetreten, zunächst nach der Umgebung von Trujillo, dann ins Innere selbst. Ihre Zahl wird auf 20000 geschätzt.

An der Nordküste des südamerikanischen Festlandes finden sich an Nu-Aruak außer den Arowaken in Surinam nur noch die Goajiro auf der gleichnamigen Halbinsel. Geschlossene Wohngebiete von ihnen sind der Südwesten von Britisch-Guayana mit den Atorai und Wapischiana, Südostkolumbien mit den Maipure, Baniva und Tariana. Am obern Amazonas und seinen Zuflüssen leben die Uainuma, Jumana, Kanischaua usw. Von den zahlreichen Stämmen südlich vom Amazonas seien erwähnt die Paumary am unteren, die Yamamadi am oberen Purus und die Ipurina in dessen Quellgebieten; als südlichste die Guaná unter 19° südl. Br. am Paraguay; die Tereno unter 20° südl. Br.; schließlich die Kabischi und Paressi an den Tapajozquellen; die Mehinakú, Kustenaú, Waura und Yaulapiti im Schingúquellgebiet.

Für die Kultur der Karaiben und Arowaken ist vor allem die **Bereitung des Maniokmehls** aus den bei einzelnen Varietäten giftigen Wurzeln von Manihot durch einen langwierigen Entgiftungsprozeß bezeichnend. Man schabt und reibt die Wurzel, wässert den Brei und preßt ihn schließlich durch Siebmatten hindurch (Taf. 52, Abb. 2) oder aber mit Hilfe langer geflochtener Schläuche (tipiti). Tafel 52, Abb. 1, veranschaulicht gerade diese letztere Manipulation. Der mit Maniokbrei gefüllte Schlauch hängt von einem Hüttenbalken herunter. Durch seine untere Schleife führt man einen kräftigen Querbaum, dessen eines, kürzeres Ende in einer Wandöffnung verankert ist. Jetzt setzt sich möglichst die ganze Familie auf das freie Balkenende, dadurch das tipiti verlängernd. Durch den entstehenden Volumenverlust läuft das giftige Wasser ab; das trockene Mehl aber wird zum Schluß an der Sonne gedörrt. Allgemein ist der Gebrauch von Hangmatten (Hangmatte vom engl. hammock; dies von dem Aruakwort hamaca. Auch Mais [von mahiz], Tabak [von tabaco] stammen aus dem Arowakischen, nämlich von den Taino auf den Großen Antillen; Zigarre hingegen ist ein Mayawort; es heißt dort zicar). Während aber die Karaiben baumwollene Hangmatten gebrauchen, schlafen die Arowaken auf solchen von Bastgeflecht. Karaibisch ist sodann die unheimliche Kunst des Pfeilgiftmachens (urari, curare). Ihre Hauptwaffe ist das Blasrohr, das indessen auch bei anderen Stämmen gefunden wird. Spezifisch arowakisch hingegen ist die Kunst der **Töpferei**.

Diese Technik ist, wie überall bei den Naturvölkern, ein Monopol der Frau, der wir auch ihre Erfindung verdanken. Sie wird in einfacher Weise, noch ohne Zuhilfenahme der Drehscheibe ausgeübt, zeitigt aber trotzdem recht geschmackvolle Erzeugnisse. Das Material wird dabei zunächst durchgeknetet und von härteren Bestandteilen und Steinchen befreit. Beim Formen selbst kauert die Frau am Boden und walzt mit beiden Händen auf einer Matte oder dem breiten Schlagteil eines Paddelruders lange, möglichst gleichmäßige Tonwülste (Taf. 54, Abb. 2), die sie dann in der Gestalt, die das Gefäß bekommen soll, in Spiralen übereinander legt. Dabei drückt sie die Wülste gleichzeitig mit der linken Hand leicht aneinander und verbindet dadurch den weichen Stoff. Die Rillen zwischen den einzelnen Wülsten werden zunächst mit dem Fingernagel oder mit einem Holzbrettchen, danach mit einer Kalabassenscherbe innen und außen fein verstrichen, womit dem Gefäß zugleich die elegante Form gegeben wird (Taf. 54, Abb. 3). Endlich wird das Gefäß mit einem glänzenden Kiesel geglättet.

Das im Rohbau fertige Gefäß wird 3—4 Tage lang in einem sicheren Winkel des warmen Hauses und dann noch 3 Tage an der Sonne getrocknet. Beim Brennen wird es in einer flachen Grube mit der Öffnung nach unten auf drei hölzerne Herdfüße oder einige Steine gesetzt und mit leichten Holzscheiten kegelförmig umstellt, so daß der Rauch oben leicht entweichen kann. Darüber wird eine dicke Schicht trockener Rindenstücke gelegt. Das Feuer, das von innen entzündet wird, bleibt dadurch nach innen gerichtet und entwickelt eine gewaltige Hitze. Während des Brennens wirft die Frau mehrere Hände voll Asche über die Flammen. Ist alles, Holz und Rinde, abgebrannt, so ist das Gefäß fertig.

Eine kleine Familie sind die **Pano**; von ihnen wohnt ein Teil, die Karipuná, am unteren Madeira, der andere am mittleren und unteren Ucayali. Nördlich vom Amazonas, am Rio Negro und Yapura, sitzt die **Tukano-** oder **Betoyagruppe**,

die neuerdings einen ausgezeichneten Erforscher in Koch-Grünberg gefunden hat. Sprachlich vereinzelte Völkerschaften gibt es schließlich überall; so die Tekuna am Amazonas unter 70° westl. L., die Uaupes im Rio-Negro-Gebiet, die Trumaï (Taf. 49, Abb. 7) im Schingúquellgebiet, die Karayá (Taf. 49, Abb. 5) am Araguaya, die Bororó in Matto Grosso, die Jivaro an den oberen Amazonaszuflüssen, die Miranha am Iça, und viele andere mehr.

Die Grundlage der wirtschaftlichen Kultur aller dieser Gruppen und Stämme, soweit sie nicht als unstete, noch hütten- und bootlose Sammler den Urwald durchschweifen, wie es die Warrau, die Trumaï, die Guahibo und andere tun, sind der Hackbau, der Fischfang und die Jagd. Der Fischfang wird fast überall mit Bogen und Pfeil betrieben, doch wendet man auch Harpunen, Reusen und Netze, Fischzäune und das Vergiften des Wassers mit den Blättern der Timbó-Lianen an. Das Rösten von Fisch und Fleisch geschieht auf pyramidenförmigen Bratständern ähnlich dem auf Taf. 104, Abb. 2, wiedergegebenen. Getrunken wird außer reinem Wasser auch solches mit darin aufgelöstem Maniokmehl; stellenweise auch ein ebenfalls aus Maniok bereitetes berauschendes Getränk (Kaschirí). Der Tabak wird in der Form von Maisblatt-Zigaretten geraucht, oft mit Hilfe besonderer großer Stützgabeln (Taf. 55, Abb. 2), oder mittels Röhrenknochen sinnreichen Systems geschnupft (Taf. 55, Abb. 1). Man bläst sich das aromatische Pulver entweder selbst in die Nase oder macht mit dem Nachbar ein Kompaniegeschäft auf, indem man sich die Prise gegenseitig in das Riechorgan bläst.

Kleidung war ursprünglich kaum vorhanden (Taf. 53, Abb. 3); sie beschränkt sich zum Teil auch heute noch bei den Männern auf ein Zusammenbinden der Vorhaut mittels einer Schnur oder auf einen Penisstulp, bei den Frauen auf ein sogenanntes Uluri, ein dreieckiges Baststück, das fest auf den Scheideneingang gebunden wird. In allen Fällen sollen die betreffenden Körperöffnungen gegen Zecken und einen besonders gefährlichen Fisch, den Kandirú, geschützt werden. Erst später ist man hier und da zu Schambinden, Perlenschurzen, Gürteln, Wadenbinden und dergleichen übergegangen. Über den überaus reichen Schmuck und die Körperverunstaltungen siehe das Kapitel „Schmuck und Kleidung" im ethnologischen Teil (S. 121 f.).

In der Siedelungsweise waltet der Weiler vor; wirkliche Dörfer gibt es kaum, außer bei den Karaya am Araguaya (Taf. 53, Abb. 1 u. 2). Bei den Uaupes ist das Sippenhaus (Taf. 51, Abb. 1 u. 2) üblich, das dann gleich 100 und mehr Personen faßt. Pfahlbauten gibt es lediglich längs der Nordküste, besonders an der Lagune von Maracaibo. Nach der Ähnlichkeit der Anlagen mit der Lagunenstadt Venedig nannten die Entdecker das ganze Land Venezuela oder Klein-Venedig.

Kriegswaffen sind oder waren Wurfspeere, die man mancherorts, so im Schingúgebiet, mittels besonderer stabartiger Vorrichtungen, sogenannter Wurfhölzer, schleuderte; ferner Stoßlanze und Keule (Taf. 53, Abb. 3). Taktik war überall der Überfall aus dem Hinterhalt; allein die Mundrukú, Jivaro und Miranha wagten auch den offenen Kampf. Diesen Völkern sind Siegestrophäen in Gestalt abgeschnittener Feindesköpfe eigentümlich, die man bei den Jivaro in einer ganz eigenartigen Weise zubereitet (Taf. 55, Abb. 4). Man zertrümmert das Schädelgerüst von innen aus, löst die einzelnen Teile aus dem Kopf heraus und dörrt diesen durch Hineinlegen heißer Steine so lange, bis er zur Größe eines kleinen Affenkopfes zusammengeschrumpft ist. Der Mund wird mittels Knotenschnüre zusammengebunden. Erst Gegenstand eines besonderen allgemeinen Festes, sind diese Tsantsa, wie die Köpfe dort heißen, später Eigentum ihres Erbeuters.

Religionsformen aller dieser Stämme sind der übliche primitive Zauberglaube und der Animismus. Zauberer und Arzt zugleich ist der Piaje (Piay), der in genau derselben Weise mit Ekstase, Exorzismus, Lärminstrumenten, Kneten und Anblasen der Kranken arbeitet wie der Schamane in Nordasien, der Angekok bei den Eskimo, der Mganga bei den Negern. Soweit Animismus und insonderheit Manismus (Ahnenglaube und Ahnenkult) vorhanden sind, verehrt man die Seele der Toten gern durch Maskentänze (Taf. 52, Abb. 3), die den toten Geist versöhnen, ihn vielleicht aber auch abwehren sollen. Nach Koch-Grünberg haben diese Tänze gleichzeitig auch den anderen Zweck des Jagd- und Fruchtbarkeitszaubers; man bannt das Wild, indem man es nachahmt; man befruchtet die Natur durch Aufführung von Phallustänzen.

Eine seltsame Sitte ist schließlich noch das Männerkindbett, die Couvade. Nachdem die Mutter das Wochenbett beendet hat, geht der Vater in dasselbe; er läßt sich pflegen, fastet oder ißt nur ganz bestimmte Gerichte, kurz, er benimmt sich, als habe er selbst den Geburtsakt durchgemacht. Die Sitte ist innerhalb der Menschheit weitverbreitet und noch weiter verbreitet gewesen, auch im alten Europa. An Erklärungsversuchen hat es nicht gefehlt; bei den Indianern findet sie nach K. von den Steinen ihre Erklärung in dem Glauben, daß der Vater in höherem Grade der Schöpfer des Kindes sei als die Mutter.

b) Der Gran Chaco.

Cháco, richtiger Chacú, ist ein Ketschuawort, welches Wild bedeutet, das man in die Falle treibt; die übertragene Bedeutung ist dann wohl Treibjagdfeld. Geographisch faßt man unter der Bezeichnung El gran Chaco das große Gebiet zusammen, das sich, reichlich von der Größe Deutsch

landes, vom 19.—31 Grad südl. Br. nordsüdlich und von den Ebenen im Osten des Paraguay bis zu den Anden im Westen erstreckt. Es ist eine von Nordwesten nach Südosten geneigte Ebene, die vom Pilcomayo und Bermejo durchströmt und vom Rio Salado im Süden begrenzt wird. Im Norden eine Ebene mit weiten Sümpfen und flachen Seen, die zur Regenzeit weite Teile des Landes überschwemmen, besteht der Chaco in der Mitte und im Süden teils aus Grasfluren, teils aus dürren, sandigen Wüstenregionen. Wo jedoch genügend Bewässerung vorhanden ist, da herrscht auch ein üppiger Pflanzenwuchs. So ist er mit seinem Wechsel von Wald und Steppe das gegebene Streifgebiet für leichtbewegliche Reitervölker.

Die Bevölkerung faßte man früher unter dem Namen Lengua zusammen, soweit sie Lippenpflöcke trug; als Caballeros, soweit sie beritten war; als Frentones (Frontones), soweit sie das Haar über der Stirn in bestimmter Weise zurückschnitt; als Canoeros für alle bootfahrenden Leute. Heute wissen wir, daß der Chaco eine Reihe von Sprachfamilien enthält, deren jede wieder in Untergruppen zerfällt. Nach der von Ludwig Kersten gegebenen Übersicht sind das im wesentlichen folgende Stämme:

1) Tupí, vertreten durch die Guarani und Tschiriguano.

2) Nicht-Tupí: a) Guaikuru (Taf. 49, Abb. 4). Hierzu gehören die Abipon, Toba (Taf. 55, Abb. 3), Mokovi, Cadiueo oder Mbaya, Payaguá, Guatschi. Von ihnen allen bestehen heute noch die Toba, Cadiueo und Payagua in der Osthälfte des südlichen Chaco.

b) Matako-Mataguayo, zu denen die Matako (Taf. 49, Abb. 6), Mataguayo, Nocten und andere Stämme im mittleren Chaco, westlich von den Guaikuru, gehören.

c) Die Lule-Vilela, heute fast ausgestorben.

d) Die Maskoigruppe (frühere Bezeichnung: Lengua-Enimaga-Enima). Sie zerfallen in die Lengua, Angaité, Sanapaná, Sapuqui, Guaná und wohnen im nördlichen Chaco.

e) Die Samukugruppe, nämlich die Tschamakoko von heute, die Tumanaha und Moro im nördlichen Chako.

f) Die Guana-Chané, ein Nu-Aruakvolk. Sie gliedern sich in die Chané im bolivianischen Chaco, die Kinikinau bei der Lagune de los Xarayes, südwestlich von Cuyaba, und die Tereno und Guaná (nicht zu verwechseln mit den obigen Guaná) unter 20° südl. Br. und 56° westl. L.

Über die Kultur des einen dieser zahlreichen Stämme, der Abiponen, besitzen wir die klassische Schilderung des Jesuiten Dobrizhoffer (1717—91), der selbst lange im Chaco gelebt und 1783/84 eine Geschichte der Abiponen veröffentlicht hat. Die übrigen Völker sind erst im 19. Jahrhundert und dann auch nur unter schweren Opfern an Forscherleben (Crevaux 1882, Ibbareta 1899, Boggiani) mehr und mehr bekannt geworden.

Nach der Lebensweise muß man die Wasseranwohner, die Payagua und Guato, von den Bewohnern der weiten Ebenen trennen. Diese hinwiederum zerfallen in Völker, die, wie die Abiponen, Mbaya, Toba, Lengua und Cadiueo, das Pferd als Reittier angenommen haben, und die anderen, die, wie die Tschamakoko, auch weiter zu Fuß jagen. Gemeinsam ist oder war allen Ebenenbewohnern Jagd und Fischfang. Die Zucht von Pferd, Schaf und Ziege wird bei den südlichen Reiterstämmen, den Toba und Pilaga, geübt. Ackerbau besteht fast nirgends; an seiner Stelle begnügt man sich mit der Ausnutzung verschiedener Palmen- und Leguminosenarten.

Die Hütten sind im allgemeinen höchst primitiv: bei den Reitervölkern sind es bienenkorbförmige Rundhütten aus Zweigen mit Bedeckung von Gras, Laub und Stroh; bei den Tschamakoko Schutzdächer aus Matten, die man an Stangen und Bäumen befestigt. Lediglich bei den Cadiueo trägt das Haus einen festeren Zuschnitt. Bei ihnen wohnt das ganze Dorf unter einem Dach, in einer einzigen Reihe von Hütten ohne Seitenwände, in denen 60—70 cm hohe Bettstellen eine neben der anderen stehen. Auf ihnen lebt und stirbt man. Davor läuft ein langer Gang von dem einen Ende des „Dorfes" bis zum anderen. Vor dem Hause liegt ein 30—40 m breiter Marktplatz. Einziges Kleidungsstück der Männer war bis vor kurzem die Tschiripa, ein selbstgewebter Baumwollstoff von 2 m Länge und 1,5 m Breite, der, in der Mitte zusammengeschlagen, um die Hüften gebunden wurde. Heute ist die Tschiripa durch europäische Schundstoffe verdrängt worden.

Die sozialen Verhältnisse sind durch eine Abstufung in Adel, Krieger, Gemeine und Sklaven bestimmt. Der Sohn einer Freien und eines Sklaven zählt zur höheren Kaste. Die Macht der Häuptlinge ist sehr klein und überdies durch den Rat der Alten beschränkt.

Feste werden gern gefeiert, besonders bei der Fruchtreife, gelegentlich der Mannbarkeitserklärung und bei ähnlichen Anlässen. Sie sind durch blutige Faustkämpfe unter Männern, Frauen und Kindern ausgezeichnet. Früher hatte man auch Ringelstechen zu Pferde. Den Schluß aller Feste bildet stets ein Gelage, bei dem auch das zarte Geschlecht wacker mittut.

Seltsam ist die Form der Werbung bei den Toba. Der Heiratskandidat kommt mit einem Bündel trockenen Holzes vor die Hütte seiner Angebeteten, legt es nieder und setzt sich darauf. Stimmen das Mädchen und ihre Angehörigen der Werbung zu, so trägt der Jüngling das Bündel in die Hütte. Dort schneidet der Vater der Braut ein Büschel Haare von den Stirnen der beiden jungen Leute, womit die Ehe geschlossen ist. Einen Korb bedeutet es, wenn das Mädchen das Holz in der Hütte verbrennt und die Asche in alle Winde zerstreut. Wie bei allen Festen, so findet auch bei der Hochzeit ein gewaltiges Zechgelage statt. Die

Eheschließung ist im übrigen Frauenkauf; sie bedingt zunächst Geschenke, dann aber auch eine Probedienstleistung: der Bewerber muß festlich geschmückt 8 Tage vor einer Hütte musizieren, in der das Mädchen sitzt. Der Mann schlägt unausgesetzt die Pimpin, einen ausgehöhlten Baumstumpf, der zur Hälfte mit Wasser gefüllt und oben mit einem Ziegenfell bespannt ist. Dazu verrenkt er den Körper konvulsivisch. So geht das bei jedem Wetter, Tag und Nacht, und fast ohne Pause. Will ihm die zukünftige Schwiegermutter wohl, so baut sie ein Dach aus Zweigen über ihn. Ist der Freier der Sachlage nicht gewachsen und bricht zusammen, so zieht er unter dem Hohn der Dorfgenossen ab. Im andern Fall endet die Probedienstleistung mit Schmaus und Umtrunk.

c) Der Süden.

(Hierzu Tafel 56.)

Mit dem Rio Salado beginnt die Formation der Pampas. Pampa ist ein Ketschuawort, das Ebene bedeutet. In einer Größe von fast 700000 qkm erstrecken sich die Pampas vom Paraná im Norden bis zum Rio Negro im Süden, von Buenos Aires im Osten bis zu den Vorketten der Anden im Westen. Meist völlig eben, sind sie mit Kräutern und Gras, aber auch mit abflußlosen Salzsümpfen bedeckt. Am Rio Negro gehen sie allmählich in die patagonische Hochebene über, die sich bis zur Magalhãesstraße erstreckt.

Alteingesessene Völker im Norden dieses Gebiets waren die Tscharrua und die Calchaqui oder Diaguita. Jene hausten in Südwest-Uruguay und Entre Rios; sie hatten zum großen Teil das Pferd angenommen und haben sich daher bis ins 19. Jahrhundert halten können. Erst 1832 sind sie gewaltsam zerstreut worden.

Die Calchaqui wohnten ursprünglich bei Catamarca, Tucuman und Salta zwischen 24 und 28° südl. Br. Ihr Gebiet war eine Provinz des Inkareichs, doch waren sie den Inka nie unterworfen. Mit den Spaniern begann der Kampf früh. 1684 sind die Calchaqui zersprengt und nach Osten gegen die Abiponen geworfen worden. Im Kampf mit diesen wurden sie nach Süden gedrängt. In der weiteren Umgebung von Santa Fé ist der Stamm nach der einen Lesart 1718 an einer Seuche dahingerafft worden; nach Seler soll er in Mischlingstum aufgegangen sein. Seine Kultur war nicht ganz gering; sie lieferte große, schön bemalte Krüge, reichen Metallschmuck und schöne Waffen. Die Siedelungen lagen, wie die der Pueblos, auf schwer zugänglichen Hügeln und Hochflächen.

Auch die Pampas sind heute fast indianerfrei; Argentinien hat sie in den 1880er Jahren durch Heeresmacht gewaltsam säubern lassen. Seither bildet der Rio Negro die Nordgrenze der Indianerbevölkerung des Südzipfels von Südamerika.

In drei große Sprachgruppen zerfällt die Bevölkerung dieses eingeengten Gebiets, zu dem wir allerdings aus Gründen der Verwandtschaft auch die Urbevölkerung des südlichen Chile, die Araucos, rechnen müssen:

1) Die Pueltsche (araukanisch „Ostmänner"), an beiden Ufern des Rio Negro und bis Mendoza schweifend.

2) Die Tehueltsche („Südleute"; Taf. 49, Abb. 11), sie selbst nennen sich Tsoneka oder Chonek = Menschen, Volk; Patagonier wurden sie von den Spaniern wegen ihrer großen Fußspuren genannt, die von ihrer Fußbekleidung herrühren. Diese wird aus dem Hautstück an der Kniekehle des Pferdes oder aus der Haut des Pumafußes roh zugeschnitten. Sie wohnen vom Rio Negro bis zur Magalhãesstraße. Die zu ihnen gehörigen Ona (auch Jakanna Kuni, Fußvolk, genannt, weil sie nicht reiten wie die Tehueltsche) sitzen bereits jenseit der Magalhãesstraße auf Feuerland.

3) Die Araucos (Araukaner; Taf. 49, Abb. 9) oder Molutsche („Westleute"), südlich vom 30. Grad zu beiden Seiten der Kordilleren. Die Nordgruppe heißt Pikuntsche („Nordmänner"), die mittlere, am Colorado sitzende Pehueltsche („Fichtenmänner"), die südliche Huillitsche („Südmänner").

Von allen diesen Völkern haben die alten Araucos am höchsten gestanden, solange sie noch westlich der Anden wohnten. Sie waren berühmte Krieger, die bereits den Inka mannhaft widerstanden und seit dem Vordringen der Spanier nach Süden, seit 1558, gegen diese einen immerwährenden Krieg führten. Erst 1882 haben die Chilenen das letzte unabhängige Araukanergebiet in Besitz genommen.

Ursprünglich waren die Araucos Ackerbauer, die von den Inka viel entlehnt haben; so den Mais, die Bohne, die Kartoffeln und die Kinoa, eine Art Melde; ebenso die Düngung und die künstliche Bewässerung. Lamazucht war bekannt, desgleichen Weberei, Töpferei und Metallbearbeitung. Als Wohnung diente ein Blockhaus. Politisch standen die Araucos unter erblichen Häuptlingen, die aus ihrer Mitte den Toki, den Großhäuptling, wählten.

Heute sind die Araucos ein Reitervolk, das zum großen Teil auf die Ostseite des Gebirges hinübergezogen ist, wo es genau dieselbe nomadische Jägerkultur angenommen hat wie die Patagonier.

Die Patagonier haben sich des Pferdes bereits in den ersten Jahrzehnten nach Magalhães' Fahrt bemächtigt. Die Frage des Reitzeuges haben sie, wie die Abbildungen auf Tafel 56 zeigen, in zum Teil primitiver, aber doch praktischer Weise zu lösen verstanden. Besonders die Anschnallsporen (Taf. 56,

Abb. 24 u. 6) sind höchst originell. Mit der Übernahme des Pferdes sind sie vom Bogen und Pfeil zur Bola übergegangen. Diese eigenartige Waffe (Taf. 56, Abb. 2 u. 3) besteht aus 2—3 Kugeln von Stein (neuerdings auch aus Eisen), die durch ein Riemensystem miteinander verbunden sind. Dreikugelige Bolas schleudert man auf Guanakos und andere Vierfüßer, zweikugelige auf Strauße. Rinder und Pferde werden mit dem bekannten Lasso gejagt.

Hauptjagdtiere sind das Guanako und der Strauß. Man brät die ganzen Tiere, indem man sie mit heißen Steinen füllt und in heiße Asche legt; in die fetten Nackenteile schneidet man sozusagen Taschen, in die ebenfalls glühende Steine gesteckt werden. Die Felle der großen Säuger dienen als Dach für die Toldos, die leichtbeweglichen Zelte (Taf. 111, Abb. 4), die Guanakofelle, namentlich die junger Tiere, als Mantel, unter dem die Männer einen Lederschurz, die Frauen einen von den Schultern bis zu den Knien reichenden Rock tragen. Den Kopf beider Geschlechter umhüllt eine Binde (Taf. 49, Abb. 11). Die großen Stiefel sind bereits erwähnt worden.

Gewaltig wie die Menschen selbst — die Männer messen im Durchschnitt 177 cm, aber auch Körperhöhen von mehr als 190 cm sind nicht selten — ist auch der Schmuck (Taf. 56, Abb. 2). Er ist in der Regel aus Silberdollars gehämmert und ziert in mächtigen Nadeln und Platten Ohren, Hals und Gewänder. Im Stil deutet er auf peruanische Einflüsse hin.

Die politische Organisation der Patagonier war von Haus aus schwach; erst durch weiße Überläufer und Mestizen ist sie straffer geworden. Unter der Führung ihrer Kaziken unternehmen die kleinen Horden ihre Raub- und Jagdzüge in die unabsehbare Steppe. Begegnen sich dabei zwei Stämme, so entsendet zunächst jeder einen Herold; erst dann reiten beide Parteien in aufmarschierter Front gegen einander an. Die Führer halten Ansprachen, wobei die Mannen unausgesetzt „Wap, wap, wap" rufen. Nach gegenseitiger Geiselstellung vergnügt man sich durch Pferderennen, Hahnenkämpfe, Schießübungen, Würfel- und Kartenspiel und vor allem wiederum durch lange Reden und Gelage, bei denen man dem gegorenen Apfelsaft gehörig zuspricht. Nach diesem berauschenden Getränk aus Äpfeln wird eine Gruppe der Tehueltschen geradezu die Manzaneros („Apfelmänner") benannt; sie hausen am Rio Limay.

Das gleichzeitig geübte Rauchen ist, wie in Nordamerika, eine weihevolle Zeremonie, bei der der Patagonier je eine Wolke nach allen vier Windrichtungen stößt und dazu Worte eines Gebetes murmelt. Dann verschluckt er eine Rauchwolke, fällt in Betäubung, wacht nach einiger Zeit wieder auf, trinkt einen Schluck Wasser und plaudert ruhig weiter.

Die Religion ist ein Glaube an zahllose böse Geister, deren Oberhaupt bei den Patagoniern Gualitschu, bei den Araucos Guakubu heißt. Man kennt Pferdeopfer. Die Medizinmänner sind zugleich Ärzte, die Gifte und Aderlaß verordnen; auch müssen sie wahrsagen.

d) Die Feuerländer.

(Hierzu Tafel 56.)

Der unwirtliche Archipel am Südende Südamerikas kommt mit rund 74000 qkm an Größe ungefähr Bayern gleich; davon entfallen allein 48000 qkm auf die Hauptinsel Feuerland. Die Insel hat ihren Namen von den Feuern, die Magalhães bei der Durchfahrt durch die nach ihm benannte Straße erblickte. Es waren dieselben Dauerfeuer, die jeder Feuerländer auch heute noch in seinem Boot auf einer Stein- oder Erdunterlage unterhält. Solche Vorsorge ist nötig im Hinblick auf das rauhe Klima, weit mehr jedoch wegen der Schwierigkeit, jederzeit Neufeuer zu erzeugen. Stets wehen über diesem ungastlichen Gestade naßkalte West- und Südwestwinde; Schnee, Hagel und Regen klatschen hernieder; selten scheint die Sonne.

Lange haben die Bewohner dieser Gegend als die niedrigsten Menschen überhaupt gegolten, nicht zum wenigsten dank Darwins nicht ganz objektiver Schilderung. Heute wissen wir, daß sie körperlich nicht niedriger stehen als andere Mongoloiden (Taf. 49, Abb. 10), daß sie kulturell zwar längst nicht an die Eskimo heranreichen, im übrigen aber den Kampf mit ihrer kargen Umwelt sehr wacker zu führen wissen.

Die einzelnen Abteilungen der Feuerländer sind die Yahgan mit den Zweigen der Yapu und Tekenika am Beagle Kanal und die Alakaluf (Alikaluf) mit den Zweigen der Alakaluf und Karaika an der zerrissenen Westküste des Archipels. Die auf der Ostküste des Feuerlandes wohnenden Ona gehören, wie wir bereits gesehen haben, sprachlich zu den Tehueltsche. Wie diese jagen auch sie das Guanako und kleiden sich in den großen Guanakomantel. Dabei fehlt ihnen jedoch das Pferd und der Lasso — sie sind wohl auf der Stufe der Patagonier von 1500 stehengeblieben. Heute sind sie zudem durch die Schonungslosigkeit der Kolonisten auf eine ganz kleine Schar zusammengeschmolzen.

Wie die Ona im Osten das Bindeglied zwischen Feuerländern und Tehueltsche, so bilden die Tschonos (Tschunos, Cuncones) das Zwischenglied zwischen den Feuerländern und den Araucos im Westen: während sie diesen sprachlich nahestehen, gleichen sie den Feuerländern in Kulturbesitz und Lebenshaltung. Früher bewohnten die Tschonos die ganze wildzerrissene Inselwelt von Chiloë bis zur Magalhãesstraße hinunter; heute sind sie

hauptsächlich auf Chiloë beschränkt. Ihre Zahl mag 800 Köpfe betragen.

Im Kulturbesitz der Feuerländer ist das Auffälligste die Mangelhaftigkeit der Kleidung, die zu dem rauhen Klima in keinem Verhältnis steht: ein kleiner Mantel aus Seehunds- oder Otterfell, den man einfach nach der Windrichtung dreht — das ist alles. Bei den Yahganfrauen tritt zu dem Mantel noch ein dreieckiger Schurz aus Guanakoleder.

Kümmerlich sind auch die Mittel zur Lebensführung. An Waffen (Taf. 56, Abb. 1) haben die Feuerländer sehr einfache Wurfspeere und Harpunen mit gezahnten Knochenspitzen, mit denen sie gleichwohl Robben und selbst Wale angreifen; außerdem die Schleuder. Die Ona besitzen auch den Jagdhund. Das Boot ist aus Buchenrindenstücken mit Fischbein zusammengefügt; es wird durch Holzbügel gefestigt und mit Gras und Harz kalfatert. Trotz seiner Urtümlichkeit und Einfachheit dient es als ständiger Aufenthaltsort.

Muscheln genießt man roh; alles andere wird über dem ständig mitgeführten Dauerfeuer geröstet oder angebraten. An Vegetabilien kommen lediglich etliche Beeren, Sellerie, Berberitzen und Erdschwämme in Betracht. Die Darwinsche Behauptung, die Feuerländer verspeisten die alt gewordenen Frauen, hat sich als unberechtigt erwiesen; Greisinnen werden nach neueren Beobachtungen sogar mit Rücksicht behandelt.

Die Frauen sind sehr fruchtbar, doch läßt die große Kindersterblichkeit keine Bevölkerungszunahme zu. Die Kinder werden in einer Art Tasche auf dem Rücken getragen. Als einziger sozialer Verband scheint die Familie zu bestehen. Ein Mann hat meist mehrere Frauen, die das Boot rudern, während der Mann nach Beute ausspäht. Aufenthalt am Land wird nur vorübergehend und dann in primitiven, mit Rinde, Moos und Reisig gedeckten Hütten aus Ästen und Zweigen genommen.

e) Die südamerikanischen Kulturvölker.

(Hierzu die Tafeln 47, 50 und 54.)

α) Die Tschibtscha.

Wie Mittelamerika, ist auch die Südhälfte des Erdteils der Sitz mehrerer alter, unter dem Ansturm der Weißen vernichteter Kulturen. Schon Kolumbien allein beherbergt mehrere Gebiete derartiger Sonderbildungen. In den Niederungen des Rio Atrato und am Golf von Uraba hausten Jägerstämme mit großen Bogen und vergifteten Pfeilen, die in großen Familienhäusern wohnten und einen ausgedehnten Handel von Salz, Fischen und Schweinen mit den Binnenstämmen unterhielten. In den unteren Teilen der langen Talsysteme des Cauca und des Rio Magdalena saßen karaibische und arowakische Stämme, die Ackerbau trieben, feine Baumwollenstoffe webten und Gold wuschen und schmiedeten. Sie schleuderten den Speer mit Hilfe des Wurfholzes und verspeisten die Kriegsgefangenen wie selbst die Kinder ihrer Sklaven. Meister der Goldbearbeitung waren die Kimbaya im Gebiet des heutigen Cartago.

Doch der Hauptkulturherd lag weiter östlich auf der östlichsten der drei Kordillerenketten im Gebiet der heutigen Städte Bogota und Tunja. Dort hatte das Volk der **Tschibtscha** oder Muysca (mosca, d. h. „Menschen") die Oberherrschaft über die übrigen Berg- und Talstämme erlangt, wobei es zu zwei seltsamen Systemen von Doppelherrschaft gekommen war. In Muiquita, dem heutigen Funza, residierte der Zipa, der weltliche Herrscher; ihm stand der Kazike von Guatavita als Priesterkönig gegenüber. Ebenso herrschte in Ramiriqui, später in Hunsa (dem heutigen Tunja) die Dynastie der Zaque, der als geistliches Gegengewicht der Yeque (span., Priester, tschibtscha: Tschiqui) im späteren Sogamoso gegenüberstand.

An den Kaziken von Guatavita knüpft die berühmte Erzählung vom Dorado an. Die Tschibtscha verehrten weniger ihre Tempel als die Lagunen ihres Landes. Ihnen weihten sie große Mengen kleiner, glatter, zuweilen auf goldenen Miniaturflößen stehender Goldfigürchen, die man in die Seen versenkte. In gleicher Weise, auf einem Floß, fuhr alljährlich jener Kazike, am ganzen Leibe mit Goldstaub gepudert, auf den See hinaus, um in dessen heiligen Fluten zu baden, den kostbaren Staub dabei den Göttern opfernd. Das war El Dorado, der Vergoldete. Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts hat es die Abenteurer aller Länder in das Innere Südamerikas getrieben, dieses Dorado, das man als ein Land auffaßte, zu suchen. Erst 1780 hört diese Suche auf.

Im Kult verehrten die Tschibtscha neben der Sonne, der alle 15 Jahre ein eigens zu diesem Zweck sorgsam erzogener Knabe (Gueza) geopfert wurde, den Mond und die Erde. Göttin des Wassers, der Feldfrüchte und der Gemüse, zugleich die Urahne des Menschengeschlechts war Batschue (Taf. 50, Abb. 2). Gott der Priester war Botschika.

Grundlage der Wirtschaft war der Ackerbau auf Mais, Kartoffeln, Bataten und Kinoa; in den heißen Tälern auf Maniok und Baumwolle. Salz gewann man aus der Sole salzhaltiger Seen. Die Baumwolle verstand man wohl zu weben und haltbar zu färben; Stein, Holz, Gold und Knochen wußte man geschickt zu verarbeiten. Der Ohr-, Lippen- und Nasenschmuck aus Gold wurde indessen nur dem Kaziken, den Priestern und dem Kriegeradel als Auszeichnung zugestanden.

f) Das Inkareich.

(Hierzu die Tafeln 47, 50 und 51.)

Fast eben so leicht wie Hernando Cortez den Sturz des Aztekenreiches, hat Franz Pizarro die Vernichtung des Reiches der Inka vollbracht. Dabei erstreckte sich dieses Reich, ganz entgegen der räumlich engen Monarchie auf der mexikanischen Hochebene, über einen wahrhaft gewaltigen Raum, von Südkolumbien im Norden bis zum Rio Maule unter 35° im Süden, vom Pacific im Westen bis tief in die ostandinische Ebene im Osten hinunter. Auch hier im Inkareich staunten die spanischen Eroberer nicht wenig über das, was sie sahen. Und sie hatten allen Anlaß dazu.

Orographisch und klimatisch birgt das Land große Unterschiede. In mehreren Ketten reicht das Gebirge bis weit über die Schneegrenze hinaus. Zwischen diesen Ketten aber liegen Hochtäler und tief eingeschnittene Schluchten, in denen alles gedeiht. Im Osten reicht der regenfeuchte Urwald bis dicht an die alten Kulturregionen heran; an der Küste hingegen dehnt sich von Tumbez (3½° südl. Br.) bis Tarapaca (20° südl. Br.) ein völlig regenloser, sandiger, heißer Strich aus, in dem lediglich die Täler der kurzen Küstenflüsse fruchtbar sind. In ihnen hat die südamerikanische Archäologie denn auch eine förmliche Reihe kleiner Kulturzentren aufgedeckt.

Auf der Hochebene saßen von Quito im Norden bis zum Uilcañota, dem Gebirgsknoten südlich von Cuzco, und bis zur Provinz Cochabamba die Ketschua, die eigentlichen Inkaperuaner. Südlich von ihnen, um den Titicacasee, wohnten die Kolya (Colla) oder Aymara. Auch die Aymara sind eigentlich ein Ketschuastamm, der von den Inka unter den Kolya angesiedelt worden war und sich mit diesen vermischt hatte. Die Bevölkerung an der langgestreckten Küste wurde von den Inka unter dem Namen Yunka zusammengefaßt. Sprachlich zerfielen sie in die Tallan im Norden, in den Tälern Tumbez und Piura (5° südl. Br.), in die Tschimu in den Tälern von Lambayeque, Tschimu, Tschimbote, Tschankay, Lima und Patschakamak (6½—12° südl. Br.); schließlich in kleine andere Familien in den Tälern von Tschintscha, Ika, Naska, Camana und Arika.

Alle diese kurzen, aber fruchtbaren Flußtäler haben sich, wie gesagt, als einzelne Kulturzentren erwiesen. Aber diese Küstenkultur ist älter und auch anders geartet als die Inkakultur des Hochlandes. Man baute hier unten zwar nur mit Lehmziegeln und Lehmklumpen, im Gegensatz zu dem stolzen Quaderbau dort oben, dessen Fugen so fein sind, daß nicht einmal eine Messerklinge in ihnen Platz hat; dafür aber müssen, nach den neueren Funden zu urteilen, Technik und Künste an der Küste weit höher gestanden haben als bei den geschichtlich berühmteren Inkaperuanern des Hochlandes (Taf. 50, Abb. 1, 3, 4 u. 5).

Ein hübsches Beispiel aus der Ornamentik der Yunka gibt Taf. 47, Abb. 1. Das Bild ist einem altperuanischen Krug aus Trujillo entnommen und stellt einen Seiltanz dar. Die alten Chronisten berichten, daß bei gewissen Festen ein Seil in der Weise verwendet wurde, daß die Tänzer es mit den Händen faßten und sich dann um einen an dem einen Ende des Seils stillstehenden Mann als Mittelpunkt derart in Bewegung setzten, daß sie nach und nach einen spiralförmigen Knäuel bildeten, worauf sie das Seil fallen ließen. Eine solche oder ähnliche Szene hat jedenfalls hier als Vorwurf gedient. Die Tänzer sind prunkvoll gekleidet und kostbar geschmückt; die Beine sind bemalt oder mit Federn beklebt. Die größte Figur trägt einen Nasenschmuck. Zwei Flötenbläser begleiten den Tanz mit Musik. Ein Mann im Hintergrunde bringt in einer Schale das Trankopfer herbei. Zuschauer sind, wo die Zeichnung Platz ließ, als kleinere Figuren gemalt.

Das äußere Kulturbild der Inkaperuaner stellt sich in knappen Zügen folgendermaßen dar.

Die Inkaperuaner waren Ackerbauer und Viehzüchter, die außer den schon bei den Araucos genannten Nutzpflanzen Mais, Kartoffeln und Kinoa auch die Oka, eine knollentragende Sauerkleeart anbauten und Lama und Alpaka zu Haustieren gezüchtet hatten. Beide wurden als Trag-, Fleisch- und Wolltiere benutzt. Größere Anbauflächen gewann man in dem bergigen Gelände durch Terrassenbau; die Wasserfrage löste man durch ausgedehnte Kanalbauten; gedüngt wurde mit Guano.

Im Religionssystem war Virakotscha („Meer von Fett") der Obergott; er heißt auch Patscha yatschatschi („Erschaffer der Welt"). Er sollte dem Titicacasee entstiegen sein und überall die Tiere, Pflanzen und Menschen ins Leben gerufen haben. Andere Gottheiten waren Inti, die Sonne, und Tschuki ilya pa, der Regen. Die Sonne galt als Schutzgott der Inka; ihr baute man schöne Tempel. Der Schutzgott von Cuzco hieß Korikantscha, die „Stätte des Goldes". Weibliche Gottheiten waren Patscha mama, die Erde, und Kilya mama, der Mond. Verehrt wurden schließlich auch die Ahnen in Gestalt der sorgsam gehüteten Mumien der verstorbenen Vorfahren.

Etwas Einzigartiges war der Staat der Inka; über ihn und seine Einrichtungen besitzen wir vor allem die Schilderung des Garcilasso de la Vega, selbst eines Inka mütterlicherseits; außerdem noch zahlreiche andere Quellen (Acosta, Balboa, Cieza de Leon, de Toledo, Herrera und andere mehr). Nach ihnen war der Staat der Inka durchaus nicht alt bei Ankunft der Spanier; er blickte auf 12—13 Herrscher herab und reichte höchstens bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die Reiche von Tschimu und der Priesterstaat von Patschakamak an der Küste, ebenso Tiahuanaco am Südende des Titicacasees

mit seiner berühmten Ruinenstätte und dem Monolithtor mit seinen noch immer unerklärten Zeichen (Taf. 50, Abb. 6 u. 7) sind älter; sie sind wie die übrigen kleinen Reiche erst durch die Inka von Cuzco aus erobert und aufgesogen worden.

Die Eroberungs- und Amalgamierungspolitik dieser Herrscher ist ebenso groß wie erfolgreich gewesen. Unter den ersten Herrschern ist der Umfang des Reiches winzig wie der des Rom ältester Zeit; der dritte Inka in der Reihe soll nur 6—7000 Soldaten gehabt haben, und erst unter dem 10. Inka erblickte man das Meer. Einen wahrhaft historischen Charakter gewinnt die Geschichte des Reiches erst vom 8. Inka an, von Virakotscha, dem Besieger der Tschanka in der Schlacht bei Cuzco um 1400. Unter Patschakutek-Inka-Yupanqui, dem Urgroßvater der beiden letzten Inka Huaskar und Atahuallpa, umfaßt das Reich bereits 5—6000 Quadratmeilen, die sich von Lima im Norden bis zum Desaguadero im Süden erstrecken. Unter Tupak-Inka-Yupanqui und Huayna Capak (etwa 1450—1525) erreicht das Reich seine größte, eingangs angegebene Ausdehnung. Tschimu und Patschakamak werden erobert, Rimak (Lima) und Patschakamak als Kultstätten anerkannt. Dafür müssen die Yunka den Sonnendienst annehmen. Nach Huayna Capacs Tode 1525 entsteht zwischen den Söhnen Atahuallpa und Huaskar ein Bürgerkrieg, in dem Atahuallpa von dem 1533 plötzlich auftauchenden Pizzaro gefangen und Huaskar auf Befehl seines Bruders getötet wird. 40 Jahre später endet die Dynastie durch die Hinrichtung des Inka-Tupak-Amaru durch den Vizekönig de Toledo.

Nirgends haben die Inka bei ihren Eroberungen versucht, das Vorhandene ganz auszurotten. Dagegen führten sie überall den Sprachzwang des Ketschua ein, das jeder in besonderen Sprachschulen erlernen mußte. Tatsächlich ist die Spracheinheit erreicht worden, denn heute ist das Ketschua in ganz Peru üblich, während es ursprünglich auf Cuzco beschränkt war. Gleichzeitig wurden alle Erben der unterworfenen Herrscher in Cuzco erzogen, bis sie selbst zur Herrschaft kamen. Diese war indes dann rein nominell, denn jedem war ein Inkaprinz übergeordnet. Die Fürsorge ging so weit, daß der Sapa — das ist der eigentliche Titel des Alleinherrschers; Inka ist die Benennung der ganzen königlichen Familie mitsamt dem Gefolge und allen Nachkommen — diesen Erbprinzen sogar die Frauen aussuchte.

Politisch sehr erfolgreich war die Methode der sogenannten Mitimaes, der es mehrere Arten gab. Zunächst die Verpflanzung großer Menschenmassen, die man, gleich wie im alten Rom, gegen einander austauschte. Oft wechselten ganze Provinzen ihre Bewohner. Sodann die Verlegung starker Garnisonen an die Grenze, besonders an die Urwaldgrenze im Osten. Ferner die Anlage von Ackerbaukolonien in unangebauten Gegenden. Schließlich den Bau von Tempeln der eigenen Götter neben die der Landesgötter und Ersatz der vorhandenen Tradition durch die eigene. Für die Ausführung der Tempelbauten wurden die unterworfenen Bauherren dann Ehrenbürger der Stadt Cuzco.

Die rasche Expansion erklärt sich leicht aus der Verbesserung des Loses der Unterworfenen. Gleichwohl zierten die Inkaperuaner nicht geringe kriegerische Tugenden. Tapferkeit wurde von jedem, auch vom Sapa verlangt; der Feige war allgemein verachtet. Die Kriegführung war grausam. Nach dem Siege bei Cuzco unter Virakotscha wurde den gefallenen Feinden die Haut abgezogen und diese mit Asche und Stroh ausgestopft. Die Bälge wurden dann auf dem „Blutfelde" als Trophäen aufbewahrt.

Gesichert wurde das gewaltig ausgedehnte Reich durch starke Festungen, die, von den Unterworfenen selbst gebaut, sich nach den Eroberungen überall rasch erhoben. Cuzco selbst war durch die riesige Zitadelle Saksahuaman geschützt. Ein anderes Sicherungsmittel waren die vorzüglichen Verkehrsmittel in Gestalt zweier Hauptstraßen, die das ganze Reich der Länge nach durchzogen. Die eine verlief oben auf dem Hochland, die andere an der Küste; beide waren durch viele Querstraßen verbunden. Auf ihnen standen in bestimmten Zwischenräumen Magazine mit Proviant und Kriegsvorrat, außerdem Rasthäuser und Kasernen. Der Nachrichtendienst wurde durch Schnelläufer vermittelt, die auch kleine Pakete trugen. Die Brücken waren entweder massive Steinbauten oder straff gespannte Seile (Taf. 54, Abb. 1), an denen Menschen und Tiere über Schluchten und Ströme hinübergezogen wurden. Wasserfahrzeuge waren die Balsas, Flöße, die man entweder aus Binsenbündeln oder, wie in Ecuador, aus Holzbalken, oder, wie in Südperu, aus aufgeblasenen, zusammengebundenen Tierbälgen herstellte.

Das Inkareich ist ein sozialistischer Staat in großem Maßstabe gewesen. Die höchste Bevölkerungsschicht des Reiches Tahuantinsuyu („die vier Teile der Welt") bildeten die Inka, deren es viele gab, durch Geburt, sodann aber auch durch Ernennung ehrenhalber. Der Sapa-Inka war lediglich der Inka par excellence. Alle Inkas galten als Abkömmlinge der Sonne; sie konnten alles, verstanden alles und hatten alle leitenden Stellen inne.

Der Adel zerfiel in den Kriegsadel und die Kurakas, die zweite Adelsklasse. Jener trug dieselbe Kopfbinde (llautu) wie der Sapa und auch dasselbe kurze Haar; diese rekrutierten sich aus den unterworfenen, ehemals selbständigen stammfremden Herren.

Zu unterst kam das Volk. Es war ohne politische Rechte und wurde von einem wahrhaft ungeheuren Beamtenheere regiert. Privateigentum an Grund und Boden gab es nicht; alles Land war vielmehr in drei Teile geteilt: einen für den Staat und den Sapa, einen für die Kirche, dessen

Ernteanteile zum Teil aber auch dem Sapa zufielen), einen für das Volk. Dieses erhielt das Saatgut vom Staat, in Notjahren auch alle Nahrungsmittel aus den gewaltigen Magazinen. Dafür mußte es das Kron- und das Kirchenland mit bebauen.

Auch die Handwerke waren Staatssache, die zum Teil hervorragenden Erzeugnisse der Weberei, Töpferei und Metalltechnik — man verarbeitete Kupfer und Bronze — also Zeug und Kleider, Schuhe und Waffen, alles wanderte in die Magazine. Jedem Gemeinen war sein Arbeitspensum bestimmt, doch war es nicht groß. Einen Lohn gab es nicht, schon weil es kein Geld gab.

Diesen Lichtseiten stehen als Schattenseiten folgende gegenüber: eine unausgesetzte politische und sittliche Überwachung; das Verbot jeder Freizügigkeit; ein ungeheures Beamtenheer, das die Familie sogar bei Tisch kontrollierte — die Mahlzeiten mußten bei geöffneten Türen eingenommen werden. Den Nächsten zu denunzieren war Staatspflicht. So gab es zwar keine Armut, aber auch keinerlei innere und äußere Freiheit. Niemand ging unter, keiner kam herauf.

Interessant war bei alledem die statistische Methode. Die Inkaperuaner haben es zu keiner Schrift gebracht; dafür haben sie als mnemotechnisches Hilfsmittel das innerhalb der Menschheit uralte und weitverbreitete System der Knotenschnur bis zur höchsten Feinheit ausgebildet. Sie bedienten sich der bekannten Kipu (Quipu; Taf. 114, Abb. 1), eines Schnursystems, dessen verschiedene Farben und verschiedenartige Knoten je eine bestimmte Bedeutung hatten. Sie dienten als Steuerregister, zum Festhalten von Volkszählungs- und Viehzählungsergebnissen, zur Feststellung des Lebensmittelverbrauchs, der Verbrechen usw. Natürlich mußte die Bedeutung der einzelnen Zeichen durch mündliche Überlieferung weiter getragen werden, was durch besondere Gelehrte geschah.

Von dieser alten, zur Zeit der Conquista allerdings schon recht morschen Herrlichkeit ist fast nichts übriggeblieben. Zwar leben in der Atacamagegend und auch in Bolivia noch Aymará, die um Puno, La Paz, Oruro und am Ostabhang der Kordilleren noch immer ihre alte Sprache sprechen. Aber diese Nachkommen sind häßlich und stumpfsinnig (Taf. 49, Abb. 3), Balsaflößer, Lastträger, Maultiertreiber und Minenarbeiter, die melancholisch und passiv ihr ereignisloses Leben dahindämmern. Die Spanier haben hier wie in Mexiko gründliche Arbeit verrichtet.

VI. Australien und Ozeanien.

(Hierzu die Tafeln 57—76.)

Während die Franzosen die gesamte Inselwelt des Stillen Ozeans, also Polynesien, Mikronesien, Melanesien und Australien, unter dem Namen Ozeanien zusammenfassen, beschränken wir Deutschen diesen Ausdruck auf die Gesamtheit jener ersten drei Begriffe. Für den Sprachgebrauch ist diese Auseinanderhaltung zweifellos schwerfälliger als die französische Zusammenfassung, doch hat sie den wissenschaftlichen Vorzug, den ungegliederten kompakten alten Landsockel des australischen Festlandes mit seinen altertümlichen faunistischen und floristischen Sonderzügen dem fast bis auf die Spitzen der Berge versunkenen Landrest, als den wir doch jene dünn verteilte Inselwelt auffassen müssen, entgegenzustellen. Ethnisch stellt Australien zudem ein Gebiet großer Einheitlichkeit dar, während Ozeanien der Schauplatz zahlreicher Völkerwanderungen, -durchdringungen und -übereinanderlagerungen gewesen ist.

Doch die ungeheure Größe auch des ozeanischen Gebietes hat noch eine weitere Einteilung nötig gemacht. Von den Palauinseln im Westen bis zur Osterinsel und Sala y Gomez im Osten erstreckt es sich über nicht weniger als 121 Längengrade, d. h. ein Drittel des Erdumfanges, und von den hawaiischen Inseln im Norden bis zu den Aucklandinseln im Süden sind es 80 Breitengrade, d. h. soviel wie die Nordsüderstreckung Asiens. Die Fläche Ozeaniens aber kommt mit 66 Mill. qkm dem 1½fachen Asiens (44 Mill. qkm) gleich; sie ist mehr als doppelt so groß als Afrika und siebenmal so groß als Europa. Dabei entfallen jedoch auf die Landflächen nur 1¼ Mill. qkm, wovon Neuguinea hinwiederum allein schon über 800000 qkm enthält. Alles übrige ist Wasserwüste.

Den räumlich größten Teil der Inselwelt nennen wir nach der Menge der Eilande Polynesien (polüs = viel, nesos = Insel); den zweiten nach der dunklen Hautfarbe seiner Bewohner Melanesien (melas = schwarz, dunkel); den letzten nach der Kleinheit der Inseln Mikronesien (mikros = klein).

Die Verteilung der Inseln über jenen gewaltigen Raum ist ungleichartig; sie nehmen nach der Dichtigkeit der Anordnung und auch nach der Größe von Westen nach Osten ab. Melanesien hat im allgemeinen die größten Gebilde; Neuguinea mißt mit seinen 800000 qkm doppelt soviel wie alle anderen ozeanischen Inseln zusammengenommen und ist zugleich die größte Insel der Erde überhaupt. Demgegenüber verteilt sich eine Inselgruppe wie die Karolinen einschließlich der Palau mit insgesamt 49 Einzelgruppen und Atollen bei 1450 qkm Flächeninhalt auf einen Raum von nicht weniger

als 32 Längen- und 9 Breitengraden, d. h. auf genau die Größe unseres Mittelmeeres mit 2½ Millionen qkm. Dabei entfallen von jenen 1450 qkm noch zwei Drittel auf die fünf hohen Inselgruppen; der Rest sind Atolle, die je etwa 1 m über die Fluthöhe emporragen und je etwa 1 qkm groß sind. Wie die Eingeborenen unter diesen Umständen ihre oft Hunderte von Seemeilen weiten Fahrten mit einer solchen Sicherheit der Erreichung des Zieles haben unternehmen können, erscheint uns zunächst unerfindlich, um so mehr als die europäischen Entdecker von Magalhães bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Südsee durchsegelt haben, ohne nennenswerte Landfunde aufzuweisen. Auch die ursprüngliche Ausbreitung der Ozeanier gewinnt unter diesem Gesichtspunkt nur an Interesse.

1. Die Rassen.

(Hierzu die Tafeln 57 und 68.)

Der Stellung des Australiers und des Papua ist bereits in dem einleitenden Abschnitt über die Rasseneinteilung der Menschheit gedacht worden (S. 2). Von einem Australnegertum, also einer vermutlichen Verwandtschaft des Neuholländers, wie man den Ureinwohner des Erdteils zum Unterschied von dessen heutigen weißen Beherrscher wohl passend nennt, mit dem Afrikaner ist danach nicht mehr die Rede; vielmehr sieht eine neuere Richtung der Anthropologie in ihm die nachweisbar früheste Abzweigung vom Urstamm des Menschengeschlechts, die hier in der Abgeschiedenheit des früh von den übrigen Erdteilen getrennten Australien einen großen Teil protomorpher Eigenschaften zu bewahren vermocht hat. Ob und inwieweit dabei papuanische oder gar melanesische Einflüsse auf der einen, indonesische (malaiische) Einflüsse auf der anderen Seite vorhanden sind, läßt sich einstweilen noch nicht einwandfrei feststellen.

Gleichzeitig haben sich auch unsere Ansichten über die Rassenverhältnisse Melanesiens wesentlich gegen früher geändert. „Papua“ war bisher ein Schlagwort, das man unbedenklich mit „Melanesier“ gleichsetzte, indem man gleichzeitig unter den Papua vorzugsweise die Bewohner von Neuguinea verstand. Da hat nun die neuerere vergleichende Sprachforschung nachgewiesen, daß beide Begriffe tatsächlich etwas ganz Verschiedenes bedeuten, daß es Papua und Melanesier gibt. Jene sitzen, soweit die noch mehr als mangelhafte Erschließung des Landes ein Urteil gestattet, in einzelnen Küstenstrichen, besonders aber im Innern Neuguineas, zum Teil auch, wie die Sulka und Baining, auf Neupommern. Die Melanesier hingegen bevölkern außer einzelnen Küstenstrichen Neuguineas alle ihm vorgelagerten Inseln und anscheinend fast den ganzen Bismarckarchipel. Dabei bilden die melanesischen Sprachen mit dem Malaiischen und Polynesischen zusammen eine gemeinsame große Sprachfamilie — die austronesische nach W. Schmidt —, während die Papuasprachen isoliert und in sich außerordentlich zersplittert sind, so daß sich oft nicht einmal Nachbardörfer miteinander verständigen können.

Unzweifelhaft sind von den Melanesiern und Papua die letzteren das ältere Element auf Neuguinea und Neupommern. Die Melanesier müssen nach allem, was wir von ihnen feststellen können, das Ergebnis einer Einwanderung sein, die nach Lage der Dinge nur von Westen her, von Indonesien und Südostasien gekommen sein kann. Dabei hat eine Mischung des eindringenden hellfarbigen Elements mit den dunkelfarbigen Papua stattgefunden, aus der die heutigen Melanesier hervorgegangen sind. Physisch ist dabei der Papuacharakter stark vorherrschend geblieben, wogegen die sprachliche Widerstandsfähigkeit des alten Elements geringer gewesen zu sein scheint.

Als ältesten Bewohner Neuguineas dürfen wir den Papua gleichwohl nicht ansprechen. Nach ganz neuen Forschungsergebnissen lagert nämlich unter den Papua noch eine Schicht von Zwergstämmen. Damit haben wir also auch auf Neuguinea dieselbe Sachlage wie in Indonesien, in Vorderindien und Ceylon, in Afrika. Näheres über den immerhin auffallenden Befund kann erst die genauere Durchforschung der Rieseninsel erbringen.

Verhältnismäßig jung auf ozeanischem Boden müssen die Polynesier und Mikronesier sein. Heute herrscht vollkommene Übereinstimmung in der Anschauung, nach der wir in ihnen malaiische Einwanderer sehen, die sich erst zu einem Zeitpunkt, der vielleicht nur um Jahrtausende hinter der Gegenwart zurückliegt, von Südostasien und Indonesien her über die ungeheure Inselflur verbreitet haben. Tradition, Sprache, Körperbau und Kulturbesitz sprechen alle gleich klar für diese Tatsache. Beide Gruppen haben bei ihrer Ostwanderung die von den Melanesiern besetzte Zone durchschreiten müssen. Dabei sind die Mikronesier dem Anschein nach ziemlich beträchtlich körperlich beeinflußt worden; wenigstens sehen manche Anthropologen in ihnen eine Mischung von Malaien und Melanesiern, während andere sie allerdings ohne weiteres mit den Polynesiern zusammenwerfen. Noch andere fassen sie als das Mischungsprodukt von Melanesiern, Polynesiern und Malaien auf. Volkens nimmt für den Mikronesier gar amerikanische Beeinflussung an.

Somit sehen wir in Australien und Ozeanien in der Tat eine wahre Schichtenfolge von Rassenelementen vor uns, von denen vor allem die älteren, vorpolynesischen noch viele Rätsel in sich bergen. Der neuerliche Versuch von Fritz Gräbner,

diese Rätsel dadurch zu lösen, daß er den einzelnen Kulturgütern in ihrer räumlichen Verbreitung und in ihren Beziehungen zu benachbarten Gebieten nachgeht, um auf diese Weise bestimmte Kulturkomplexe oder Kulturwellen festzustellen, ist insofern bemerkenswert, als er die Lehren der Anthropologie mit ihrer Aufeinanderfolge mehrerer dunkler und einer hellen Schicht durch diejenige der Ethnographie im großen und ganzen bestätigt, doch wird es noch vieler Einzeluntersuchungen bedürfen, um die Herkunft dieser älteren und ältesten Schichten, der Tasmanier, Australier, Papuanen und Melanesier, und den Werdegang ihrer Frühkultur mit einiger Sicherheit nachzuweisen.

2. Tasmanien und Australien.

(Hierzu die Tafeln 57—59.)

Die Insel Tasmanien ist gegenwärtig ausschließlich von Weißen bewohnt; der letzte ihrer Urbewohner ist 1876 gestorben. Es war eine Frau mit Namen Trukanini oder Lalla Rookh, die 1803 geboren war (Taf. 57, Abb. 5). Am 13. Juni desselben Jahres hatten die Engländer die erste Verbrecherkolonie auf der Insel angelegt. Es hat also genau das Leben eines Menschen gedauert, um einem ganzen Volk von 8000 Seelen — auf soviel schätzt man die Zahl der Tasmanier für 1804 — den Untergang durch die Berührung mit der „Kultur" zu bringen.

Anthropologisch hat man den Tasmanier bisher stets mit dem Papua in Verbindung gebracht, nicht, wie man erwarten sollte, mit dem Australier, dem er allerdings im Kulturbesitz, in Sitten und Gebräuchen nahestand. James Cook schildert die körperliche Erscheinung als keineswegs kläglich; die Frau war vorwiegend schlank, das Haar wollig, die Haut graulich schwarz, die Nase breit und voll, aber nicht platt; die Augen mittelgroß, der Mund breit, bei den Männern umgeben von einem dichten, mit Fett und Rötel durchschmierten Bart.

Kleidung fehlte bei beiden Geschlechtern; die getragenen Fellstreifen dienten lediglich als Schmuck und zum Tragen der Kinder. Dagegen benutzte man Fellsandalen; auch bemalte und salbte man den Körper. Als Wohnung dienten ebenso elende Hütten oder Windschirme aus Zweigen und Gras wie bei den Australiern. Auch hohle Bäume gaben Unterschlupf.

Die Wirtschaftsform der Tasmanier war die der Sammler und Fischer; sie lebten vorwiegend von Fischen und Muscheln. Waffen waren hauptsächlich lange hölzerne Lanzen, Steinäxte, ein ½ m langer, spitzer Wurfstock, Steinmesser und hölzerne Keulen. Die Australierwaffen Bumerang und Wurfbrett sowie Bogen und Pfeil fehlten. Ihre Boote waren klägliche Fahrzeuge aus Baumrinde oder starken Rohrstengeln oder ausgespanntem Fell; man lenkte sie notdürftig mit Speeren. Die Toten begrub man in hohlen Bäumen oder in der Erde, oder man verbrannte oder mumifizierte sie. Ihr Benehmen den Weißen gegenüber war vorwiegend heiter und harmlos, doch hat ihre grausame Behandlung seitens der Engländer dann auch bei ihnen wilde Instinkte ausgelöst, bis die widerstandsunfähigen schwachen Stammesreste in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf einsamen Inseln eingepfercht wurden.

Die anthropologische Stellung des Australiers (Taf. 57, Abb. 1—4) ist bereits im einleitenden Kapitel dargelegt worden; er stellt anscheinend den ältesten Ast am Stammbaum der Menschheit dar; nach Klaatsch steht er in einigen Körpereigenschaften sogar noch hinter dem Neandertaler zurück. In seiner Physiognomie erinnert er dabei oftmals auffällig an europäische Gesichter (Taf. 57, Abb. 4), trotz der weit hervorragenden Augenbrauenwülste (Taf. 1, Abb. 11), des tiefen Nasensattels und der sehr urtümlichen Nase. Es ist vor allem die welliglockige Struktur und die Fülle des Haares und des Bartes, was diesen Eindruck einer Ähnlichkeit hervorruft. Räumlich müssen Weiße und Australier bereits seit gewaltig langen Zeiträumen voneinander getrennt sein.

Die Wohnsitze des Australiers, das Festland und etliche küstennahe Inseln, sind von der Natur nur sehr kümmerlich ausgestattet worden: die Landschaft ist einförmig, Vegetation und Fauna sind arm an nutzbaren Pflanzen und größeren jagdbaren Tieren. Gleichwohl hätte der Neuholländer zweifellos zu größeren Kulturhöhen fortschreiten können, wäre sein Kontinent nicht schon so früh, sozusagen schon am Beginn der menschlichen Kulturlaufbahn, und so endgültig von der übrigen Menschheit abgetrennt worden. So hat er fast alles, was er an Kulturgütern besitzt, aus eigenem hervorbringen müssen. An uns gemessen, ist das wenig; absolut betrachtet, kann es nur Achtung einflößen.

Ganz urtümlich ist die Lebenshaltung. Der armen Landesnatur entsprechend, die große Menschenansammlungen nicht zu ernähren vermöchte, ziehen die Neuholländer in kleinen Horden und Stämmen durchs Land, wobei indessen die Grenzen der benachbarten Stammesgebiete respektiert, die eigenen aufs heftigste verteidigt werden. Als Nahrung verwendet man dabei außer bestimmten Fischen, Schaltieren und Pilzen alles, was der Mann auf dem Jagdzug oder beim Fischspeeren (Taf. 58, Abb. 2) erbeutet und was die Frau mit Hand und Grabstock an Früchten, Wurzeln und kleinem Getier (Larven, Insekten, Würmern, Ameisen, Raupen, Käfern) aus der Erde herausgräbt oder auf ihr zusammensucht.

Auch im Wohnbau ist der Neuholländer nicht über die Anfänge hinausgekommen: einfache, rasch hergestellte Windschirme aus Rindenstücken (Taf. 58, Abb. 1) oder Zweigen, bei längerem Aufenthalt in einem Jagdgebiet halbkugelförmige, bienenkorbähnliche oder aus zwei gegeneinandergelehnten Windschirmen bestehende Hütten — das ist alles. Wo immer es ging, hat man auch die Höhlen des Landes als Wohnplätze herangezogen.

Die Kleidung ist überall mehr Schmuck als Körperschutz: ein Rindengürtel im Norden, Bauchgurte aus Menschenhaarschnüren in allgemeinerer Verbreitung; nur hier und da Decken aus Opossumfellen und Matten, die in der Hauptsache zum Kindertransport dienen. Allgemein und bei allen Gelegenheiten geübt wird die Bemalung (Taf. 59, Abb. 5; Taf. 110, Abb. 4) und die Verunstaltung von Brust und Oberarmen durch Narben (Tätowierung). Sie ist sowohl Schmuck wie auch Trauerverstümmelung und Alters- sowie Rangabzeichen.

In der Technik gleicht der Neuholländer etwa unseren Paläolithikern. Metalle fehlen, wie in Ozeanien auch, überhaupt, die Steingeräte (Taf. 59, Abb. 8 u. 13) aber sind noch recht primitiv, ohne jede Spur von Durchbohrung, und auch sonstiger sorgfältigerer Behandlung bar. Im Nordosten ist man über ein rohes Zurechtschlagen, wie es unserem Eolithikum entsprechen möchte, nicht hinausgekommen.

Von Waffen sind Bogen und Pfeil nur im äußersten, von Neuguinea beeinflußten Nordosten bekannt. Fast allgemein ist dagegen die Keule, sei es in der Form der Schlag- und der Wurfkeule (Taf. 59, Abb. 8 u. 13) oder in der des Bumerangs (Taf. 59, Abb. 7). Diese so allgemein gekannte und doch so oft mißverstandene Waffe ist ein knieförmig gestaltetes Brett, das, in der richtigen Weise nach dem Ziel geworfen, bei dessen Verfehlung in gewaltigen Kurven zum Werfenden zurückkehrt. Nun ist zunächst schon der Name falsch: Bumerang ist eine Verwechselung mit Wumera, der Speerschleuder; der Bumerang selbst führt die Namen Wagno, Kaili, Wadna u. dgl. Sarg, der letzte Autor, der diesem interessanten Gerät eine Monographie gewidmet hat, leitet Bumerang von burramanga oder boomari ab, was am Hunterfluß „Wind“ bedeutet, oder von buma, was in Neusüdwales „töten“ heißt. Sodann gibt es nach Max Buchner zwei Arten von Bumerangs: eine wirkliche Waffe, die wie jede andere Wurfkeule auf das Ziel losgeschleudert wird, und den Spielbumerang. Dieser ist die uns geläufige Kehrwiederkeule. Wesentlich für diese merkwürdige Eigenschaft ist weniger die Sichelform, als der sogenannte Drall, d. h. die Notwendigkeit, daß beide Enden des Brettes nicht in einer Ebene liegen, sondern in der Art einer Schraubenwindung geschweift erscheinen. Tatsächlich ist der Bumerang denn auch ein Schraubensegment; damit er wiederkehre, muß man ihm beim Abwurf eine möglichst starke Rotationsbewegung mitgeben. Geworfen wird er mit der offenen, konkaven Seite nach vorn, schräg nach oben gerichtet, und in einem Winkel, als wenn er in etwa 30 m Entfernung vom Werfer den Boden treffen soll. Man stellt sich am besten so zum Winde, daß dieser etwa 45° von links gegen den Werfer kommt. Den Kampf- und Jagdbumerang wirft man horizontal unter dem Schild hinweg oder auch in einem spitzen Winkel 30 m vor sich auf die Erde, von der er dann im gleichen Winkel abspringt. Emu und Känguruh erlegt der Australier mit ihm auf 100 m und weiter. Auch als wirksame Schlagwaffe wird er benutzt.

Der Kaili Westaustraliens ist eine Zwischenform zwischen Kampf- und Spielbumerang. Er ist kurz, knieförmig, spitzendig und scharfkantig. Er dient zu Bogen- und Geradwurf, die beide horizontal erfolgen, und wird gern zum Fischen benutzt.

Seltenere Bumerangformen sind schließlich der Lil-lil und der Hakenbumerang. Jener trägt an einem Ende eine blattförmige Verbreiterung und dient zu Hieb und Wurf; dieser soll mittels des zurückgebogenen Hakens am Schilde des Gegners haften bleiben. Auch soll der Haken beim Hieb wirksamer verwunden.

Weitere Waffen sind der Speer, der fast überall mittels einer besonderen Schleudervorrichtung (Taf. 59, Abb. 9, 10 u. 11) geworfen wird. Meist sind dies Bretter, die an ihrem hinteren Ende einen Haken besitzen, gegen den sich das hintere Speerende legt; in Nordaustralien und Queensland haben sie Stabform. Beim Wurf greift die Rechte um Speerschleuder und Speerschaft zugleich; die ausgestreckte flache Linke stützt den Speer vorn. Mit einem raschen Vorwärtsziehen der Rechten saust der Speer von dannen, eine weit größere Anfangsgeschwindigkeit entwickelnd als beim bloßen Armwurf (Taf. 109, Abb. 21). Lange Holzschwerter haben die Queensländer; diese Waffe ist, ganz wie bei den alten Mexikanern, an den Kanten mit scharfen Steinsplittern besetzt. Schutzwaffe ist ein Holzschild von meist sehr schmaler Form, der in erster Linie zum Parieren von Keulenschlägen, aber doch auch zum Abwehren von Speerwürfen dient.

Eigentliche Verkehrsmittel existieren nicht; nur stellenweise hat man es zu einem armseligen Rindenboot (Taf. 59, Abb. 12), in Neusüdwales auch zum Einbaum gebracht. Naturgemäß kann man sich mit keinem von beiden auf die offene See wagen.

Auch bis zur Kochkunst in unserem Sinn ist der Australier nicht gelangt. Die Töpferei kennt er nicht; will er einen anderen Zubereitungsprozeß als den des Röstens der Speise über dem offenen Feuer anwenden, so muß er zur glühenden Asche oder zu der polynesischen Sitte des Dämpfens in erhitzter Erdgrube greifen. Kannibalismus war nicht allgemein, aber doch häufig. Seine Motive waren das Bestreben, sich durch das Verzehren von Herz und Nieren den Mut des Feindes anzueignen, Fleischhunger und anderes mehr. Feld-

bau hat man nur in ganz wenigen Spuren vorgefunden.

Für eine Gewerbtätigkeit bietet das Leben des Australiers naturgemäß wenig Raum. Die Steingeräte und Waffen sind in primitivster Weise durch Harz oder Umwickelung in sich verbunden (Taf. 56, Abb. 8 u. 12). Häute näht man mit Känguruhsehnen aneinander. Gerben ist unbekannt; nur die Flechtkunst leistet Vorzügliches.

Recht urtümlich sind auch die meisten Züge der geistigen Kultur. Auf religiösem Gebiet waltet der Zauberglaube ganz bedeutend vor; jeder Krankheits- und jeder Todesfall gilt als die Folge eines Zaubers. Will man die Natur zur Fruchtbarkeit anregen, so erfolgt dies gleichfalls auf dem Wege des Zaubers, indem man den menschlichen Befruchtungsvorgang mimisch darstellt, die Tiere in ihrem Verhalten nachahmt, kurz dergleichen Analogiezauber mehr treibt. Das alles geschieht in den sogenannten Korroboritanzen, zu denen sich die Männer wildphantastisch bemalen (Taf. 59, Abb. 4 u. 5), mit Vogeldaunen bekleben, mit Maskenaufsätzen schmücken, und bei denen man den Frauen den Zutritt verwehrt, sobald es sich um die Mannbarkeitsweihen der Knaben handelt. Das Mittel zu dieser Abwehr ist das Schwirrholz, ein Holzbrett von Fischform, das an einer Schnur um den Kopf geschwungen wird, wobei es einen tiefbrummenden Ton von sich gibt (Taf. 59, Abb. 2). Das ist die Stimme des höheren Wesens, bei Gewitterzauber auch die des Donners, die man durch diesen Ton erzeugen zu können glaubt.

Ein Ausfluß der engen Beziehungen zu der Natur und der Tierwelt ist der Totemismus des Australiers; jede Stammesgruppe glaubt an einen Zusammenhang mit einer bestimmten Tierart, einer Pflanze, einer Naturerscheinung. Das ist das Totem, wie es nach einem Wort der nordamerikanischen Algonkinsprache in der Literatur genannt wird (vgl. S. 37), der Kobong, wie es in Westaustralien heißt. Dieses Totem darf von seinen Angehörigen nicht getötet und nicht gegessen werden, auch liegt es den einzelnen Gruppen ob, ihr Totem notgenfalls herbeizuzaubern: das Känguruhtotem das Känguruh, das Regentotem den Regen, ein Pflanzentotem die betreffende Pflanze.

Mit diesem Totemismus hängt die Sitte der Exogamie zusammen: kein Mann darf ein Weib seines eigenen Totems heiraten, muß vielmehr stets eins aus einem anderen Totem wählen. Gleichzeitig sieht er sich indessen bei manchen Stämmen noch weiter beschränkt durch das System der Altersklassen, das bei den Australiern sehr stark ausgebildet ist. Nur ganz bestimmte Gruppen von Jünglingen und Mädchen dürfen einander ehelichen.

Mit dem Zauberglauben geht der Seelenglaube Hand in Hand; neugeborne Kinder gelten, ganz ähnlich wie in China, als Wiedergeburt der Ahnen, oder man bringt sie in Beziehung zu Bäumen, Teichen und Felsen. Als Verkörperung seiner Seele besitzt jedes Kind in Mittelaustralien ein Tschuringa, eine ovale Holz- oder Steinplatte (Taf. 56, Abb. 6), die nach dem Tode ihres Inhabers aufgehoben wird und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Tschuringa werden als Glücksbringer angesehen, denn ihr Besitz gewährleistet den Schutz der Totengeister. Gleichzeitig sind sie der Beginn einer plastischen Kunst, die sonst bei dem Australier fehlt; ganz im Gegensatz zur Zeichenkunst, die bei ihm in ebenso hoher Blüte steht wie beim Buschmann, beim Eskimo und beim spätpaläolithischen Europäer (Taf. 59, Abb. 1—4; Taf. 115, Abb. 10). Wir finden bei ihm noch genau denselben exakten Naturalismus wie bei jenen, und auch beim Australier findet dieser Naturalismus seine Erklärung in der ständigen Beobachtung der Jagdtiere und der Natur selbst durch den noch von keinem Feldbau und keiner Viehzucht abgelenkten Jäger und Sammler.

In das Gebiet der Wissenschaft gehört schließlich noch eine Art von Verständigungsmittel der Neuholländer, das man als einen Anfang der Schrift bezeichnen kann: die Botenstäbe. Es sind das, wie Taf. 114, Abb. 3—5, zeigt, flache oder runde Holzstäbchen, in deren glatte Oberfläche allerlei Zeichen eingeritzt worden sind, nicht bloß Gegenstände der äußeren Natur, sondern auch konventionelle Zeichen: gerade und schräge Linien und dergleichen mehr. Diese Stäbe werden verwandt, wenn sich Stämme den Krieg erklären; auch hat man sie Gefangenen zugesteckt, um sie von einem geplanten Befreiungsversuch zu benachrichtigen. Die Zeichen sollen für jedermann lesbar und verständlich sein. Es ist also eine wirkliche Bilderschrift, ja in den konventionellen Zeichen sogar mehr als das. In ihr und den vor alters gleichfalls als Verständigungsmittel gebrauchten Knotenschnüren gipfelt die Kultur der Australier.

3. Melanesien.

(Hierzu die Tafeln 57, 60—67.)

Melanesien umfaßt Neuguinea mit den vorgelagerten Inseln, den gesamten Bismarckarchipel (Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover, St. Matthias, die Admiralitätsinseln usw.), die Salomonen, die Santa-Cruz- oder Königin-Charlotte-Inseln, die Banks- und Torresinseln, die Neuen Hebriden, die Fidschi- (Viti-) Inseln, Neukaledonien und die Loyalitätsgruppe. Insgesamt ist das eine Fläche von 960000 qkm, von denen allerdings auf Neuguinea mit seinen Nebeninseln allein 814000 entfallen. Die Zahl der Bewohner schätzt man auf etwa 1,3 Millionen.

Die Rassenverhältnisse sind bereits kurz angedeutet worden (S. 57). Die Papua schildert der

Anthropolog und treffliche Kenner jener Regionen, Bernhard Hagen, als kurze, untersetzte Gestalten mit breiten, flachen, stumpfen Nasen (Taf. 60, Abb. 2) im Gegensatz zu den schlanken und hageren Figuren der meisten Melanesier, die im übrigen auch über lange, schmale Köpfe und lange, gebogene Nasen verfügen. Doch läßt sich eine einheitliche Charakteristik aller Eingebornen angesichts der unglaublichen Zersplitterung und der örtlichen Verschiedenheiten, sodann auch wegen unserer bisherigen geringen Kenntnis von Land und Leuten kaum geben. Schon die wenigen Typen auf Taf. 57, Fig. 6—12, und Taf. 61, Abb. 2 u. 3, zeigen diese Verschiedenheiten in deutlichster Weise.

a) Neuguinea.

(Hierzu die Tafeln 60—64.)

Die gewaltige Insel Neuguinea steht naturgemäß zwar auch ethnographisch im Vordergrunde des Interesses, doch kennen wir, von den Anwohnern der befahrenen Flußläufe abgesehen, auch nur erst die küstennahe Bevölkerung.

Die Kleidung trägt auch hier mit ihren Gras- und Faserröcken bei den Frauen und den gefärbten Baumrindenstoffen bei den Männern vorwiegend den Charakter des Schmucks; am mittleren Ramu, am oberen Augusta- und am Rüdigerfluß fehlt sie bei beiden Geschlechtern gar ganz. Der Schmuck setzt sich aus allen drei Naturreichen zusammen. Mit roten und weißen Erdfarben bemalt man sich das Gesicht; mühselig mittels des Bambusbohrers hergestellte Ringe aus der Riesenmuschel Tridacna gigas, Gehänge mit Perlmutter, mit Trochus, Ovula, Nassa, Conus und anderen Muscheln; desgleichen aus Schildplatt, aus Eber-, Hund- und Cuscuszähnen; Schnüre mit sauber geschnittenen Scheibchen aus Muschelschalen, mit Fruchtkernen von Abrus precatorius, von Coix lacrima — alles das weiß man am dunkelbraunen Körper anzubringen, ohne daß auch für unser Auge der Eindruck der Überladung hervorgerufen würde (Taf. 60, Abb. 1; Taf. 61, Abb. 3). Befremdend wirken höchstens die Pflöcke in der Nasenscheidewand (Taf. 61, Abb. 3) und die aufs äußerste angezogenen, mehr oder minder breiten Rindengürtel, mittels deren sich in etlichen Gegenden Neuguineas eitle Jünglinge ihre Taille verkümmern (Taf. 61, Abb. 2). Soweit haben selbst unsere Modedamen die Torheit zu keiner Zeit getrieben.

Unter den Waffen fehlen Bogen und Pfeil im Südosten südlich des Huongolfs ganz; in Kaiser-Wilhelms-Land sind sie hingegen die Hauptkriegswaffen (Taf. 61, Abb. 1). Der lange Stoßspeer ist hier oft nur Paradewaffe, doch finden sich mit einem hübsch geschnittenen Ansatzstück verzierte Speerschleudern auf der mittleren Nordküste (Taf. 109, Abb. 20). Holzschwert, Stoßlanze und Keule kommen nur vereinzelt vor. Für den Schild, der in verschiedenen Formen auftritt, hat man, um ihn bequem mit Bogen und Pfeil vereinigen zu können, den Ausweg des Aufhängens an der linken Schulter oder im Netz um den Hals gefunden (Taf. 61, Abb. 1).

Verschiedenartig ist auch der Wohnbau. Am primitivsten, fast an Hundehütten erinnernd, ist er im Südosten. Er ist hier ebenerdig, wie auch an der Astrolabebai; das Dach ragt bis zum Boden herab (Taf. 61, Abb. 3). Überall sonst sind die Häuser schön, oft zweistöckig, mit gut gedecktem Laubdach. An der Küste, anscheinend auch durchweg im Inneren waltet der Pfahlbau vor, in dem besonders die Bewohner von Niederländisch-Neuguinea förmlich schwelgen; hier gibt es prachtvolle Bauten und ganze Dörfer auf Pfählen (Taf. 62; Taf. 63, Abb. 1 u. 2; Taf. 64, Abb. 1). Charakteristisch für die ganze Küste außer der Astrolabebai sind sodann die Junggesellen- und Versammlungshäuser, meist sehr große und stattliche Bauten, in denen sich das Leben der Männerwelt abspielt (Taf. 63, Abb. 2; Taf. 111, Abb. 10). Eine letzte Abart sind schließlich die Baumhäuser des Südostens (Taf. 111, Abb. 9), am Huongolf und bei den Kai in der Gegend von Finschhafen. Bei Tage wohnt man auf der Erde; abends klimmt man an Strickleitern zur Nachtruhe in das Baumhaus hinauf.

Der Hausrat gehörte bis zur Berührung mit den Weißen vollkommen der jüngeren Steinzeit an; Holz und Bambus spielen in ihm auch heute noch die Hauptrolle. Dabei ist jedoch jedes Stück auf das lebhafteste und geschmackvollste verziert; man muß schon durch ein großes ethnographisches Museum gehen, um an eine solche überschäumende Neigung zu Schnitz- und Malkunst glauben zu können.

Wirtschaftsform ist ein primitiver Feldbau mit Waldbrand und Aschendüngung. Nutzpflanzen sind insbesondere Yams, Taro, Kokos, weniger die Banane und der Brotfruchtbaum. Als Fleischtiere dienen Fische, Schweine, Hunde und Hühner. Der im Norden unbekannte Sago spielt um den Papuagolf eine um so größere Rolle. Jagd wird infolge des Mangels an größerem Wild nur wenig ausgeübt; sie gilt lediglich dem Wildschwein und dem Baumkänguruh. Genußmittel sind Betel und Tabak. Diesen raucht man im Osten aus sogenannten Kirä oder Baubau, bis zu 1 m langen Bambusrohren mit einer Öffnung an einem Ende und dem Loch für den Pfeifenkopf auf der Peripherie. Zum Rauchen setzen sich stets mehrere zusammen. Der Führer saugt die Röhre vom Ende aus voll Rauch; dann hebt er den Kopf ab und reicht den Baubau seinem Nachbar. Der zieht den Rauch durch das Mantelloch mit gewaltigem Zuge tief in seine Lunge hinein (Taf. 105, Abb. 29); der Führer aber füllt die Röhre mit neuem Rauch,

um nunmehr dem zweiten denselben Genuß des [illegible] zu gewähren. So geht das fort, bis der Baubau die Reihe herum ist.

Unter den Gewerben ist die Töpferei bemerkenswert. Sie ist auch auf Neuguinea nicht allgemein, sondern in der Form des Stammesgewerbes auf bestimmte günstige Stellen beschränkt, so in Kaiser-Wilhelms-Land auf die Insel Bilibili in der Astrolabebai und in Britisch-Neuguinea auf die Umgebung von Port Moresby (Taf. 64, Abb. 1). Von beiden Örtlichkeiten aus werden die von den Frauen hergestellten keramischen Erzeugnisse durch einen ausgedehnten Handel zur See weit nach Westen und Osten geführt. Der Gebrauch der Töpferscheibe ist auch hier noch unbekannt; man stellt die Gefäße vielmehr einfach mittels eines flachen Steines und eines Holzschlägels her. Wie in Afrika ist auch hier die Form des Marktes für den Warenaustausch beliebt (Taf. 64, Abb. 2).

Fast großartig ist sodann der Schnitzbetrieb zu nennen. Die Tami-Inseln, Berlin- und Dallmannhafen, der Ramu- und der Augustafluß, Taramai sind seine Hauptzentren, aber auch anderswo leistet man Hervorragendes.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind durch das heute allerdings schon abgeschwächte Matriarchat gekennzeichnet, die religiösen durch Totemismus und Ahnenkult. Weit verbreitete Verehrungsmittel für die Totemtiere wie für die Seelen und Geister der Verstorbenen sind Maskentänze und Ahnenfiguren, von denen es in unseren Museen wimmelt. Auch die Schädel der Verstorbenen werden verehrt; man bewahrt sie in den Wohnhütten oder in den Männerhäusern oder in besonderen kleinen Baulichkeiten auf, nachdem man sie bemalt oder ihnen durch Auftragen einer plastischen Masse wieder die Form des Lebenden gegeben hat. Kopfjagd wird in Holländisch-Neuguinea betrieben; sie ist zweifellos ein Erbstück malaiischer Herkunft. Naturkult in Gestalt lokaler Verehrung von Sonne und Mond ist ebenfalls bekannt; bei Vollmond finden Tänze und Schweineschmäuse statt. Auf polynesischen Einfluß geht die Einrichtung des Tabu (S. 68) zurück; sie wird indessen hier nur in der wohltätigen Form des Schutzes der Felder und der Kokosbäume geübt. Bekannt ist hier und da auch die polynesische Kawa (S. 67).

b) Der Bismarckarchipel und die Salomonen.

(Hierzu die Tafeln 64—67.)

Die Bevölkerung dieser Inselgruppen ist fast rein melanesisch; als Papua sind bis jetzt lediglich die Baining auf der Gazellehalbinsel und die Sulka auf der Südküste von Neupommern erkannt worden. Von St. Matthias an zeugt das Vorhandensein des Webstuhls für mikronesischen Einschlag, der auch auf allen den kleinen Inseln im Norden, den Admiralitätsinseln, Kaniet, Luf, Ninigo, Wuwulu (Maty) und Aua (Durour) nachweisbar ist. Auf einzelnen dieser Eilande kommt schließlich auch noch polynesisches Blut hinzu; ebenso auf den südlichen Salomonen und den kleinen Inseln im Osten von Neumecklenburg. Wir haben es hier eben mit einem ausgeprägten ethnischen Grenzgebiet zu tun.

Von der Kultur dieser Eingeborenen sei nur das hervorgehoben, was sie von derjenigen Neuguineas unterscheidet.

Die Farbenfreudigkeit an allem Besitz ist womöglich noch größer als in Neuguinea. Am lebhaftesten äußert sie sich, besonders auf Neumecklenburg, in den zahllosen Schnitzereien, die als Erinnerungszeichen für Verstorbene in Tempeln und Maskenhäusern aufbewahrt oder in die Erde gesteckt werden, die aber in ihrem vielgestaltigen Aufbau aus Tierskulpturen aller Art auch ganze Mythen erzählen (Taf. 65, Abb. 3). Sodann auch in den höchst phantastischen Masken, die, nachdem auch sie in bestimmten Maskenhäusern zur Schau gestellt gewesen sind, bei Tänzen und Prozessionen getragen werden (Taf. 65, Abb. 4 u. 5; Taf. 66, Abb. 2). Ahnen- und Totemverehrung, außerdem Dämonenfurcht sind auch hier der Anlaß zu dieser Kunstübung.

Unter den Waffen fehlt in Neumecklenburg der Bogen ganz, während er auf Neupommern anscheinend auf gewisse Bergstämme beschränkt ist. Ausgesprochene Bogengebiete sind hingegen die nördlichen Salomonen (Taf. 67, Abb. 1). Hauptwaffe ist neben der Schleuder der Speer, der in unendlichen Varianten wiederkehrt. Durch Obsidianspitzen ausgezeichnet sind diejenigen von den Admiralitätsinseln; durch prachtvolle Umflechtung, schärfste Widerhaken, in alter Zeit auch durch schön geschnitzte Knochenspitzen und Perlmuttereinlagen, die von den Salomonen.

Vielseitig ist die Verwendung der Muschel. Zunächst dient sie wieder als Schmuck aller Art; in bemerkenswertester Weise im östlichen Neupommern in Form gewaltiger Halskrausen (Taf. 65, Abb. 1). Sodann gibt sie auch das Material zu dem bekannten Diwarra, dem Muschelgeld mit seinen mancherlei Abarten. Das Nähere darüber siehe im ethnologischen Teil (S. 110).

Eine Besonderheit des Bismarckarchipels sind Geheimbünde; unter ihnen ist der Dukduk der bekannteste. Ursprünglich auf das kleine Neulauenburg beschränkt, hat er sich später bis nach Neupommern und Neumecklenburg hinüber verbreitet. Zum Dukduk gehören, soweit die widersprechenden Angaben der zahlreichen Schilderer eine Verallgemeinerung zulassen, alle Männer, sofern sie das nicht geringe Eintrittsgeld zu zahlen vermögen; außerdem alle Knaben von Kind auf. Doch dür-

fen diese erst vom 16. Jahr ab an den Festen teilnehmen.

Diese Feste finden mit Maskierungen statt, wie Taf. 66, Abb. 3 sie zeigt; bestimmte Männer legen zahlreiche Laubkragen um den Leib, bis dieser von den Schultern bis zu den Knien vermummt ist. Den Kopf verbirgt sodann ein hoher bemalter Spitzhut. Gegenwärtig kommt es den Klubmitgliedern in erster Linie darauf an, von den Frauen und Nichtmitgliedern Speisen und Diwarra zu erpressen und auf Kosten anderer möglichst gut zu leben; ursprünglich jedoch haben sowohl die Masken wie auch die Zeremonien selbst sicher einen tieferen Sinn gehabt. Schurtz hält dafür, in den Masken von Haus aus Geister von Verstorbenen zu sehen, wofür nach ihm die Pflicht der Maskenträger spricht, für die Präparation der Schädel zu sorgen. Die Prügel aber, die der säumige Zahler von Diwarra und Essen auch heute noch von den Masken bezieht, seien eine Erinnerung an alte Mutproben bei Knabenweihen.

Der Stand der Nautik ist hier im Archipel bereits weit höher als in Neuguinea, zweifellos eine Frucht nachhaltigeren polynesischen Einflusses. Taf. 66, Abb. 1, u. Taf. 67, Abb. 2, zeigen Segel- und Ruderboote verschiedener Herkunft und auch verschiedener Konstruktion. Der Ausleger ist die Regel.

Ziemlich mannigfaltig sind die Musikinstrumente. Man spielt sanduhrförmige Trommeln, Bambusflöten und ein sehr primitives Xylophon, dessen Holztasten quer über die gespreizten Beine des flach auf der Erde sitzenden Spielers gelegt werden. Ferner eine zierliche Maultrommel aus Bambus. Fraueninstrument ist das auf Taf. 74, Abb. 3, wiedergegebene Pangolo, ein Musikbogen ganz von der Art der süd- und ostafrikanischen, dessen Saite man mit dem Finger oder einem Stäbchen anschlägt, während das Bogenende selbst die Mundhöhle als Resonanzbehälter benutzt. Ein Unikum in der Welt der Musikinstrumente ist schließlich die auf Taf. 66, Abb. 1, wiedergegebene Nunut von Nord-Neumecklenburg. Es ist ein massiver Holzklotz, aus dem ungleich starke Zungen ausgespart sind. Reibt man nun mit der angefeuchteten oder mit Harz bestrichenen Handfläche über die Oberfläche dieser Zungen, so ergibt das eine Tonfolge, die den Europäer rasend machen kann.

Von besonderem ethnographischen Interesse sind die **Admiralitätsinseln**. Soweit wir schon jetzt einen Einblick zu gewinnen vermögen, beherbergen sie drei Bevölkerungselemente: die Moanus oder Manus an den Küsten, die Usiai im Innern besonders der Hauptinsel, und die Matankor im Norden, Nordosten und Süden der Gruppe. Die Moanus wohnen auf Pfählen, die Usiai und Matankor ebenerdig; jene bauen Yams und Taro, diese leben von Fischen und Kokos. Berühmt ist die Inselgruppe durch die bereits erwähnten Obsidianklingen an allen Waffen und Geräten. Auch der ganze übrige Besitz atmet nicht wenig Geschmack. Der Obsidian steht auf Lou an.

Ganz aus dem Rahmen der übrigen Archipelbewohner heraus fallen die der nordwestlichen Inseln **Maty** und **Durour**. Beide sind eigentlich schon mikronesische Kolonisten; da sie aber 2—3 m lange Holzschwerter und die Fähigkeit, Äxte und dergleichen durch Niete und Verzapfung zusammenzusetzen, besitzen, so müssen Beziehungen auch zu weiter entlegenen Gebieten (Indonesien, Ostasien?) bestanden haben. Die Bevölkerung dieser Inseln, wie auch die von Luf, Ninigo und Kaniet ist neuerdings sehr stark zurückgegangen, so daß ihr baldiges Aussterben zu befürchten ist.

Um so kräftiger sind dafür die **Salomonier**. Sie sind die schwärzesten aller Melanesier und auch die kriegerischsten; nicht einmal zu Markte läßt der Mann die Waffe aus der Hand. Um die Kleidung ist es mehr als spärlich bestellt (Taf. 67, Abb. 1), wogegen sich die Boote und die Waffen dieser Insulaner durch eine bemerkenswerte Eleganz auszeichnen.

c) Südost-Melanesien und Fidschi.

(Hierzu die Tafeln 72 und 73.)

Auf allen hierhergehörigen Gruppen, den Santa Cruz-, Banks- und Torresinseln, den Neuen Hebriden, Neukaledonien und Fidschi, ist die melanesische Grundbevölkerung von Polynesiern durchsetzt, ebenso wie der Kulturbesitz von polynesischen Einflüssen. So tritt hier bereits die Matte in den Vordergrund; auf den Neuen Hebriden gibt es Tabuhäuser, und an die Stelle der melanesischen Bemalung des Holzes tritt die Politur.

Auf den **Neuen Hebriden** haben die beiden Geschlechter verschiedene Hütten; die Junggesellen wohnen auch hier gesondert. Der Neuhebriden-Bogen ist unsymmetrisch; die Pfeile sind mit Pflanzen- und Leichengift vergiftet. Die Speere sind geradezu raffiniert grausam mit einem wahren Walde von Spitzen aus Menschenknochen bewehrt; die Keulenformen unübersehbar. Die Neuhebriden-Insulaner waren so starke Kannibalen, daß sie mit Menschenfleisch sogar von Insel zu Insel Handel trieben. Signalinstrumente für die Ortschaften sind merkwürdig gestaltete Trommelbäume auf dem Dorfplatz (Taf. 72, Abb. 2; Taf. 113, Abb. 5), die manchmal in dichten Gruppen zusammenstehen. Ihr laut hallender Ton trägt Nachrichten weit hinaus.

Neukaledonien ist insoweit unpolynesisch, als die Kawa (S. 67) fehlt; anderseits ist auch der Betel (S. 61) nicht hierhergedrungen. Wirtschaftlich stehen Fischerei und Feldbau obenan; auch die Töpferei wird geübt. Ein sehr langer Faserschurz,

den in vielen Windungen um den Leib gewickelt wird, ist die Frauenkleidung. Im Gegensatz zu Australien, einzelnen Teilen Neuguineas und Mikronesiens benutzt man hier zum Fortschleudern der Wurfspeere eine Wurfschlinge; man wickelt eine geflochtene Schnur um die Mitte des Speerschaftes, schiebt deren freies, zu einer Schlinge geformtes Ende über den Zeigefinger und zieht nun den Speer mit Wucht nach vorn. Die Schnur rollt sich ab, versetzt den Speer dadurch in eine Drehung um seine Längsachse und verhindert so ein Überschlagen. Von den Keulen hat ein Typ die Form eines langschnabeligen Vogelkopfes; andre sind mit breiten Nephritplatten von oft gewaltiger Größe besetzt. Diese Nephritkeulen sind nicht mehr in Gebrauch, sondern mehr Zeichen der Würde und des Reichtums. Sie vererben sich als Familienkleinode vom Vater auf den Sohn und werden nur bei den Hauptfesten hervorgeholt. Letztere sind Volksfeste, die bei den verschiedensten Gelegenheiten (Kriegserklärung, Friedensschluß, Erntefest usw.) veranstaltet werden. Als Kleidung der „Narren" dienen dabei höchst auffallende große Holzmasken mit gewaltigem Federbehang.

Der Fidschi-Archipel zählt nicht weniger als 250 Inseln mit insgesamt 21000 qkm Fläche und (1901) 91000 Eingeborenen. Diese sind dem Blute nach noch Melanesier, jedoch solche mit sehr starkem polynesischen Einschlag. Ihre Kultur vollends ist fast rein polynesisch. Der Körper ist kräftig und muskulös; die Physiognomie zuweilen so fein wie bei den Polynesiern. Oft treten stark semitische Züge zutage. Als Kleidung herrscht bei den Männern bereits der Malo oder Maro, ein Doppelschurz; bei den Frauen der Liku, ein Schurz aus Gras, Schilf und dergleichen. Das üppige Haar trägt man gern in Perückenform (Taf. 57, Abb. 7).

Auch der Wohnbau ist ganz polynesisch. Die rechtwinkligen Hütten stehen auf steilen Steinunterbauten (Taf. 73, Abb. 3); ihre Holzkonstruktion ist solid; die Wände sind mit Gras verkleidet. Den Fußboden bedecken Matten. Melanesische Reminiszenz sind dabei Junggesellenhäuser und Altersklassen; desgleichen die Töpferei, die hübsche, mit Harzglasur überzogene Gefäße hervorbringt.

Das sonst normal ozeanische Wirtschaftsbild erleidet eine häßliche Verzerrung durch den geradezu fürchterlichen Kannibalismus, der die Fidschianer bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auszeichnete. Man briet die Opfer dieser entsetzlichen Gewohnheit entweder in Kauerstellung im ganzen, oder zerschnitt sie und wickelte die Einzelteile in Blätter. Ofen war der Lobo, eine Art künstlicher Höhle. Gefressen wurden in erster Linie Kriegsgefangene, die man sich auf kleinen, isoliert gelegenen Inseln direkt „hielt", um zu jeder Zeit Menschenfleisch zur Hand zu haben. Waren keine Gefangenen vorhanden, so begnügte man sich mit Frauen, Kindern und Leuten niederen Standes. Als Zukost aß man ganz bestimmte Pflanzen, wie Solanum anthropophagorum, die man allein zu diesem Zweck anpflanzte.

Der Ursachen dieser schrecklichen Sitte wird es sicher mehrere gegeben haben: physiologisches Bedürfnis nach Fleisch, Rachsucht oder das Bestreben, den Feind gänzlich zu vernichten, und anderes mehr. Daß indessen auch tiefer gehende religiöse Gedanken wenigstens Begleiterscheinung gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß die Opfer den Göttern geweiht wurden. Ganz sicher spielen bei alledem Zauberglaube und Animismus herein; man aß das Menschenfleisch nicht mit den Fingern, sondern mit großen, mehrzinkigen Holzgabeln; man mußte die Berührung der Toten vermeiden, wollte man sich nicht der Verzauberung und Schädigung durch deren gereizte Seelen aussetzen. Vielleicht liegt auch der seltsamen Trophäe im Leipziger Völkermuseum, die in Taf. 74, Abb. 2, wiedergegeben ist: einem menschlichen Schulterblatt und einem Armknochen, die von einem Fidschikannibalen nach dem Mahl in die Astgabel eines Baumes geklemmt und dort festgewachsen sind, eine derartige religiöse Bedeutung zugrunde.

Die soziale Gliederung ist in echt polynesischem Sinn aristokratisch. Fidschi gehört zu den Inselgruppen Ozeaniens, die auf eine eigentliche Geschichte herabsehen. Getragen wurde sie von 1808 bis 1874 von der Dynastie der Herrscher von Mbau, den Häuptlingen Naulivau (1808—29), Tanoa (1829—52) und Seru oder Thakombau (1852—1874, gestorben 1883). Unter Thakombau ist das Land 1874 englische Kronkolonie geworden. Neben diesen Despoten gab es eine Reihe von Großhäuptlingen, die in ihren Gebieten ebenfalls unumschränkt herrschten. Schließlich war auch die Priesterschaft von bedeutendem Einfluß. Unter allen stand das gewöhnliche Volk.

Der materielle Kulturbesitz zeigt schon ganz die Eleganz des polynesischen. So in der Bereitung der Tapa, des bekannten Stoffes aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera), oder aus der des Brotfruchtbaums und einiger Ficus-Arten. Zu ihrer Herstellung wird die Rinde zuerst gewässert; dann werden die grünen Teile abgeschabt und die Rinde abermals gewässert. Dann bringt man sie zu den eigens für die Tapabereitung bestimmten Häusern und klopft sie mit gerieften Schlägeln. Die Verbindung mehrerer Stoffstücke geschieht entweder durch bloßes Klopfen oder aber durch Leimwasser. Endlich wird der Stoff mit Gummi aus der Rinde von Aleurites triloba gefirnißt und gedichtet, häufig dann auch mit Matrizen gefärbt und gemustert.

Polynesisch sind außer der Tapa die stattlichen Hals- und Brustzieraten aus geschliffenen Pottwalzähnen; ferner die schön gearbeiteten Tapaschüsseln und Kopfbänke; schließlich die vielgestaltigen Stoßlanzen und Holzkeulen. Diese variieren vom fast unbearbeiteten Wurzelstrunk bis zum schön geschnitzten Morgenstern, zur Keule in Ananasform, und so fort.

4. Polynesien und Mikronesien.

a) Rückschlüsse auf frühere Zeiten.

(Hierzu die Tafeln 69 und 70.)

Mit der weiten Inselflur im Osten und Norden Melanesiens betreten wir echt geschichtlichen Boden; haben Polynesien und Mikronesien auch nicht bestimmend in das Getriebe der Menschheitsgeschichte eingegriffen, so lassen doch Tradition, alte Bauten und die von den europäischen Entdeckern vorgefundenen politischen und sozialen Zustände gewisse Rückschlüsse auf eine lange innerozeanische Betätigung zu.

Am unsichersten arbeitet die Tradition. Die Maori blickten bei der Ankunft der Europäer auf 15—20 Generationen zurück, Rarotonga auf 30; die Bewohner der hawaiischen Inseln kannten beim Eintreffen James Cooks nicht weniger als 67 Ahnen ihres damaligen Herrschers Kamehameha I.; Nukahiwa schließlich zählte gar 88 Generationen. Auf derartige Angaben ist wenig zu geben, denn in diesen Überlieferungen läuft Geschichtliches und Mythisches untrennbar ineinander über. Immerhin glaubt ein so gewissenhafter Forscher wie A. Fornander für die Zeit um das 11. Jahrhundert eine allgemeine Völkerbewegung im Stillen Ozean nachweisen zu können; für spätere Jahrhunderte arbeitet er schon mit ganz bestimmten Daten.

Reicher und reiner fließt die archäologische Quelle. Auf zahlreichen Inseln hat man gewaltige, viele Meter lange und breite Terrassen und Plattformen gefunden, die aus zyklopisch schweren und großen, viele Tonnen wiegenden Steinblöcken errichtet sind; so auf Malden, Hawaii, Tahiti, den Markesas, Mangarewa, Pitcairn, Tongatabu und vielen anderen. Alle diese Bauten sind stets ohne Zuhilfenahme von Mörtel errichtet worden. Green fand auf Swallow eine Steinpyramide von beträchtlicher Höhe; auf Rapa krönen umfangreiche alte Festungswerke die Hügel; unter den Guanolagern der Christmasinsel erstrecken sich, aus Korallenkalkblöcken kunstvoll zusammengefügt, förmliche Straßen. Bekannt sind ferner die langen Reihen gewaltiger, 4 m hoher, kapitellgekrönter Steinpfeiler auf den Marianeninseln Tinian (Taf. 69, Abb. 2), Rota und Guam; ferner menhirartige Steinobelisken von oft sehr erheblicher Höhe, die auf künstlichen Hügeln (Grabhügeln?) errichtet worden sind, von Pitcairn, Levuka, den Hervey und Tongatabu. Die berühmtesten der ozeanischen Altertümer sind schließlich die Ruinen von Nanmatal auf Ponape und die Steinbilder und Ganggräber auf der Osterinsel.

Die Bauten auf **Ponape** (Taf. 69, Abb. 3; Taf. 70, Abb. 5), die allen Besuchern jener Region aufgefallen sind, sind am eingehendsten von Kubary untersucht worden. Sie liegen am Meeresstrand und sind auf dem Korallenriff aufgebaut, das die Küste an dieser Stelle begleitet. Durch schmale Kanäle sind sie vom Lande geschieden. Der Gesamtkomplex umfaßt nicht weniger als 42 Hektar; er enthält zahlreiche, in Gestalt von Vierecken, Parallelogrammen oder Trapezen gehaltene zyklopische Bauwerke von je 9—137 m Seitenlänge, die aus einzelnen großen, fünf- bis sechsseitigen Basaltsäulen und -blöcken roh aufeinander getürmt sind. Kubary sieht in ihnen Wasserbauten, da bei Flut die ganz regelmäßig angelegten, 9—72 m breiten Kanäle zwischen den einzelnen Bauten etwa einen Faden hoch mit Wasser ausgefüllt sind. Sie hätten demnach im wesentlichen als gut geschützte Wohnterrassen für die alten Eingeborenen gedient; nur ein geringer Bruchteil der 80 vorhandenen Ruinen diente zu andern Zwecken, nämlich zu Familien- und Fürstengräbern. Das besterhaltene Herrschergrab ist das von Nan Tauatsch (Taf. 70, Abb. 5). Dort erhebt sich auf einem 1,6—2 m hohen, 70 m langen und 60 m breiten Fundament ein aus rohen Basaltblöcken aufgeschichtetes Bauwerk, das 60 m lang, 50 m breit und 7—9 m hoch ist und dessen Wände 3 m stark sind. Vorn befindet sich ein offener, nicht überwölbter Eingang. In diesem Außenviereck liegt ein kleineres, 30 m langes, 24 m breites und 4 m hohes Viereck mit 2 m dicken Wänden, das durch verschiedene Wälle mit der Mauer des Außenvierecks verbunden ist, so daß ein sehr kompliziertes System von Räumen entsteht. In einzelnen dieser Räume hat Kubary Menschenknochen, Muschelärte, andere Geräte und Schmucksachen gefunden, die alle noch gut erhalten waren.

Die Altertümer der **Osterinsel** sind 1881 durch das deutsche Kanonenboot Hyäne und 1886 durch das amerikanische Kriegsschiff Mohican untersucht worden. Sie gliedern sich in Nachbildungen der menschlichen Gestalt aus vulkanischem Gestein (Taf. 69, Abb. 1; Taf. 70, Abb. 7), unterirdische, langgestreckte Wohnbauten aus ebensolchem Material (Taf. 70, Abb. 1, im Hintergrund), große Malereien und Reliefs auf Felswänden (Taf. 70, Abb. 6) und dolmenartige Grabkammern (Taf. 70, Abb. 1). Das Hauptinteresse beanspruchen die ersterwähnten Steinidole. Die amerikanische Expedition hat ihrer nicht weniger als 555 gezählt, die, auf den Südwesten und Südosten der kleinen Insel zusammengedrängt, mit ihrer riesigen Größe — sie ragen durchschnittlich 7—8 m über den Erdboden hinaus, während eins gar 23 m Gesamtlänge hatte — und dem ernsten Gesichtsausdruck der Landschaft ein höchst seltsames Gepräge verleihen, trotzdem die meisten von ihnen heute umgestürzt und verwittert am Boden liegen. Sie sind übrigens nie als Götzen angesprochen worden.

sondern sind lediglich Erinnerungsbilder an ausgezeichnete Personen. Die letzten sollen vor rund 250 Jahren angefertigt worden sein.

Auf Neuseeland gehen die Altertümer, der kurzen Vergangenheit der Maori auf dieser Inselgruppe entsprechend, nur um Jahrhunderte zurück. Von den berühmten Einwanderungsbooten, die lange als höchste Heiligtümer gegolten haben, ist nichts mehr vorhanden. Dagegen haben sich seit den Reisen Cooks in den Museen zahlreiche Schnitzwerke aus älterer Zeit erhalten, die für den hohen Stand dieser mit den einfachsten Hilfsmitteln arbeitenden Technik wie für die alte Kultur der Maori gleich bezeichnend sind. Eine der schönsten Schnitzereien ist der auf Taf. 70, Abb. 4, dargestellte Wandpfeiler Pou-pou aus dem großen Versammlungshaus von Ohinemutu; die reich tätowierte Figur soll Tama-te-Kapua vorstellen, den großen Ahnherrn der Arawa, angeblich auf Stelzen gehend. Taf. 70, Abb. 2, stellt zwei tätowierte Männer dar, wie sie durch Reiben (Pflügen) Feuer erzeugen. Alle diese älteren Schnitzwerke sind ohne Benutzung von Metallgeräten hergestellt. Ein sehr interessantes altes Stück ist Taf. 70, Abb. 3: eine aus basaltartiger Lava gehauene, mit Perücke, Zopf und Halskrause geschmückte alte Europäerfigur von der hawaiischen Insel Oahu. Sie stellt vermutlich einen der alten, dem Namen nach unbekannt gebliebenen spanischen Entdecker dieser Inselgruppe dar. Die Figur steht im Berliner Völkermuseum.

Die Altertümer auf den **Marianen** bestehen aus Gruppen gewaltiger quadratischer, unten bis 1,4 m, oben bis 1,2 m starker Säulen aus Korallenkalkmörtel und Steinen, die oben von einem bis 2,5 m im Durchmesser haltenden halbkugelförmigen Kapitell aus dem gleichen Material gekrönt werden. Diese Säulen sind stets zu je 5 oder 6 in zwei parallelen Reihen errichtet, wobei der Säulenzwischenraum je etwa 1,5 m, die Breite des Mittelganges 3—4 m beträgt (Taf. 69, Abb. 2). Über den einstigen Zweck dieser Bauten sind die Meinungen lange geteilt gewesen; meist hat man in ihnen Grabdenkmäler zu sehen geglaubt. Neuerdings erblickt Fritz in ihnen den gemeinsamen Unterbau für den Dachstuhl der alten, großen Tschamorrohäuser. Bei den heftigen, fast ständigen Stürmen auf den Marianen bedurfte das Dach einer soliden Befestigung; man verband die einzelnen Teile seiner Basis mit den Kapitellen der Säule, auf denen es gleichzeitig ruhte, ebenso wie der Hausboden selbst. Die Ruinen sind danach die Reste einer Art Pfahlbauten. Der Raum zwischen den Pfeilern ist nach Fritz nicht ungenutzt geblieben, sondern hat als unteres Stockwerk gedient. Im übrigen scheinen die Kapitelle in der Tat als Begräbnisplatz gedient zu haben; die Leichen sind in sie eingemauert worden.

Im Gegensatz zu der Osterinsel, wo die Erinnerung an die Verfertiger der alten Monumente noch lebendig ist, weiß auf den übrigen Inseln Ozeaniens niemand etwas über den Ursprung der alten Bauten. weil sie viel gewaltiger sind, als man sie in neuerer Zeit zu errichten pflegt, schreibt man sie meist den Göttern zu. Trotzdem liegt einstweilen kein Grund vor, sie anderen als den jetzt am Ort ansässigen Völkern zuzuschreiben, was man früher tun zu müssen glaubte, in der Annahme, vor der malaiischen Einwanderung habe auf vielen dieser Inseln eine dunkle Urbevölkerung gesessen. Den tatsächlich vorhandenen melanesischen Einschlag in der Bevölkerung Mikro- und Polynesiens führt man heute auf die Berührung mit den Melanesiern während der Ostwanderung der Malaien zurück. Für die Errichtung der Bauten durch diese selbst spricht vor allem auch der Umstand, daß sowohl die Errichtung von erhöhten Steinflächen und Terrassen wie auch die Herstellung menhirartiger Hermen eine typisch polynesische Einrichtung ist. Die Massigkeit und Größe der Bauten zeigt nur, daß die Polynesier und Mikronesier in früheren Zeiten kräftiger und unternehmender, sicher auch besser organisiert gewesen sein müssen als gegenwärtig.

Für einen solchen Rückgang sprechen schließlich auch die politischen und sozialen Zustände bei der Ankunft der Weißen. Ursprünglich war der Herrscher der Herr alles Landes gewesen; alles war von ihm und für ihn; er war Gott. Zu James Cooks Zeit war von diesem alten Glanze nur noch ein schwacher Schimmer übrig, indem ganz allgemein neben die alten Herrscher neue Fürsten getreten waren, die die Macht jener mehr oder minder empfindlich beschränkten. Ursprünglich war die Zahl der Götter gering gewesen; jetzt war sie ins Maßlose gestiegen, indem man allgemach die aus der Klasse des hohen Adels hervorgegangenen Götter — nur die Vornehmen hatten eine Seele, und nur sie allein konnten daher zu Göttern werden; je größer der irdische Einfluß gewesen war, um so höher wurde der himmlische Rang — den alten Göttern gleichgestellt hatte. An die Stelle der alten Staats- und Volksreligion aber war der abergläubische Dienst des einzelnen Mannes getreten.

Auch die Kolonisation des riesigen Gebietes von je 80 Längen- und Breitengraden kann nur unter einer politischen Organisation erfolgt sein, die weit straffer war als die schlaffen Gebilde, die das 18. Jahrhundert vorfand; sie muß sich nach Lage der Dinge zudem verhältnismäßig rasch von einem Zentralpunkt aus abgespielt haben, denn wie jeder enge Lebensraum die Gefahr des Aufeinanderprallens der Gegensätze und damit der Zerstörung vorhandener Kulturwerte mit sich bringt, so wird auch auf den einzelnen, mehr oder minder winzigen Eilanden und Inselgruppen der Rückgang sehr rasch erfolgt sein. Nicht einmal das doch recht geräumige Neuseeland bildet von dieser Regel eine Ausnahme; nachdem die Lebensbasis der Maori durch die Ausrottung der großen Moa-Vögel in kurzsichtigster Weise verschmälert worden war, begann auch dort der Kampf aller gegen alle.

b) Polynesien.

(Hierzu die Tafeln 71—73.)

Der Vorrang der Polynesier auf den Gebieten der geistigen Begabung und der politischen Organisationsfähigkeit tritt auch in den körperlichen Eigenschaften und im ethnographischen Gesamtbild zutage.

Über ihr Äußeres unterrichten die Bilder 1—7 und 10 auf Taf. 68. Die Physiognomien erinnern vielfach durchaus an Europäergesichter, zumal mit ihrem ziemlich feinen, teilweise welligen bis lockigen Haar, das von schwarz bis kastanienbraun, bei den Samoanern sogar bis rotblond wechselt. Störend wirkt allein ein ganz kleiner malaiischer Einschlag in Gestalt der nur eben angedeuteten Mongolenfalte und der zu stark vorspringenden Lippen. Vielleicht hat Fornander auch jetzt nicht ganz unrecht mit seiner Vermutung uralter genetischer Beziehungen zur weißen Rasse. Auch von den Mikronesiern behaupten neuere Reisende, daß sie, europäisch gekleidet, bei uns keineswegs auffallen würden (Taf. 68, Abb. 8, 9, 11 u. 12).

Die Kleidung besteht bei den Männern Polynesiens aus dem bereits erwähnten Maro (S. 64), zu dem bei Wohlhabenden ein Mantel tritt; bei den Frauen aus einem kurzen Rock; bei den Reichen außerdem aus einem schalartigen Oberkleid. Unter dem mannigfachen Schmuck walten Blumen vor (Taf. 68, Abb. 1—4). Körperverunstaltungen fehlen ganz, außer einer ausgedehnten Tätowierung besonders bei den Maori (Taf. 68, Abb. 5), den Samoanern, den Markesanern und Mikronesiern, und außer der Durchbohrung des Ohrläppchens (Taf. 68, Abb. 11 u. 12). Häufig hingegen ist Salbung mit Kokosnußöl und Bemalung.

Die Hausform ist der malaiische Viereckbau mit darüber liegendem kahnförmigen Dach. Hier und da, wie in Samoa, schließt sich der Unterbau im Grundriß an die Dachform an.

Grundlagen der Wirtschaft sind Feldbau und Fischerei. Bei jenem zieht man Brotfrucht, Kokos, Taro, auch Yams, Bataten, Pfeilwurz, Zuckerrohr, Piper methysticum (das Material für die Kawa) und den Papiermaulbeerbaum als Hauptlieferanten für die Tapa. Hier und da ist man zu Terrassenbauten vorgeschritten, auch zu künstlicher Bewässerung und Düngung. Bemerkenswert ist die Fähigkeit, Fische und Früchte zu Konserven zu verarbeiten. Für die Durchführung der langen Seefahrten ist diese Erfindung von großer Wichtigkeit (vgl. Taf. 73, Abb. 1).

Diese Seefahrten und die Fähigkeit, sie so sicher durchzuführen, sind einer der Hauptzüge im ethnographischen Bild der Ozeanier. Das erste Mittel dazu ist eine große Mannigfaltigkeit von Bootformen, unter denen das Doppelboot für Polynesien, das Auslegerboot für Mikronesien und Melanesien charakteristisch ist (s. die Tafeln 66, Abb. 1; 67, Abb. 2; 76, Abb. 1, und 112, Abb. 2, 4 u. 8). Ein zweites Mittel ist die Orientierungsfähigkeit ohne Kompaß, lediglich nach den Sternen, Himmelsgegenden und Winden, besonders aber nach der Dünung und den Meeresströmungen. Bei weiten Fahrten reist man im übrigen nur im Geschwader von einem Dutzend oder mehr Schiffen, die bis auf Signalweite in Querlinie auseinandergezogen werden. Auf diese Weise vermeidet man das Vorbeisegeln an Zielen.

Ein besonderes nautisches Hilfsmittel sind schließlich die sogenannten **Seekarten** der Marshallinsulaner. Taf. 71, Abb. 8, zeigt ein solches Stück. Es besteht aus dünnen Stäbchen, die sich in verschiedenen Richtungen schneiden und kreuzen und an denen hier und da kleine Steine oder Muscheln befestigt sind. Nach neueren Untersuchungen handelt es sich hierbei weniger um Karten in unserem Sinn, als um ein Unterrichtsmittel für die angehenden Seefahrer jener weit verstreuten Inselgruppen. Die einzelnen Stäbchen stellen Dünungen und Kabbelungen, d. h. die Stellen aufeinandertreffender Wellenbewegung, ferner Meeresströmungen und dergleichen dar; die Steine oder Muscheln bezeichnen allerdings die einzelnen Inseln, doch liegt das Hauptgewicht auf der Darstellung der Wasserbewegungen und der von ihnen drohenden Gefahren.

Bei einer solchen Betonung der Schiffahrt und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt, kann es nicht wundernehmen, wenn der Schiffsbau selbst sowie die Herstellung der Bast- und Mattensegel der Gegenstand eines besonderen Gewerbes war, das alle anderen Industrien an Bedeutung überragte. Tapa wurde außer aus der Rinde von Broussonetia papyrifera auch aus dem Bast von Pipturus incanus hergestellt. Herrliche **Matten** lieferten in früherer Zeit Samoa, Hawaii und Niuafu. Auf Samoa haben die Matten (Ietonga) und Decken (Iesina) geradezu den Charakter des Schatzgeldes angenommen; je zahlreicher und je älter die Matten, um so reicher der Besitzer. Neuerdings ist in unserer polynesischen Kolonie die Herstellung dieser Wertobjekte erfreulicherweise von neuem aufgenommen worden.

Technisch hoch stehen im allgemeinen die **Waffen**. Der Schild fehlt unter ihnen ganz, Bogen und Pfeil beinahe. Um so stärker walten Keule und Speer vor. Ein paar Typen von jener zeigen Taf. 71, Abb. 3 u. 4, und Taf. 109, Abb. 10, 18 u. 19; sie zeitigt ihre schönsten Formen auf Neuseeland, den Cookinseln, den Markesas, Tonga und Samoa. Unter den Speeren ist noch eine höchst primitive Form vorhanden: die von der Osterinsel. An einen kaum geglätteten Holzknüttel hat man dort nur eben zugeschlagene Obsidianklingen gebunden.

Ein besonderes Verfahren waltet bei der Bereitung der **Kawa** ob. Die Wurzelstücke von Piper methysticum werden von jungen Mädchen und

[illegible], auf dem [illegible] vom [illegible]. Auf [illegible] aus dem Volke geholt; die [illegible] wird dann in kleine [illegible] Gefäßchen, in denen es mit Wasser übergossen wird. Mit einem Faserbündel zieht man dann die Wurzelstückchen heraus, und das Getränk ist fertig. Es ist ganz wie Seifenwasser und schmeckt auch keineswegs lieblich, sondern unangenehm bitter. In der Wirkung steht der Trank dem Alkohol nahe; im Übermaß genossen, hat er auf vielen Inseln bei den Gelagen der Vornehmen — nur diesen steht der Genuß zu — zu Mord und Totschlag geführt; er schädigt auch die Gesundheit.

Die sozialen Verhältnisse lassen als Grundzug eine Scheidung in Adel, Freie und Sklaven erkennen. Könige gibt es in ältester Zeit nicht, wohl aber Häuptlinge. Bei den Vornehmen sind alle Rechte, bei den Gemeinen keine. Jenen gehört alles, sie stehen mit den Göttern im Zusammenhang, nur sie haben eine Seele, bei ihnen wohnt vor allem die Kraft des Tabu.

Das Tabu ist eine für die Ozeanier geradezu charakteristische Einrichtung, trotzdem es auch bei anderen Naturvölkern (z. B. als Pamali in Indonesien) und in Spuren selbst bei Kulturvölkern vorhanden ist. Seine Wirkungen äußern sich vorwiegend in wirtschaftlicher und privatrechtlicher Beziehung; droht in Melanesien oder Polynesien Hungersnot oder steht ein Fest bevor, so tabuiert der Häuptling gewisse Speisesorten, wie Kokosnüsse, Bananen, Hühner, Schweine und dergleichen, die dadurch zeitweilig dem Genuß entzogen werden; oder aber die Felder werden tabuiert bis zur Reifezeit der Früchte, oder die Europäer tabuieren das ihnen von den Eingeborenen abgetretene Land, das nun von den früheren Besitzern nicht mehr betreten werden darf; kurz, überall waltet, wenigstens äußerlich, der Charakter des Tabu als einer Schutz- und Polizeieinrichtung vor, selbst in den persönlichen Eigentumsmarken, die der Besitzer an Fruchtbäumen, Feldern usw. anbringt. Indessen sind die eigentlichen inneren Beweggründe des Tabu religiöser Art; es haftet auch ursprünglich nicht an den Sachen, sondern an den Personen, die es erst von sich auf andere Personen oder auf beliebige Gegenstände übertragen, und zwar selbst durch zufällige Berührung. Auf manchen polynesischen Inseln ist das Tabu der Häuptlinge so stark und gewissermaßen ansteckend, daß sie nicht einmal den Erdboden mit den Füßen berühren dürfen, weil er sonst tabuiert und der Benutzung entzogen würde. Sie werden deshalb bei Ausgängen von ihren Dienern umhergetragen. In Tahiti wurden früher die Vornehmsten sogar gefüttert, damit sie nicht durch Berührung der Speisen diese dem übrigen Volk entzögen; sie durften auch in kein Haus gehen als in ihr eigenes, denn sonst hätte es niemand mehr betreten dürfen.

Das wichtigste Tabu ist allen den Personen und Dingen eigen, die mit Leichen zu tun haben oder überhaupt in irgendeiner Beziehung zu den Toten stehen. Hier liegt denn auch nach Heinrich Schurtz die Wurzel des ganzen Brauchs, die allerdings aus den späteren Entwickelungsformen kaum mehr zu ahnen ist. Es ist die Furcht vor den Toten, die den Bruch des Tabu hindert und geradezu wirtschaftlich erziehend auf die Ozeanier wirkt. Da nun die Ahnengeister der Häuptlinge mächtiger sind als die des gemeinen Volkes, ja, da die Häuptlinge oft selbst als Atua (Geister) betrachtet werden, so vermögen sie das Tabu beliebig zu verhängen und finden stets blinden Gehorsam für ihre Anordnungen. Daß diese Macht in erster Linie und im weitesten Maße wirtschaftlich und politisch ausgenutzt wird, liegt nahe genug.

Die Religion der Polynesier umfaßt ein sehr ausgedehntes Pantheon. Zu oberst stehen die oberen Götter, die Weltenschöpfer (Tangaloa, Maui), die, wenngleich mit kleinen Modifikationen, durch den ganzen Ozean verehrt werden. Ihnen gegenüber steht die große Schar der niederen Gottheiten, der Elementargeister, Feen, Riesen und Diener jener hohen Götter (Taf. 71, Abb. 7). Die dritte Klasse endlich umfaßt die vergötterten Menschen (Taf. 71, Abb. 1 u. 2). Sie sind also ein Ausfluß des Ahnenkultus, der, wie wir sahen, bei der Ankunft der Europäer schon stark in den Vordergrund getreten war.

Über die ethnographischen Besonderheiten einzelner Inselgruppen müssen wir uns sehr kurz fassen.

Die Samoaner (Taf. 68, Abb. 1; Taf. 75, Abb. 2) gelten vielen als reinster Typus der Polynesier; sie sind in der Tat von edler Körperbildung. Ihre Geschichte reicht anscheinend nur wenig über ein halbes Jahrtausend zurück; ihr Hauptereignis, zugleich der Glanz größten samoanischen Heldentums, ist der Freiheitskampf gegen die Tonganer. „Malie tau, malie toa" („Trefflich gekämpft, tapfere Krieger") soll damals der Sage nach der auf dem Rückzug befindliche, vom Land abstoßende Tonganerkönig bewundernd zwei jungen Samoanerhäuptlingen zugerufen haben. Die Benennung Malietoa hat sich für die Familie des einen jener beiden Helden als Titel bis auf den heutigen Tag erhalten.

Samoa ist überhaupt das Land der Titel. Über dem gemeinen Volk stehen die Vornehmen; unter ihnen obenan der Dorfhäuptling Alii und der Distriktsvorsteher Tui, während der höchste Häuptling den Titel Tupu führt. Dem Tupu stehen nur wenig die Tulafale oder Sprecher nach, deren politische Rangstellung im übrigen ganz von ihren persönlichen Fähigkeiten abhängt. Daneben gibt es Würdebezeichnungen, die von bestimmten Landschaften oder Orten, oder in Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten oder Ereignisse verliehen wurden, und deren Besitz für die Erlangung der politischen Führerschaft Vorbedingung war. Malietoa ist die berühmteste dieser Bezeichnungen; eine andere, aus den Samoawirren der 1880er und 1890er Jahre ebenso bekannte, ist Mataafa.

Die Nahrung der Samoaner ist die bei den Polynesiern allgemein übliche. Darüber hinaus verstehen sie indessen aus Brotfrucht und Carica papaya, auch aus Taro und Bananen eine Masi genannte Konserve herzustellen, indem sie diese Fruchtmassen in Erdgruben zur Gärung bringen. Eine weitere Spezialität ist der Fang des Palolo wurms (Eunice viridis), eines Borstenwurms, der nur in der Umgebung der Samoa- und der Fidschi inseln vorkommt. Nur einmal im Jahr, acht Tage nach dem Oktober-Vollmond auf Sawaii und einen Monat später auf Upolu, erscheinen die Würmer, die im toten Korallenfels in der Nähe der Brandungs zone hausen, einen Tag lang an der Meeresober fläche, um ihren Hochzeitsflug zu unternehmen. Dabei stoßen die mit Eiern gefüllten grünen Weibchen wie die mit Samen gefüllten braunen Männ chen bestimmte Körperglieder ab, die die Befruch tung vermitteln. Die Samoaner fangen die Tiere in Massen, um sie als Leckerbissen zu verspeisen.

Von den Ostpolynesiern ist kaum mehr zu bemerken, als daß die Paumotu als die besten Schiffer Ozeaniens, sie und die Markesaner als die begeistertsten Tätowierungskünstler gelten. Bei den Markesanern wurden sogar die Augenlider, das Innere der Ohrmuscheln, die Lippen, ja selbst das Zahnfleisch mit Tätowiermustern versehen. Die Körperoberfläche machte infolge ihrer vollkommenen Bedeckung mit farbigen Flächen und Linien durchaus nicht mehr den Eindruck des Nackten. Tätowierinstrumente waren kleine gestielte Kämme, deren in Farbe getauchte Spitzen mit kleinen Hämmern in die Haut eingetrieben wurden (Taf. 74, Abb. 4).

Die Altertümer der Osterinsel sind bereits im einleitenden Abschnitt dieses Kapitels erwähnt worden. Man hat aus ihnen und anderen Momenten einen Zusammenhang zwischen den Polynesiern und den Amerikanern herleiten wollen; wie man heute allgemein zugibt, ohne jede ernste Begründung. Die Bevölkerung ist ebenso aus Westen herübergekommen wie die der anderen polynesischen Inseln auch.

Neben den Steinfiguren und Steinbauten kann nichts mehr in Erstaunen versetzen als die Erfindung einer besonderen Schrift hier am äußersten und isoliertesten Ende der Ökumene. Taf. 73, Abb. 2, gibt eine solche Schrifttafel wieder, wie sie von der amerikanischen Expedition heimgebracht worden ist. Eine ähnliche besitzt auch das Britische Museum in London.

Der Bevölkerung der Osterinsel ist es noch schlimmer ergangen als der der meisten anderen Inselgruppen. Um 1860 hat man sie noch auf 3000 Köpfe geschätzt. Wenig später haben perua nische Menschenhändler einen Teil in die Guano werke an der Westküste von Südamerika geschleppt. Auf Frankreichs Eingreifen hin kehrte wohl ein Teil dieser Unglücklichen zurück, brachte aber die Blattern mit, die daheim große Verheerungen anrichteten. 1870 führte die Jesuitenmission 400 von den übriggebliebenen 900 nach Mangareva; weitere 400 sind durch die tahitische Firma Brander als Arbeiter in den Plantagen auf Tahiti und Eimeo angesiedelt worden. Dergestalt sind heute nur etwa 150 Eingeborene vorhanden, und auch deren Aufgehen in der Masse der inzwischen zugezogenen Tahitier, Chinesen usw. ist nur noch eine Frage der Zeit.

Ein verhältnismäßig selbständiges Kulturbild bietet Hawaii dar, sicher eine Folge seines weiten räumlichen Abstandes vom übrigen Polynesien und der dadurch bedingten langen Abgeschlossenheit. Selbstbenennung der dortigen Eingeborenen ist Kanaken, ein Wort, das von den Europäern heute unterschiedslos auf alle Ozeanier, auch die Melanesier angewendet wird.

Die Grundlage der Wirtschaft war und ist noch heute der Ackerbau. Auf den trockenen, dem Passat abgewandten Teilen der Inseln hat er besonders für den Anbau von Taro künstliche Bewässerungsanlagen nötig gemacht, die sich oft meilenlang hinziehen. Fischzucht wurde ganz rationell in künstlichen Teichanlagen betrieben. Nationalspeise ist der Poi, ein steifer Brei aus Tarowurzeln, der in der bekannten Weise zwischen heißen Steinen in Erdlöchern gar gedünstet wird.

Prachtvoll war in der alten Zeit die Kleidung der höheren Stände. Federn waren ihr Hauptbestandteil. Der König trug einen langen Mantel aus den gelben Federn des Moko und des Mamo; die Häuptlinge kürzere Mäntel von gelbroter, die Priester von roter Farbe. Dazu traten grotesk aussehende Helme, ebenfalls aus mehrfarbigen Federn. Das Königtum ist auch auf Hawaii jung; Cook traf noch drei Staaten an, deren Vereinigung erst Kamehameha I. (1789–1819) in seiner starken Hand gelang. Kamehameha ist, wie der Sulufürst Tschaka, der Wanjamwesihäuptling Mirambo und der Hottentottenführer Jonker Afrikaner, gern mit großen Herrschern des mittelmeerischen Kulturkreises verglichen worden, mit Philipp von Mazedonien und Napoleon. Ein Adalbert von Chamisso war stolz darauf, daß er außer dem General de Lafayette und Sir Joseph Banks auch dem großen Hawaiier die Hand gedrückt hatte. Wirklich muß Kamehameha auch eine mächtige und eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen sein. Bis 1893 ist die Herrschaft in seiner Familie verblieben; dann wurde Hawaii zur Republik ausgerufen. Seit dem 14. Juli 1900 bildet die Inselgruppe ein Territorium der Vereinigten Staaten.

Groß war in alter Zeit die Macht der Priester. Sie zerfielen in zwei Gruppen: eigentliche Priester und Zauberer. Allem Anschein nach stellt dies Doppelsystem den Ausfluß aus einem alten Zauberglauben und einem neueren Ahnenkult dar. Götter sind auch hier Tangaloa (Kanaloa) und Maui; außerdem Kaili (Tairi), Ku, Lono, schließlich die schreckliche Göttin Pele, die Bringerin der verwüstenden Lavaströme aus den großen Vulkanen. Allen diesen Gottheiten waren Tempelplätze

[illegible] Tafel 72, Abb. 1) [illegible] dargebracht.

Sehr beliebt waren im alten Hawaii Spiele und Tänze. Der Hula ist der bekannteste der Hula, eine erotische Mimik, die entweder von Mädchen allein oder auch mit Männern zusammen getanzt wurde. An Wettspielen übte man Faust- und Ringkämpfe, Wettlauf, Holua und Maika. Beim Holuaspiel galt es, auf glatten Brettern an steilen Berglehnen herabzugleiten; beim Maika, rundgeschliffene Steine durch ein bestimmtes Ziel zu werfen oder zu rollen. Das höchste Ausmaß von Mut und Gewandtheit erforderte jedoch das Brandungsschwimmen. Auf einem Brett von ½ m Breite und 2 m Länge liegend, das Gesicht nach unten, ließ man sich im Gebiet der höchsten Brandung kühn durch die brechenden Wogen ans Ufer zurückschleudern.

c) Neuseeland.

Die ersten Maori sind nach der Überlieferung vor reichlich einem halben Jahrtausend in die neuseeländischen Doppelinseln eingewandert. Im Laufe der Zeiten sind ihnen Nachschübe von neuen Einwanderern gefolgt, der letzte wahrscheinlich im 18. Jahrhundert. Ausgangspunkt der Wanderung war das sagenumwobene Hawaiki, das Sawaii der Samoagruppe. Zwischenstation, zum Teil auch eigentlicher Ausgangspunkt für manche Maori war Rarotonga. Nach der Sage ist der Häuptling [illegible] mit 800 Untertanen in 12 Schiffen, deren Namen noch heute heiliggehalten werden, in der [illegible] auf der Nordinsel gelandet.

Als 1814 die Mission ihre Tätigkeit begann, schätzte man die Bevölkerung auf 100000 bis 200000 Seelen. Eine derartige Vermehrung in verhältnismäßig kurzer Zeit hat zweifellos nur unter günstigen Umständen, bei dauerndem Frieden und guten Ernährungsverhältnissen eintreten können. Beides scheinen die Maori in der Tat zunächst genossen zu haben. In Gestalt des riesigen, bis 4 m hohen Moavogel bot sich ihnen ja auch ein unvergleichliches Jagdwild dar.

Um so schlimmer ist es nach der Ausrottung dieser Riesenvögel geworden. Jetzt setzte ein Kannibalismus ein, der selbst den von Fidschi noch übertraf; Stamm focht gegen Stamm, Mann gegen Mann, um sich zu fressen.

Physisch sind die Maori wohl die bestausgestatteten Polynesier. Gehoben wurde ihr Äußeres in früheren Zeiten durch die Tätowierung, die bei den freien Männern das ganze Gesicht, selbst Nase und Kinn, bei den Frauen nur die untere Gesichtspartie bedeckte. Muster war auch hier ein lebhaftes Spiralornament, das charakteristisch für die ganze Kunst der Maori ist (Taf. 68, Abb. 5; Taf. 71, Abb. 5 u. 10).

In der Kleidung fehlt hier die Tapa und auch der Schurz; an beider Stelle tritt der Mantel aus neuseeländischem Flachs (Phormium tenax), der mühselig zu großen Flächen geflochten wurde. Der Schmuck bestand aus Federn im Haar und Nephritanhängern an Hals und Ohr. Nephrit, der [illegible] mit unseren europäischen Schleifmitteln zu bearbeitende Halbedelstein, wurde auch zu schön geschliffenen Keulen (mere) ausgestaltet. Waffen waren Keulen aus Holz, Knochen, Nephrit und anderem Gestein und der Speer.

Prachtvoll müssen in alter Zeit die Boote gewesen sein. Der Ausleger war nicht bekannt, wohl aber stellte man bis 20 m lange Doppelboote aus der stattlichen Kaurifichte her. Von der Bauart mit schön geschnitzten Aufsätzen an Bug und Heck gibt Taf. 112, Abb. 2, eine Vorstellung.

Verschiedenartig waren die Wohnbauten: einfache Mattenhütten bei dem gemeinen Volk; mit schön geschnitzten Pfosten und Pfeilern versehene Häuser bei den Vornehmen; das Gemeindehaus (whara), ein langer Holzbau mit niedrigem Dach und ebenfalls vielen Schnitzereien, irgendwo im Ort. Ferner der Pah, der befestigte Platz, der meist auf unzugänglichen Höhen und stets mit Palisadenumzäunung angelegt wurde. Ein Pfahlbau war das überall vorhandene Vorratshaus.

Sehr reich ist der neuseeländische Götterhimmel. Die Hauptrolle spielt hier Maui, der Weltenfischer, der an seiner Angel die Nordinsel — Te Ika a Maui, „der Fisch des Maui", heißt sie deshalb bei den Maori — aus dem Meer emporhob und auch das Feuer holte. Er ist wohl der Sonnengott. Gott der Erdbeben ist Mafuike. Als allwissender Luftgeist wohnt Rehu im zehnten Himmel; zu ihm steigen Maui und seine Schwester Hine (Sonne und Mond) empor.

Unter allen Polynesiern sind die Maori wohl die kriegerischsten gewesen. Lange, noch weit ins 19. Jahrhundert hinein, haben sie sich gegenseitig zerfleischt; besonders unter dem Häuptling Hongi, der von 1820—28 eine furchtbare Schreckensherrschaft führte, haben sie entsetzlich gelitten. Später (1843—46 und 1860—70) haben sie dann einhellig gegen die weißen Eindringlinge gefochten. Ohne Erfolg. Seit 40 Jahren sind sie, denen man eine Reservation am Tauposee eingeräumt hat, zivilisiert und meist auch christianisiert; sie senden vier Stammesgenossen ins neuseeländische Unterhaus und zwei in die Pairskammer. Vom alten Volkstum aber ist nichts geblieben.

d) Mikronesien.

(Hierzu die Tafeln 71—76.)

Die Inselgruppen der Marianen, Palau, Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln erstrecken sich insgesamt über 47 Längen- und 25 Breitengrade. Mit 3423 qkm haben sie etwa den Flächeninhalt des Herzogtums Braunschweig. Es ist wirklich Kleininselland. Dabei weisen sie die verhältnismäßig große Bevölkerungszahl von rund 90000 Seelen auf. Von ihren zahlreichen Eilanden sind alle Marianen und fünf von den Karolinen hohe Inseln; die Marshall- und Gilbertinseln sind ausnahmslos Atolle. Diese geologische Beschaffenheit bedingt zunächst eine gewisse Armut der Tier- und Pflanzenwelt; damit zugleich jedoch auch eine starke Einseitigkeit des menschlichen materiellen Kulturbesitzes. In allem waltet die Kokospalme vor, ob im Schaft der Waffen, im Hausrat oder im Schmuck; selbst die berühmten Rüstungen der Gilbertinsulaner (Taf. 74, Abb. 1) sind aus Kokosschnüren geflochten.

Gemeinsam ist der mikronesischen Kultur, genau wie der polynesischen, das gänzliche Fehlen des Schildes, das teilweise von Bogen und Pfeil. Dafür hat sie vielerorts die Weberei aus Pflanzenfaser, die sehr schöne Ergebnisse zeitigt.

Auf den Gilbert- und Marshallinseln sind die ursprünglichen Verhältnisse schon weit mehr verwischt als in den übrigen Archipelen. Vergessen ist das alte Männerkleid in Gestalt eines weitbauschigen Doppelschurzes aus Hibiscusfasern, verlassen die hübsche Tracht der wundervoll gemusterten Matten aus Pandanusblattstreifen; heute trägt man sich europäisch oder legt das abscheuliche, von der Mission fast im ganzen Stillen Ozean eingeführte sack- oder hemdartige Kattungewand an. Mit ihm ist an Stelle der alten, allen Anforderungen der Ästhetik entsprechenden, auch hygienisch durchaus praktischen Tracht der Gipfel der Geschmacklosigkeit und eine der Gesundheit nachteilige Kleidung getreten. Naturgemäß hat unter einem solchen Kattunsack auch die Tätowierung keinerlei Zweck mehr; sie, einst das ethnographische Wahrzeichen jener Inseln, ist fast ganz verschwunden. Auch die weiten Seefahrten, früher der Ruhmestitel derselben Inselgruppen, haben fast ganz aufgehört.

Für ganz Ostmikronesien war in früherer, vormetallischer Zeit das Vorwalten des Haifischzahns in der Bewaffnung charakteristisch; die feingezahnten Schneidewerkzeuge finden sich an allen alten Speeren, Schwertern und Reißwaffen (Taf. 71, Abb. 9; Taf. 74, Abb. 1; Taf. 109, Abb. 10). Ihre furchtbare Wirkung hat dann Schutzwaffen in Gestalt der Kokosrüstungen nötig gemacht, wie deren eine in Taf. 74, Abb. 1, wiedergegeben ist. Als Bauchschutz diente Rochenhaut; als Helm der Balg des Igelballonfisches.

Schwer war und ist der Feldbau auf den Atollen. Humus fehlt von Haus aus; er muß also erst erzeugt werden. Man höhlt zu diesem Zweck den mürben Korallenkalkboden aus, schüttet alle alten anderen Pflanzenteile und andere Organische in die Löcher und pflanzt in diese problematische Schicht Taro und anderes.

Für die Karolinier ist, soweit ihr Äußeres in Frage kommt, die Reichhaltigkeit des Schmucks bezeichnend; er zieht, wie der melanesische, so ziemlich alles Verwendbare heran, Muscheln, Schnecken, Kokos, Walzähne und dergleichen mehr. Die Abb. 8, 9, 11 u. 12 auf Taf. 68 und Abb. 3 auf Taf. 75 geben eine kleine Vorstellung davon. Für Jap ist der Jatau charakteristisch, ein manschettenförmiger Armring aus Schneckenhäusern; er ist nicht bloß Schmuck, sondern gleichzeitig eine Art Orden oder Standesabzeichen.

Die Wohnbauten der Karolinier ähneln sehr denen der Palauer (Taf. 75, Abb. 1). Familienwohnung ist der Blai, Klubhaus der Junggesellen das Bai (Bäwai, Feban). Nach Kubary gibt es außerdem auch Klubhäuser für alte Männer. Beide Hausarten sind nach demselben Typus gebaut: aus kräftigen Balken und Trägern, mit divergierenden, ausladenden Dachrändern, unter denen der Hausgiebel stumpfwinklig nach außen vorspringt. Auf den Palau werden diese Häuser, deren Giebel dort aufs reichste mit einer Art Bilderschrift bemalt sind, von besonderen Meistern (Takelbai) gebaut. Die Abmessungen der Palauer Bais sind dabei recht stattlich, bis 30 m lang, 6 m tief, im Giebel 12 m hoch; sie stellen wohl, ebenso wie ähnliche Bauten in Melanesien (Taf. 65, Abb. 2), das Beste und Höchste dar, was die Naturvölker auf dem Gebiete der Architektur zu leisten vermocht haben.

Auf den Marshallinseln zerfiel das Volk in vier Rangstufen: die Oberhäuptlinge, die den König wählten, die gewöhnlichen Häuptlinge, die landbesitzenden Freien und das Volk ohne Eigentum, das vom Häuptling Land angewiesen bekam und dafür einen Teil der Erträgnisse abgeben mußte. Auf den Gilbertinseln und den Karolinen unterscheidet man im allgemeinen Häuptlinge, Freie und Sklaven; nur auf Jap haben Spezialstudien eine Zweiteilung ergeben: die höhere Klasse, die freien Japer, Pillab, von heller Farbe, und die Milingei, die schwächer und auch meist dunkler sind. Die Milingei wohnen in besonderen Dörfern und heiraten nur untereinander. Man ist geneigt, in ihnen eine ältere Bevölkerungsschicht der Insel zu erblicken.

Wesentlich verwickelter sind die sozialen und politischen Verhältnisse auf Palau. Die uralte Neigung des männlichen Geschlechts, gern unter sich zu sein, treibt hier ihre kräftigsten Blüten. Zunächst wieder im Junggesellenhaus, dem Bai, dessen Bewohner eine Genossenschaft (Kaldebekel, nach Semper Klöbergöll) bilden, die in sich eng verbunden ist. Es gibt auch weibliche Kaldebekel,

[illegible] der Männer. [illegible] Selbst [illegible]

Die politischen Verhältnisse bauen sich auf der [illegible] auf, die von einem Häuptling (Rupak) [illegible] wird. Über beiden steht das Königtum, das an eine bestimmte Familie und bestimmte Örtlichkeiten geknüpft ist. Unabhängig von dieser Regierung der Männer besteht eine ganz ähnliche der Frauen, so daß auch politisch der Parallelismus gewahrt bleibt.

Ein wichtiges Glied der gesellschaftlichen Ordnung Palaus ist schließlich die Priesterschaft. Ihre Stellung beruht auf dem alten Zauber- und Dämonenglauben der Insulaner, die die ganze Natur mit bösen Geistern (Kalit) bevölkert sehen. Den Priestern liegt die Besänftigung dieser bösen Gewalten ob.

Über das merkwürdige Geld der Japer und Palauer ist auf S. 110 Näheres zu finden.

Die Urbevölkerung der Marianen sind die Tschamorro oder Tschomorro. Als die Jesuitenmission 1668 die Inselgruppe betrat, schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf 200000; selbst 600000 wird als Bevölkerungszahl angegeben. 1907 lebten auf den deutschen Marianen 3118, auf dem amerikanischen Guam vielleicht 9000 Menschen. Auf den deutschen Inseln wurden davon 1756 als Tschamorro, 1260 als Karolinier angesprochen. Die Spanier haben die Eingeborenen auch hier in ihrer Weise behandelt; 1710, 42 Jahre nach ihrer Ankunft, gab es noch 3539 Tschamorro; 1741 deren 1816. Erst dann haben sie, in Erkenntnis ihrer Heldentaten, die Bevölkerung durch Tagalen von den Philippinen, durch Karolinier, Palauer, Chinesen, Japaner, auch durch weiße Sträflinge aufgefrischt.

Die alten Tschamorro müssen eine hohe Kultur besessen haben. Zeugen dafür sind die bereits erwähnten alten Bautenreste in Säulenform (S. 66; Taf. 69, Abb. 2), sodann die Nachrichten über einen trotz primitiver Werkzeuge hohen Stand des Ackerbaues. Sogar Reis wurde gebaut. Auch die Nautik war gut ausgebildet, desgleichen die Töpferei. Selbst einen geregelten Kalender kannte man. Die soziale Gliederung ähnelte der der Palauer. Einen Einblick in die heutige Marianenkultur gewährt die Abb. 2 auf Taf. 76.

VII. Afrika.

(Hierzu die Tafeln 77–103.)

1. Die Bevölkerung.

(Hierzu die Tafeln 77 und 78.)

Die Bevölkerung des dunklen Weltteils hat sogar für die Gelehrten lange als ein einheitliches Ganzes gegolten; für die große Menge gilt Afrika auch heute noch als der Wohnsitz des Negers schlechthin. Mit der Anwendung der vergleichenden Methode auf Anthropologie und Ethnographie hat sich indessen jene alte Annahme sehr wesentlich geändert; wie nicht anders zu erwarten war, genau in derselben Richtung, wie wir sie von den anderen Erdteilen bereits kennen. In der Tat lagern auch in diesem Teil der alten Welt eine ganze Reihe von Völkerschichten über- und nebeneinander, [illegible] scharf umrissene, deren Einwanderung aus [illegible] Gegenden erfolgt ist; andere, deren Herkunft oder Formausbildungsherd noch strittig ist, wieder andere, deren Alter anscheinend in geologischer Vergangenheit verdämmert.

Als zurzeit nachweisbar älteste Rassengruppe sehen wir die hellfarbigen Südafrikaner und die Zwergvölker an. Vermutlich reine Vertreter jener sind die Buschmänner (Taf. 78, Abb. 8; Taf. 80, Abb. 2), während die oft zu ihnen gerechneten Koikoin oder Hottentotten (Taf. 78, Abb. 7) nach der Ansicht einer ganzen Schule nur einen stark mit fremdem Blut durchsetzten Seitenzweig darstellen. Die Pygmäen oder Zwergvölker (Taf. 77, Abb. 11; Taf. 91, Abb. 6) sind zweifellos mit den Buschmännern verwandt, doch gehen bereits über Art und Grad dieser Verwandtschaft die Ansichten weit auseinander. Noch mehr gilt das von den nicht von der Hand zu weisenden Beziehungen dieser Pygmäen zu den großwüchsigen Negern von heute. Stratz und andere halten jene für die Übergangsform von den Buschmännern zu den Bantu, Fritsch und Ranke für eine Kümmerform. Vielleicht bringt uns eine genauere Kenntnis vor allem auch der Sprache die sehr wünschenswerte Aufklärung über diesen wichtigen Punkt.

Nördlich schließt sich an die hellfarbigen Südafrikaner, den ganzen übrigen Teil des südlichen Dreiecks bis ungefähr zum 5.° nördl. Br. (im Westen) ausfüllend, die große Gruppe der Bantuvölker (Taf. 77, Abb. 7—10 u. 12) an. Bantu ist einfach der Plural von Umuntu oder Mntu, Mensch,

Mann. Wilhelm Bleek hat das Wort als Bezeichnung für die ganze große Völkergruppe gewählt: einmal zur Kennzeichnung der Sprachen selbst, die durchweg durch Wortklassen und sogenannte Präfixe ausgezeichnet sind, d. h. durch Vorsilben in Deklination und Konjugation; sodann im Hinblick auf die immerhin weitgehende Übereinstimmung der Dialekte, die es den sansibaritischen Begleitern Stanleys auf dessen erster Afrikadurchquerung ermöglichte, sich mit den Anwohnern der Kongomündung zu verständigen. Mtu ameanguka, der Mann ist gefallen, heißt es im Suaheli; watu wameanguka, die Leute sind gefallen. Zugleich auch für die Zwecke dieses Buches mag der Hinweis dienen, daß im ganzen Osten die Vorsilben U das Land (Uganda), M den einzelnen Mann (Mganda), Wa oder Ba mehrerere Männer oder den ganzen Stamm (Waganda, Baganda), Ki die Sprache oder etwas zum Wesen ihrer Träger Gehöriges (Kiganda) bezeichnen.

An das Wohngebiet der Bantu legt sich im Norden in einer schmalen, nördlich im allgemeinen durch die große Wüste begrenzten, aber vom Grünen Vorgebirge bis über den Nil reichenden Zone das Gebiet der Sudanneger (Taf. 77, Abb. 1—3, 5 u. 6). Ältere Ethnographen stellten sie als eigentliche Neger den als Kaffern bezeichneten Bantu gegenüber, suchten aber im übrigen ebensowenig nach einer Erklärung des Verhältnisses zwischen beiden Gruppen, wie nach der Herkunft beider selbst. Heute stehen beide Fragen im Mittelpunkt des afrikanistischen Interesses, doch sind wir nur erst bei der ersten zu einer halbwegs befriedigenden Lösung gelangt. Meinhof und Westermann vermuten, daß sich die Bantusprachen unter hamitischer Einwirkung aus einer Sprache entwickelt hätten, die mit den heutigen Idiomen Oberguineas verwandt gewesen sei. Das Bantu wäre damit ein jüngeres Idiom als die Sudansprache, und damit wären natürlich auch seine Träger eine jüngere, der Lage der Dinge nach durch Hamiten beeinflußte Völkerschicht als die Sudanesen.

Bei einem Blick auf die geographische Verteilung der beiden Gruppen erscheint diese Erklärung vollkommen verständlich und einleuchtend, sobald man nur den Herausbildungsherd der Bantu im Osten des Erdteils annimmt. Die Bantu müssen sich dann wie ein Keil zwischen die hellfarbigen Südafrikaner und die Sudanesen geschoben haben, wobei sie jene in die Steppen und Wüsten des Südens, diese an den Rand der Sahara zurückdrängten. Tatsächlich spricht manches für die Herausbildung der Bantu im Osten des Erdteils.

Seit jeher gilt Asien als Ursitz der Menschheit, aus dem alles herausgeströmt sein muß. Nach der Ansicht einer ganzen neueren Schule von Ethnographen soll auch so ziemlich alles Afrikanische, die Menschen sowohl wie auch ihr Kulturbesitz, ihre Haustiere, ihre Nutzpflanzen diesen Weg von Osten und Nordosten her gekommen sein. Höchstens die Buschmänner und ihre Verwandten ist man gnädig genug als Autochthonen zu betrachten; alles Spätere ist fremd, ist eingewandert. Das soll bei den Sudanvölkern oder Nigritiern und auch bei jenen Hamiten oder Protohamitenvölkern der Fall sein, die durch ihre Vermischung mit den Nigritiern die Bantu hervorgebracht hätten. In seinem letzten, erst ganz kürzlich erschienenen Werk „Handwerk und Industrie in Ostafrika" präzisiert Stuhlmann[1] diese Einwanderungen mitsamt ihren Begleiterscheinungen folgendermaßen. Eingewandert sind

1) die Nigritier oder Sudanvölker, mit dunkler Haut, Wollhaar, isolierenden Sprachen. Sie haben mit sich gebracht die Banane, die Colocasie, den Hackbau, Holzgeräte, Bogen und Pfeil, die Trommelsprache, Maskentänze und Geheimbünde, vielleicht auch die Zylinderhütte mit Kegeldach. Sie wanderten am Beginn der Pluvialperiode, die der Eiszeit Europas entsprach, von Südasien her ein.

2) Die Protohamiten, mit agglutinierenden Sprachen. Aus ihrer Vermischung mit den Nigritiern sind in Ostafrika die Bantu entstanden, die von da aus den größten Teil des Kontinents überschwemmt haben. Sie brachten den Sorghum mit, die Ziege, das Huhn (?) und den Hund, und kamen in der letzten Hälfte der Pluvialzeit aus nördlicheren und westlicheren Gebieten als die erste Gruppe.

3) Die hellfarbigen Hamiten, die Vorfahren der Ägypter, Berber, Ligurer, Iberer, Etrusker (?), Pelasger (?). Durch Vermischung mit den dunklen Vorbewohnern entstanden die Bischarin, Hadendoa (Taf. 78, Abb. 1) usw. im Nordosten, die Dinka, Bari, Schilluk (Taf. 77, Abb. 1 u. 2) und andere Völker im Gebiet des oberen Nils, die Haussa und Fulbe (Fullah; Taf. 77, Abb. 4) im Sudan, die Somal (Abb. 78, Abb. 4 u. 5), Galla, Massai und Watussi (Taf. 78, Abb. 6 u. 12) im Osten Afrikas. Ein mit Buschmannblut durchsetzter, weit nach Süden gedrungener Zweig sind die Hottentotten (Taf. 78, Abb. 7). Die hellfarbigen Hamiten hatten „Feldkultur"; sie brachten das Langhorn- und das Buckelrind, das Fettschwanzschaf und den Windhund mit. Die Sprachen waren flektierend. Als Heimat sieht Stuhlmann die Steppen Westasiens an. Einwanderungszeit: „unendlich lange vor 6000 v. Chr."

4) Die Semiten (Taf. 78, Abb. 2). Sie drangen seit 5000 v. Chr. in mehreren Wellen von Osten heran; so die Hyksos um 1800 v. Chr., die Geez um 300 v. Chr., die Araber nach Mohammeds Tod im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. Sie sind, neben den vorigen, die einzige historisch klar umreißbare Schicht.

Aus triftigen Gründen nimmt die moderne Völkerkunde für alle Rassenentwickelungsvorgänge

[1] F. Stuhlmann, „Handwerk und Industrie in Ostafrika", Hamburg 1910.

ganz [illegible] langer Zeiträume an. [illegible] [illegible] mit einem anderen Klima und mit anderen [illegible]. [illegible] Theorie [illegible], [illegible] Völkerwanderung [illegible] Begriff, [illegible] kein Inlandeis, [illegible] gebracht haben [illegible], kann sie das zweite, [illegible] der erheblichen geologischen Umwälzungen in der tropischen Zone darf sie das letzte.

Noch [illegible] erscheint es verfrüht, derartig [illegible] Folgerungen, wie sozusagen die Verschiebung ganzer Rassen von einem Erdteil zum anderen, schon jetzt zu ziehen, kaum daß wir angefangen haben, den Kulturbesitz aller in Betracht kommenden Völker, der asiatisch-indonesischen wie der afrikanischen selbst, genauer zu untersuchen. Zumal bei Afrika ist das doppelt gefährlich. Im ganzen ethnographischen Bilde des Negers ist nämlich kein Zug schärfer ausgeprägt als seine Landständigkeit; er kennt eigentlich das Meer überhaupt nicht und wagt nirgends, es zu befahren. Die zwei Ausnahmen in Gestalt der Wey und der Kru an der Küste von Oberguinea besagen nichts, denn diesen ist die Seetüchtigkeit künstlich anerzogen worden. Überall sonst ist der Afrikaner ein Landbewohner par excellence, und es liegt [illegible] kein Grund zur Annahme vor, es sei je anders gewesen. Wie will man ihn da in seinen Erdteil hineinbringen in Zeiten, wo die Überschreitung des Roten Meeres oder selbst der Straße von Bab el Mandeb ein größeres nautisches Wagnis gewesen sein muß als heute die Durchquerung eines ganzen Ozeans? Von der Überschreitung des Indischen Ozeans selbst ganz zu schweigen.

Nach meiner Ansicht wird man die unleugbaren fremden, vorwaltend asiatischen Einflüsse etwas anders zu erklären haben: sie sind weniger anthropologischer als wesentlich nur ethnographischer Natur; nicht gewaltige neue Völkerströme haben sich in den Erdteil ergossen, sondern vorwaltend nur neue Ideen und neuartiger stofflicher Kulturbesitz, beide getragen von gelegentlichen kleineren Wellen asiatischer Zuwanderer, die in der uralten Masse der dunkelfarbigen Autochthonen mehr oder minder restlos verschwunden sind, während das mitgebrachte materielle und geistige Gut unzerstört, andererseits aber auch nicht weiter entwickelt durch die Jahrtausende weitergeschwommen ist.

Eine zweite bemerkenswerte Eigenschaft des Negers ist seine ethnische Aufsaugungsfähigkeit; er hat alles verdaut, was sich an fremden Elementen in den Bereich seiner Rasse gewagt hat. So können, wie Frobenius, Ankermann und andere es annehmen, sehr wohl direkt indonesische Einflüsse in Westafrika erfolgt sein; sie können auch, wie die [illegible] meint annehmen zu dürfen glauben, vom Unterlauf des Sambesi her durch den ganzen Erdteil bis zur Westküste vorgedrungen sein — am physischen Grundcharakter der bereits vorhandenen Bevölkerung werden sie sicherlich kaum mehr geändert haben, als die Aufpfropfung von Hamitenblut auf den Buschmannstamm die Körperbeschaffenheit dieses Völkerrestes zu verändern vermocht hat; selbst für gute Kenner der Rasse ist es schwer, den Hottentotten vom Buschmann zu unterscheiden. Was den Einwanderungsprozeß überdauert hat, ist lediglich das mitgebrachte höhere geistige Gut, daneben auch die höhere Wirtschaftsform. Mit Recht weist v. Luschan darauf hin, daß der hamitisierte Teil der alten Buschmänner, d. h. die Hottentotten, noch heute Hirten sind, im Gegensatz zu dem sammelnden und jagenden Buschmann. Und ebenfalls nicht ohne Belang ist der Hinweis Passarges auf das gleiche Hirtentum bei den Herero; unter allen Bantu sind sie die einzigen des Ackerbaues völlig entbehrenden Viehzüchter. Passarge gründet auf diesen Umstand und auf ganz leise Anklänge in ihrem Körperbau die Frage, ob nicht auch die Herero ebenfalls Hamiten seien wie die Hottentotten, nur eben solche auf negroider Basis statt auf buschmännischer. Sie hätten dann nicht nur die Physis selbst, sondern auch ihre Sprache verloren. Ein paar schlagendere Beispiele für die Aufsaugungskraft des afrikanischen Urelementes als diese beiden lassen sich wohl kaum aufführen.

Steht die Einwanderungstheorie in dem von Stuhlmann geäußerten Ausmaß für jene alten Schichten also noch auf recht schwachen Füßen, so gilt das bis zu einem gewissen Grade selbst auch noch für die zweite, die Hamitenwelle. Was die Hamiten anthropologisch sind, wissen wir heute noch nicht; wir können auf Grund der neueren paläanthropologischen Ergebnisse nur sagen, daß sie bereits zur Cro-Magnonzeit am Aufbau der europäischen Rassen mitgearbeitet haben, und daß sie in Nordafrika uralt sind. Daß sie jemals in Asien gesessen hätten, ist eine bloße Vermutung, die durch nichts gestützt wird. Freilich ein Vorrücken nach Westen und Südwesten, bis in den Sudan und in das Gebiet des Victoria Nyansa ist auf verschiedenen Wegen erfolgt; jenseit des Roten Meeres jedoch deutet nicht eine einzige Spur auf ihre Herkunft aus westasiatischen Steppen.

So bleibt also als einwandfrei zugewandert nur die letzte, die semitische Welle. Doch wie gering an Masse — nicht an Stoßkraft und kulturgeschichtlichem Einfluß! — ist auch sie. Durch beides hat sie ihre Sprache und ihre Kultur durchgesetzt, wohin immer sie gekommen ist in Nordafrika, mehr aber auch nicht; der Berber (Taf. 78, Abb. 3) ist physisch noch immer der alte und wird es auch bleiben, sofern er nur dem Negertum fernbleibt. Wo er, wie im Sudan, mit diesem in Berührung kommt, ergeht es ihm wie allen früheren „Wellen“: er vernegert, wie der Haussa bereits vernegert ist.

Ein besonderes Gebiet, das wir nur aus räumlichen Gründen zu Afrika rechnen, ist schließ-

lich Madagaskar. Es beherbergt heute zwei verschiedenfarbige Elemente: dunklere Sakalaven (Taf. 78, Abb. 11) auf der Westhälfte, helle Malaien, von uns meist unter dem Namen Hova (Taf. 78, Abb. 10) zusammengefaßt, im Osten. Für die Herkunft dieser Malaien von den großen Sundainseln besitzen wir ganz unzweideutige Belege geschichtlicher, sprachlicher und ethnographischer Natur; wir wissen auch, daß die Überfahrt mit Hilfe der bequemen Monsune in mehreren Wellen und zu verschiedenen Zeiten, etwa von dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis vielleicht in den Anfang des jetzigen Jahrtausends hinein stattgefunden hat; auch daß indische, persische und arabische Einflüße vorliegen, ist uns nicht fremd. Um so dunkler ist dafür einstweilen noch das Sakalavenproblem. An afrikanische Beziehungen zu denken, ist naturgemäß das nächstliegende, doch werden derartige Zusammenhänge von guten Kennern der Insel wenn auch nicht geradezu geleugnet, so doch als nur gelegentlich und unwesentlich bezeichnet. Im Gegensatz dazu ist der Franzose Grandidier neuerdings geneigt, für die Sakalaven Beziehungen zu der dunkelfarbigen Bevölkerung Melanesiens anzunehmen, d. h. mit anderen Worten, sie als Bevölkerungsrest aus einer Zeit zu betrachten, wo Madagaskar und Melanesien noch Teile eines gemeinsamen großen Kontinents gewesen seien. In Wirklichkeit sollen Sakalaven und Hova sich weder physisch noch sprachlich stark unterscheiden, so daß auch hier eine gemeinsame Wurzel vorhanden zu sein scheint. Immerhin bleibt die dunkle Farbe und das Kraushaar der Sakalaven auch dann noch zu erklären.

2. Rückblicke auf Afrikas Vor- und Frühgeschichte.

(Hierzu Tafel 79.)

Der Erdteil ist wissenschaftlich doch bereits so gut erschlossen, daß wir an vielen Stellen Einblick in die vor seiner Entschleierung liegenden Zeiten zu gewinnen vermögen.

Von besonderem Interesse im Hinblick auf eine gewisse Periode unserer europäischen Vorgeschichte ist der Nordrand Afrikas von Barka im Osten bis Marokko im Westen. Dieser ganze Nordrand ist überdeckt mit ungezählten Tausenden megalithischer Grabbauten von der Art der auf Taf. 79 in Abb. 1—9 wiedergegebenen. Die sogenannten Trilithen (Dreisteine; Abb. 8 u. 9) sind auf Tripolis und Barka beschränkt, während Algerien und Tunis überreich an Dolmen, Menhirs und Steinkreisen sind (Abb. 1, 2 u. 4); sie zählen dort nach Zehntausenden. Die Dolmen besitzen teils den bekannten keltischen Typus, also die Form eines rohen Altars, teils haben sie die Form der Bazina und der Schuscha (Abb. 5 u. 6), d. h. turmartiger Grabbauten von rundem Querschnitt und verschiedener Höhe. Innerhalb der Steinkreise finden sich häufig Blöcke von der Form, wie sie Abb. 3 zeigt.

Eine weitere Art von nordafrikanischen Altertümern sind die Höhlengräber, die Hanuat, mit ihren verschiedenen Unterarten: den eigentlichen Hanuat, den Bit el Hadjar (Steinkammern; Abb. 7) und den Habr el Kelab (Hundeställe). Sie alle sind aus dem anstehenden Fels herausgearbeitete Hohlräume mit horizontalem oder senkrecht von oben verlaufendem Eingang.

Die letzte Art von altertümlichen Bauwerken in Nordafrika sind Kastelle von länglich-viereckigem Grundriß mit abgerundeten Ecken, 30—45 m lang, 24—30 m breit, aus mächtigen Blöcken verschiedener Größe ohne Mörtel aufgemauert. Derartige Kastelle sind bisher nur in Tripolis und Barka festgestellt worden, ebenso wie die Senam genannten, obenerwähnten Trilithen, in denen man mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls Grabdenkmäler zu sehen hat.

Über die Erbauer und das Alter dieser nordafrikanischen Altertümer weiß man nichts Bestimmtes. Die in Küstennähe häufigen, mit Inschriften versehenen Grabplatten sind sicher altberberischen oder libyschen Ursprungs; mit großer Wahrscheinlichkeit auch die anderen Bauten, selbst die Dolmen und Menhirs vom keltischen Typus. Die jüngsten sind nachweislich in römischer Zeit errichtet worden. Auch die Senam haben eine Nachbearbeitung unter römischem Einfluß erfahren. Ob und wie weit ein genetischer Zusammenhang mit den gleichartigen megalithischen Bauten Westeuropas, des östlichen Mittelmeergebiets und Indiens besteht, läßt sich naturgemäß kaum feststellen. Vielleicht gehören die Erbauer alle ein und derselben Rasse an, vielleicht aber hat man es auch nur mit einer „Mode" zu tun, die von dem Punkte ihres Aufkommens aus sich in mehr oder minder rascher Weise nach den verschiedensten Seiten verbreitet hat. Das Wiederaufkommen der Leichenverbrennung in unserer Zeit und ihre rasche Verbreitung ist ein nicht ganz unpassender Vergleich zu den megalithischen Grabbauten.

In Südafrika ist besonders Maschonaland reich an alten Bauwerken. Das bekannteste sind die Ruinen von Simbabye (Abb. 10—13), zu denen in neuerer Zeit die Ruinen von Matindela, Metemo, Chilonga, Khami, Chiburwe und Dhlo Dhlo oder Nambo getreten sind. Die weitere Erforschung des Landes wird sicher noch andere Bauwerke zutage bringen. In dem neuerdings gefundenen Fura sieht Karl Peters das alte Ophir. Neben diesen Bauwerken finden sich in Matabele- und Maschonaland noch viele Steinterrassen und Wallbauten, die den alten Bewohnern des Landes Schutz gegen eindringende Feinde gewähren sollten. Sie gelten für nur wenige Jahrhunderte alt.

[illegible] besteht aus zwei gesonderten Teilen, deren einer auf einem 80 m hohen Granithügel, der andere am Fuße desselben liegt. Die Anlage ist von einer [illegible], heute vom Gras und Gestrüpp überwucherten Mauer umschlossen. Die Mauer auf dem Berge besitzt eine 10 m hohe, aus Quadern ohne Mörtel zusammengefügten Mauern; der Rundbau im Tal hat 70 m Durchmesser und eine bis 9 m hohe Umfassungsmauer. [illegible] (Abb. 11). Über das Alter und die Erbauer dieser Anlage gehen die Ansichten außerordentlich weit auseinander. Manche sehen in ihnen das Ophir des Königs Salomo; andere halten Südaraber für die Erbauer; noch andere halten die Ruinen für jung und erst in der Portugiesenzeit entstanden. Die letztere Ansicht gewinnt neuerdings mehr und mehr an Boden.

Das östliche und südtropische Afrika beherbergt nach unserer heutigen Kenntnis an Altertümern nur Artefakte aus Stein, Knochen oder Elfenbein. Steingeräte sind so häufig, daß man seit einiger Zeit auch von einer afrikanischen Steinzeit spricht. Am zahlreichsten sind sie im Kapland und an der Ostküste bis Inhambane hin gefunden worden, wo sie besonders in Höhlen und Küchenabfällen angetroffen werden. Für den Südosten des Erdteils deutet das auf eine Rasse hin, die von den jetzt dort lebenden Zulu und Kaffern verschieden gewesen sein mag, da diese Völkerschaften weder Fische noch Mollusken verzehren. Aus verschiedenen Gründen liegt es nahe, an die Vorfahren der heutigen Buschmänner als die Verfertiger dieser Steingeräte zu denken.

Reich ist auch die Sahara an Steinartefakten (Abb. 18). Die zahlreichen Fundstellen beherbergen Geräte, die im Typus wenig von denen der europäischen Steinzeit abweichen. Als Verfertiger dieser Altertümer sieht man die Vorfahren der heutigen berberisch-libyschen Bevölkerung an. Die Massenhaftigkeit des Vorkommens deutet auf eine einst ungleich dichtere Bevölkerung der Sahara hin.

Verhältnismäßig gering ist heute noch die Zahl der Funde im tropischen Afrika. Sie beschränken sich auf Steinbeile, Steinringe und Feuersteinspitzen, die in weiten Abständen bei den [illegible] (Abb. 17), den Somal, am Ostufer des Tanganjika (Abb. 14 u. 16) und am Kongo gefunden worden sind. Reich ist dagegen die Küstenregion von Oberguinea, vom Kap Verde bis zur Nigermündung, an Altertümern. Dort hat man Tausende von Steinbeilen, hier als Gottesäxte und Donnerkeile bezeichnet, gefunden; auch viele sogenannte [illegible] oder Schwursteine, runde Steinscheiben mit feiner Durchbohrung, die im Kultus der Neger eine große Rolle spielen. Weit über die Randländer des Meerbusens von Guinea verbreitet sind sodann die allerorts sehr hoch geschätzten, sogenannten Aggri- (Aggrie-, Aigri-, [illegible]) Perlen (Abb. 18), die außerdem auch aus [illegible], Süd- und Südasien und dem Indischen Archipel bekannt sind. Auch für die gleichartigen Funde in alten Gräbern Amerikas, Irlands, Englands, Deutschlands und der Schweiz findet der Name neuerdings Verwendung. Alter und Herkunft der Aggriperlen sind nicht immer zu bestimmen, doch gilt Venedig für die meisten Vorkommnisse als Herkunftsort.

Die zuletzt entdeckten afrikanischen Altertümer sind die **Altertümer von Benin** (Abb. 19—21). Sie sind seit der Eroberung des alten Königreichs durch die Engländer im Frühjahr 1897 in großen Massen nach Europa gekommen und umfassen vor allem Bronzegußstücke; außerdem Elfenbein- und Holzschnitzereien. Die Bronzen sind nach dem Verfahren der sogenannten verlorenen Form gegossen und stellen in Gestalt von Reliefplatten, Köpfen, Waffen und Geräten das gesamte Leben der Benin-Neger des 16. und 17. Jahrhunderts plastisch dar; außerdem bringen sie wie auch die Elefantenzähne vielfach Darstellungen von Europäern und fremden Negerstämmen. Während man von den Platten aus zeitgenössischen Abbildungen weiß, daß sie zur Bekleidung der Wände und Pfeiler des Königspalastes gedient haben, kann man über die Gebrauchsart der meisten anderen Stücke nur Vermutungen äußern.

Das gilt einstweilen auch noch für den Ursprung dieser für Afrika doppelt seltenen Kunstübung selbst. Im Hinblick auf das bereitwillige Entgegenkommen, das die Könige des mächtigen Reiches zur Zeit der ersten Entdeckungsreisen der Portugiesen im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts den Europäern gegenüber bezeugten, hat man zunächst an die Übertragung sowohl der Technik wie auch des Stils selbst von Europa nach Benin gedacht; man traute den Negern die Kunst des Gusses nach der sogenannten verlorenen Form nicht zu. Sie ist ja auch etwas höchst Schwieriges und Subtiles, weniger in der Herstellung der Form des Gegenstandes selbst, die in Gestalt einer Wachsschicht um den Lehmkern gelegt, dann ihrerseits wieder von einer Lehmhülle umgeben und über Feuer ausgeschmolzen wird, als vielmehr in der Eleganz und Feinheit, mit der sie gerade hier in diesem Negerreich ausgeübt worden ist. Später hat man zugegeben, daß nur die Technik europäisch sei, nicht aber der Stil der Kunstwerke, der in der Tat höchst afrikanisch anmutet; man hat an europäische Gelbgießer gedacht, die den Metallkünstlern des schwarzen Königs diese Technik gebracht hätten. Noch später sollten dann die Portugiesen vorderindische Motive nach dem Nigerdelta verpflanzt haben. Ganz kürzlich endlich, Anfang 1911, hat Leo Frobenius wieder für einen afrikanischen Ursprung nicht nur des Stils, sondern auch der Technik gesprochen; er sieht im alten Benin einen letzten Abglanz der uralten Platoschen Atlantis. Erst die systematische archäologische Durchforschung der gesamten Region des mittleren und unteren Niger wird uns über die wichtige Frage Aufschluß bringen können.

3. Südafrika.

Süd- und Ostafrika, der Süden bis zum Kunene und Sambesi und der Osten zwischen der zentralafrikanischen Seenkette und dem Indischen Ozean, gehören sowohl archäologisch wie völkergeschichtlich in denselben Rahmen; auch ethnographisch sind sie durch das gleiche Vorherrschen tierischen Materials (Häute, Felle) bis zu einem gewissen Grade zusammengehörig. Immerhin zerfällt das gewaltige Gebiet besonders in ethnographischer Beziehung in mehrere Provinzen.

a) Die hellfarbigen Südafrikaner.

(Hierzu die Tafeln 80 und 81.)

Buschmänner und Hottentotten gehören zwar anthropologisch zusammen, ethnographisch hingegen sind sie recht verschieden. Gemeinsam sind den Sprachen beider Völker Schnalzlaute oder Klixe; doch verfügen die Buschmänner mindestens über sieben, die Hottentotten dagegen nur über vier Schnalzlaute, die nach Meinhof zudem, ebenso wie die zwei der Kaffern, von den Buschmännern entlehnt sind. Gemeinsam ist beiden dasselbe helle Fahl der Haut, dieselbe Neigung der Haare, zu Spiralen zusammenzurollen und daher den Eindruck des büscheligen Wachstums hervorzurufen; dieselbe Neigung der Haut, sich früh in ungezählte Falten zu legen (Taf. 78, Abb. 7 u. 8). Auch die Eigenschaft der Frau, im Matronenalter in der Gesäßgegend und an den Oberschenkeln ungeheure Fettmassen anzusetzen (Fettsteiß, Steatopygie), ist beiden Völkern gemeinsam. Verschieden ist hingegen die Körpergröße; während die Buschmänner selten über 140—145 cm hinaus wachsen, die Frauen sogar noch kleiner bleiben (Taf. 80, Abb. 2), erreichen die Hottentotten dieselbe Körperhöhe wie der Europäer (160—175 cm). Verschieden sind schließlich Wirtschaftsform und Lebensführung.

Jedes der beiden Völker muß noch vor Jahrhunderten ein wesentlich größeres Verbreitungsgebiet gehabt haben als im 19. Jahrhundert. Für die Buschmänner beweisen das untrüglich ihre noch zu besprechenden Höhlen- und Felszeichnungen, weniger sicher die bereits unter den Altertümern erwähnten Steinringe aus dem nördlichen und westlichen Deutsch-Ostafrika (Taf. 79, Abb. 14); für die Hottentotten wissen wir es aus der Geschichte der letzten 2½ Jahrhunderte selbst. Zu einem Teil sind beide Völker durch die von Norden nach Süden und Südwesten drängenden Kaffervölker in die Südwestecke des Erdteils hineingepreßt worden; auf der anderen Seite haben später die Buren von Kapstadt her nach Norden und Nordosten gedrängt. Das Endergebnis ist das völlige Verschwinden der Hottentotten als Volk südlich des Oranje und der Rückzug der Buschmänner in die entlegensten und unzugänglichsten Teile des Kalaharigebiets. Hottentottenstämme gibt es nur noch im heutigen Deutsch-Südwestafrika, und auch dort sind diese Organisationen durch den letzten großen Krieg gegen die Deutschen (1904—06) sehr gestört worden. Überall sonst ist der Hottentott seit langem verarmt, verbastardet und ohne Erinnerung an das Volkstum seiner Väter im Dienst der weißen Eindringlinge aufgegangen.

Als die Buren 1652 die Spitze Südafrikas besetzten, fanden sie die Hottentotten als Hirten vor. Ihre Wohnbauten waren halbkugelförmige Hütten aus einem Gestell kreisförmig in die Erde gesteckter, oben kuppelförmig miteinander verbundener Zweige, über die man Matten oder Felle breitete. Tracht war der Karoß, ein großer Fellmantel; darunter ein Schurz aus Leder oder Fell; auf dem Kopf eine Fellmütze. Waffen waren Bogen und Pfeil, Speer, Wurf- und Schlagstock. Ein höchst merkwürdiges Kriegsmittel waren die Backeley, die Fechtochsen, die man auf den Gegner hetzte; noch 1851 sollen die Hottentotten sich ihrer gegen die Buren bedient haben. Sonst wurden die Ochsen zum Reiten benutzt.

Die letzten hundert Jahre der Hottentottengeschichte spielen sich im heutigen Deutsch-Südwestafrika ab. Bis um 1800 saßen dort die Naman allein, die Stämme der Topnaar, der Fransman-Hottentotten, der Veldschoendragers, Bondelzwarts (so benannt nach dem Bündel schwarzer Striche über den Augen) und Zwartboois, schließlich die seither völlig zersprengte Rote Nation, die Tsaibschen Hottentotten von Keetmanshoop und die Groote Doden. Auf und zwischen diese stießen nach 1800 unter dem Druck des Burenvordringens die sogenannten Gunun in nicht weniger als fünf Wellen: den Kobesin oder Witboois, die 1862 endlich bei Gibeon zur Ruhe gelangt sind, den Gaikauan (Amraalhottentotten) und Bethaniern, von denen diese noch jetzt bei Bethanien sitzen, während jene 1854 bei Gobabis ihr Endziel erreicht haben; den Haikauan, die in dem 1850 gegründeten Berseba sitzen; schließlich den Aichaaen Jonker Afrikaners aus den 1820er Jahren, die nach harten Kämpfen mit den Hottentotten Witboois 1889 bis auf geringe Reste vernichtet worden sind. Im Kriege gegen die Deutschen sind, wie gesagt, auch die Bondels, Veldschoendragers und Fransman sehr arg mitgenommen worden, so daß die Gesamtzahl des Volkes auf deutschem Gebiet am 1. Januar 1909 nur noch etwa 14000 betrug. Ob das alte Stammesleben sich bei ihnen je wiederentwickeln wird, erscheint ebenso zweifelhaft wie bei den Herero.

„Der Buschmann ist das unglückselige Kind

[illegible] „[illegible]" (1872) [illegible] Natur[illegible] Kunstbetätigung jedem [illegible] Achtung, ja beinahe Bewunderung ab.

Von [illegible] großen Verbreitungsgebiet über [illegible] Südafrika und vermutlich große Teile Ostafrikas ist dem Buschmann heute nur wenig geblieben. Das [illegible]land, und zwar in den [illegible] völlig unfruchtbaren Strichen der Namib [illegible] und des [illegible] die [illegible], Koma, Ganin und [illegible], am Unterlauf des großen Fischflusses die [illegible]. Sie alle sind mit Hottentottenblut durchsetzt. Das Hauptverbreitungsgebiet ist aber gegenwärtig die Kalahari. In deren Süden leben die [illegible], Gabe und andere; im Nordosten von Deutsch-Südwestafrika die Kaukau mit den Unterabteilungen der Aukwe, Sugnasi, [illegible] usw.; in der weiteren Umgebung des Ngamisees die [illegible], Thaukwe, Tamkwe, Gokwe, [illegible] und viele andere kleinere und größere Banden; zwischen Okawango und Kwando endlich die [illegible], zwischen Kwando und Sambesi die [illegible]. Alles in allem schätzt Passarge die Zahl der Buschmänner auf nur 5—10000, die zudem infolge der ständigen Verminderung des Wildes und der Melonen an Zahl rasch abnehmen.

Die Ausrüstung des Buschmanns für seinen mehr als harten Kampf ums Dasein ist dürftig genug. In Anbetracht der unsteten Lebensweise muß alles transportabel sein; beim Mangel jeden Verkehrsmittels können Menge und Umfang des Besitzes auch nur gering sein. In den glücklicheren Zeiten großen Wildreichtums war der Mann vorwaltend Jäger; mit Hilfe von Fallgruben, meilenlanger Wildgattern und Fallen gut durchdachter Konstruktion erlegte er die größeren Tiere; mit Hilfe des Hakenstocks holt er auch heute noch den Springhasen aus seinem Erdloch, den [illegible] aus dem Nest. Andere Waffen sind Bogen und Pfeile, Kirri (Taf. 80, Abb. 5) und Speer. So einfach der Bogen, so raffiniert ist der Pfeil. Die gewöhnliche, mit Gift bestrichene Knochenspitze wird unmittelbar vor dem Gebrauch [illegible] in den Rohrschaft gesteckt; bis dahin ruht der vergiftete Teil in dessen Innerem (Abb. 3). Neuerdings sind auch [illegible] kleine Eisenplättchen in die Knochenspitze eingelassen (Abb. 4). Alle diese Spitzen sind aus einzelnen, ineinandergeschobenen Teilen zusammengesetzt, die sich beim Versuch des Herausziehens aus dem getroffenen Körper leicht voneinander lösen, so daß die giftige Spitze dauernd in der Wunde verbleibt. Die Gifte selbst sind verschiedener Art und Zusammensetzung; ihr wesentlicher Bestandteil ist wohl immer Schlangengift, bei den Buschmännern der Westkalahari auch der Saft einer Puppe, die man aus der Erde scharrt. Auf die Pfeilspitzen trägt man beides in einer Mischung mit dem Saft von Euphorbien oder einer Zwiebelart auf.

Staunenswert ist des Buschmanns Ausdauer bei der Verfolgung des Wildes; tagelang läuft er hinter ihm her, ohne es zur Ruhe, zum Fressen und Trinken kommen zu lassen. Dabei sucht er sich nicht etwa zu verbergen, sondern im Gegenteil recht bemerkbar zu machen. Das gelingt ihm trefflich durch kleine Ledersandalen mit nach unten gebogenem Schnabel, die er sich derart unter die Füße bindet, daß jene Schnäbel nach unten stehen (Abb. 11). Im tiefen Sand wirbeln sie Staub in beträchtlicher Menge auf. Schließlich stellt sich das Wild, aufs höchste erschöpft, und wird zur Strecke gebracht. Soziologisch bemerkenswert ist bei dieser Dauerverfolgung die stete Sorge des Jägers, die Grenzen seines Familienbezirks nicht zu überschreiten, eine Sorge, die wir, wie der Leser sich vielleicht erinnern wird, auch schon beim Australier antrafen (S. 58). Der Jäger muß bei der strengen Betonung des Eigentumsbegriffes natürlich danach trachten, das Wild nicht ausbrechen zu lassen; sicherlich eine nicht leichte Aufgabe.

Heute ist der Wildstand knapp; wie die Frau ist deshalb auch der Mann mehr Sammler als Jäger. Beide Geschlechter sind dazu mit dem Grabstock, mit dem man das Land nach Knollenfrüchten durchwühlt, und einem Ledersack für die Ausbeute ausgerüstet. Beim Mann enthält dieser Sack indessen von Haus aus schon mancherlei: den eingenähten Köcher, zwei Stäbchen zum Feuerquirlen (Abb. 12), ein höchst sinnreiches Instrument zum Glätten und Geradebiegen der Pfeilschäfte (Abb. 1a u. b) und Giftstäbchen. Das sind kleine Hölzchen mit Akazienharzklumpen daran, die ihrerseits mit Pfeilgift versehen sind. Nebenher führt der Mann auch eine Ledertasche, die außer der röhrenförmigen Pfeife für Tabak oder Hanf noch ein Salbenhorn, ein Messer und eine Eisennadel zum Nähen der Felle oder zum Ausziehen der Dornen aus dem Körper enthält.

Ende Dezember beginnt die Regenzeit; dann ziehen die einzelnen Horden von ihren Wintersitzen aus ins Sandfeld hinein. Nach und nach schwenken dabei die Einzelfamilien in ihre Sammel- und Jagdgründe ab. Auf wirklichen Hüttenbau verzichtet man bei diesem Marsch; man biegt und bindet ein paar Büsche zusammen und lagert sich in deren Schutz. Nach dieser primitiven Lagerungsweise führt der Buschmann auch seinen Namen. Im Standlager selbst baut man dann solide Windschirme (Abb. 9); sie liegen stets vom Wasser ab, einmal der Sicherheit wegen, sodann, um das Wild nicht zu verscheuchen.

Die Speisen werden aus Mangel an Töpfen

selten gekocht, sondern angeröstet und halb roh verschlungen. Leckerbissen sind vor allem Ochsenfrösche. Wasser bewahrt man in Straußeneiern auf. Geht es zu Beginn der Trockenzeit, im August, zu Ende, so treten einige Melonenarten an seine Stelle. Sind auch diese erschöpft, so legt man Saugbrunnen an: man rammt ein Loch in die steinharte Erde, senkt einen mit Grasfilter umhüllten Rohrhalm (Abb. 8) soweit wie möglich darin nach unten und sucht das bestenfalls tropfenweis heransickernde Naß nach oben zu ziehen, um es mittels besonderer Röhrchen in Straußeneier zu sammeln. Es muß eine furchtbare Arbeit sein, die bei niedrigem Grundwasserstand überdies gar zu leicht völlig erfolglos bleibt. Dann töten Hunger und Durst viele der gelben Leute.

Unvereinbar mit einer solch elenden, harten und mühseligen Lebensführung erschien uns früher der hohe Stand der Kunstübung, wie er für die Buschmänner charakteristisch ist. An ungezählten Felswänden und in zahllosen Höhlen Südafrikas finden sich ihre Fresken und basreliefartig vertieften Zeichnungen; sie alle stellen meist Tiere, seltener Menschen dar und zeichnen sich fast durchweg durch große Treffsicherheit und lobenswerten Naturalismus aus (Taf. 81, Abb. 1). Heute wissen wir aus den Ergebnissen unserer europäischen Prähistorie, auch von den Australiern und Eskimo, daß für Jägervölker die Erlangung einer derartigen Kunstfertigkeit durchaus nichts Unerreichbares, sondern etwas recht Naheliegendes ist.

Mit der Kunst Hand in Hand läuft zunächst die Musik, für die der Buschmann gut veranlagt ist. Sein Hauptinstrument ist ein Bogen, dessen eines Ende er zwischen die Zähne klemmt, während eine Hand die Sehne schlägt. Wir finden dieses einfache Instrument, in dem wir vielleicht die Mutter aller Saiteninstrumente zu sehen haben, auch bei anderen Völkern Südafrikas (Taf. 81, Abb. 2). Beliebt ist auch der Tanz, bei dem man gern das Gebaren brünstiger Tiere nachahmt, also anscheinend Analogiezauber treibt, wie alle anderen Naturvölker auch; man will die Natur zur Fruchtbarkeit veranlassen, indem man Befruchtungsvorgänge mimisch darstellt. Auch die Religion scheint die übliche Mischung von Geisterfurcht und Ahnenkult zu sein; Zauber- und Wahrsagehölzer, wie Taf. 80, Abb. 10, sie darstellt, spielen dabei eine ebenso große Rolle wie bei der Religionsübung der Neger. Eins der Hölzchen stellt den Anfrager des Schicksals selbst dar. Man wirft das ganze Würfelbündel in bestimmter Weise in die Luft; aus der gegenseitigen Lage der einzelnen Stücke auf der Erde schließt der Kundige dann auf den Ausgang des Vorhabens seines Klienten, dem Verlauf einer Reise, einer Krankheit usw.

So elend das Buschmannsleben nach allen Schilderungen, die wir darüber besitzen, ist, so hat es doch die Lust am Spiel und am Spielzeug nicht ganz zu unterdrücken vermocht. Wir glauben uns in die Kinderstube eines glücklichen Europäerhauses versetzt, wenn wir in den Händen dieser mehr als Armen Wurfgeschosse von der Art des in Abb. 7 dargestellten finden oder den Buschmannknaben mit einem Peitschchen von der Art der Abb. 6 beschäftigt sehen. Bei jenem besteht die Kugel aus Wachs; wirft man sie durch die Luft, so zieht sie das leichte andere Ende wie einen Kometenschweif hinter sich her, wobei die breite Feder in wunderhübscher Weise um die kleinere Feder rotiert. Die Peitsche knallt wirklich, indem die Feder bei Abb. 6, sobald man sie in der bekannten Bewegung durch die Luft sausen läßt, einen laut klatschenden Ton von sich gibt.

b) Die dunkelfarbigen Südwestafrikaner.

(Hierzu die Tafeln 81—83.)

In Deutsch-Südwestafrika, das uns Deutsche naturgemäß am meisten interessiert, sitzen außer den Buschmännern und Hottentotten auch noch einige andere, dunkelfarbige Elemente: die Bergdamara oder Haukoin, die Herero mit ihren Unterabteilungen und die Mehrzahl der Ovambo.

Die Bergdamara sind nach den Angaben des Missionars Irle bis an den Oranje im Süden geschweift, bevor sie durch die Naman ins Damaraland zurückgedrängt wurden. Heute ist ein großer Teil von ihnen unter dem Einfluß der Mission bei Okombahe seßhaft gemacht und zu Viehzüchtern und Gartenbauern erzogen worden; doch schweift der Rest noch weit über den Norden des Landes dahin. Ihr angestammtes Idiom haben sie längst zugunsten des Hottentottischen aufgegeben; der ursprünglichen Lebensweise nach ähneln sie dem Buschmann; in ihrem Äußeren (Taf. 81, Abb. 2) sind sie Neger. So vereinigen sie je einen Zug der drei Hauptelemente des Landes in sich, dadurch gleichsam die Unentschiedenheit der Ansichten symbolisierend, die über ihre Rassenstellung geäußert werden. Vielleicht trifft die Anschauung das Richtige, die in ihnen den dezimierten Rest der negroiden Urbevölkerung sieht, die vor der Bantueinwanderung das westliche Südafrika bewohnte.

Die Ovaherero (Ova ist das dem Wa oder Ba der östlichen Bantu entsprechende Präfix für die Klasse der lebenden Wesen) oder Damara werden, wie die Ovambo oder Aajamba, für gewöhnlich zu den Bantu gerechnet; über ihr etwaiges Hamitentum siehe oben, S. 74. Ihnen schließt sich im sogenannten Caprivizipfel eine kleine Gruppe von Sambesivölkern an: die Ovambukuschu (Taf. 82, Abb. 3), Makwengo, Maije, Masubia und andere. Eine Siedelung aus einem Teil dieses Winkels, dem Masefeld, zeigt Taf. 82, Abb. 1. Die Ovambo sitzen bereits so lange am Kunene, daß

[illegible] über ihre Herkunft [illegible] gegangen [illegible] Herero [illegible] nach [illegible] aus dem östlichen Bergländern [illegible] nach Süden gewandert [illegible] ist ihre Sprache mit der der heutigen [illegible] am meisten verwandt. [illegible]

Die zu den Herero gehörigen Ovambandjeru sind nach [illegible] Buschmann[illegible] von den Herero die Sprache und [illegible] übernommen hat. Die Ovatjimba-[illegible], die verarmten Bewohner des Kaokofeldes, sind [illegible] verarmte Herero, die [illegible] in jener unwirtlichen Gegend zurückgezogen sind.

Die Herero waren bis zum Kriege von 1904 bis 1906 die bedeutendsten Viehzüchter Südafrikas; für ihre Herden taten sie alles, in ihrer Pflege gingen sie auf. Dabei diente ihnen deren Fleisch nur selten zur Nahrung. Diese bestand vielmehr aus der in den nie gereinigten Gefäßen rasch sauer werdenden Milch, für deren verschiedene Zustände und Abarten man mehr als ein Dutzend Namen hatte.

Seltsam mutet die alte Tracht uns an. Alles an ihr war stark gefettetes Leder: der lange Hüftriemen der Männer, der an seinen Verschlußenden ein förmliches Familienregister in Gestalt verschiedener Knoten besaß, der Vorder- und Hinterschurz; die Halsbänder, auch die Sandalen. Prunkstück der Frauentracht war das Omutombe, ein Leibchen aus Lederschnüren mit aufgereihten Scheibchen aus Straußeneierschalen oder aber derben Eisenperlen. Dazu traten ein kleiner Schamschurz, ein größerer Vorderschurz und ein großer Rückenmantel. Das Haupt krönte ein Helm mit drei speerspitzenförmigen hohen Lederblättern (Taf. 82, Abb. 2). Mütter trugen als Abzeichen um die Stirn ein Diadem aus schweren Eisenperlen, die für den Schmuck überhaupt bevorzugt waren. Als [illegible] schwere Manschetten zierten sie Unterschenkel und Unterarme, so daß der Gesamtschmuck einer solchen Schönen den nicht geringen Bruchteil eines Zentners wog.

Eine Erinnerung an nördlichere Sitze bedeutet unzweifelhaft die Otuha-Operation, bei der man den mannbar werdenden Knaben mittels Meißels und Hammers aus den beiden mittleren oberen Schneidezähnen eine Kerbe herausschlägt, während man gleichzeitig alle vier unteren Zähne herausbricht (Taf. 110, Abb. 2).

In der sozialen Gliederung bestehen zwei Arten von Verbänden, ein mutterrechtlicher und ein vaterrechtlicher, beide jedoch auf totemistischer Grundlage. Die Grundlage der mutterrechtlichen Organisation ist die Eanda (Plural Omaanda), die Grundlage der anderen die Oruzo (Plural Otuzo). Von Omaanda existieren 8—9, von denen eine nach der Sonne, eine nach der Quelle, eine nach dem Chamäleon benannt wird. Die Zugehörigkeit zur Eanda vererbt sich nur von der Mutter auf die Kinder, auch erben nur die Angehörigen mütterlicherseits. Genau die gleichen matriarchalischen Sippenorganisationen finden wir im übrigen bei vielen Bantustämmen wieder.

In der Oruzo erbt das Kind die Zugehörigkeit vom Vater. Zur Oruzo gehört das Recht und die Pflicht der Opferdarbringung; sie ist also religiöser Natur. Demgemäß haftet die Priesterwürde an der Oruzo, während der Rinderbesitz von der Eandazugehörigkeit bedingt wird. Unsere Unkenntnis oder richtiger die Nichtbeachtung dieser Verhältnisse sowie der gleich zu berührenden religiösen Anschauungen, ferner die Nichtbeachtung des Umstandes, daß es bei den Herero kein persönliches Eigentumsrecht am Boden des Landes gibt, daß vielmehr auch die Weißen, ganz gleich ob Missionar oder Farmer, ihr Land stets nur sozusagen zu Lehen von den Herero bekommen haben; schließlich die Entrüstung über die zunehmende Einengung der altüberkommenen Weidegebiete — das alles zusammengenommen sind die Ursachen für den blutigen Verzweiflungskampf des Volkes gegen die Deutschen gewesen.

Die Wohnhütte gleicht architektonisch der der Hottentotten, doch wird das Astgeflecht durch Grashalme, Baumbaststreifen und dergleichen gedichtet, während als Außendecke ein Gemisch von Kuhmist, Lehm und Blut dient. Siedelungsform ist das regellose Dorf oder aber der kreisförmige Kral, in dem die Hütten nach ganz bestimmten Gesetzen angeordnet sind. In ihm spielte sich vor dem Kriege wohl der sympathischste Teil des Stammeslebens der Herero ab: der Feuerkultus und der Ahnendienst.

Symbol der Ahnen ist der Omumborombonga-Baum (Combretum primigenium), die südafrikanische Eiche; aus ihr ist das Stammes Elternpaar entsprossen. Aus diesem Grunde stand in jeder Werft, in jedem Kral ein solcher Baum selbst oder doch ein Ast von ihm; er stand zwischen dem in der Mitte des Krals gelegenen Kälberkral und der im Ostteil des Hüttenringes liegenden Hütte der Hauptfrau. Neben diesem Baum befand sich stets ein Aschenhaufen, Okuruo genannt, der Opferaltar. Ringsum aber lagen die gebleichten Schädel und Hörner getöteter Ochsen.

Auf dem Okuruo hatte die älteste Tochter, die Ondangère, allmorgendlich das heilige Feuer zu entfachen. Sie entnahm es dem ewigen Feuer, das sie, den römischen Vestalinnen gleich, in jener im Osten gelegenen Haupthütte dauernd unterhielt. Erlosch es doch einmal, so mußte das Feuer mit heiligen Hölzern neu angequirlt werden. Stammesdauer und Feuerdauer galten als identisch. Nahm einer von einem fremden Häuptling Feuer, so trat er damit unter dessen Herrschaft und Schutz. So haben in den 1850er und 1860er Jahren viele Herero das Feuer des Maherero genommen und sind in dessen Stamm aufgegangen.

Im Götterhimmel der Herero ist Ndyambi Karunga das höchste Wesen, der Schöpfer aller Dinge. Er steht so hoch und ist so gut, daß er nicht verehrt zu werden braucht. Daneben steht Mukuru; er ist einfach der Repräsentant der Ahnen, der Urahn, von dem alle Stammesmitglieder abstammen. Verehrt wurden diese Ahnen unter jenem Omumborombonga-Baum oder dem Ast von ihm, unter dem das Okuruofeuer brannte, in Gestalt der Otyia, eines Bündels etwa 20 cm langer Hölzchen aus heiligem Holz, in dem jedes Stäbchen einen Ahnen darstellt. Für jeden Ahnen kommt ein neues Hölzchen hinzu. Auch die beiden Feuerreibhölzer aus heiligem Holz gehören zu diesem Bündel, das zur Vollendung seiner Heiligkeit mit Fleischteilen des heiligen Opfertieres umwickelt wird.

Im Gegensatz zu den Herero sind die Ovambo Ackerbauer; sie kultivieren Hirse für Mehl und Bier, Bohnen und eine Erderbse; sie kennen und üben die Düngung. Auch eine vielseitige Industrie wird von ihnen betrieben; die Uukuanjama sind als Schmiede geschätzt, die Leute von Ukuambi als Töpfer, andere wieder produzieren Kupfer und Salz; alle aber suchen ihre Erzeugnisse im Gegensatz zu den Herero mittels des Handels an den Mann zu bringen und scheuen zu diesem Zweck weite Handelsreisen nicht (Taf. 83, Abb. 2).

Auch in Kleidung und Wohnung bestehen Unterschiede gegen die Herero; an Stelle der schweren Lederschurze fallen bei den Ovambofrauen zierliche Schnüre aus Straußeneischalen über Unterleib und Oberschenkel herab; das Hinterhaupt aber zieren mächtige Zöpfe, die man aus Palmfasern flicht und mit Hilfe von Pflanzensäften an dem eigenen Haar befestigt (Taf. 83, Abb. 1).

Die Form der Hütte ist der in Afrika noch oft wiederkehrende Zylinder mit darauf ruhendem Kegeldach; sie steht indessen nicht in Kralen, sondern in sogenannten Werften von förmlichem Festungscharakter und zugleich labyrinthischem Grundriß. Hohe Palisaden oder Dornbuschzäune außen, enge, vielverschlungene und unübersichtliche Gänge im Inneren — das ist die Signatur dieser auch für europäische Waffen sicher schwer erstürmbaren Siedelungen.

c) Die Kaffervölker.

(Hierzu Tafel 84.)

Die südöstliche Gruppe der Bantu fassen wir unter dem gemeinsamen Namen der Kaffern zusammen. Sie zerfallen in mehrere große Abteilungen: die Sulu (in holländischer und englischer Schreibweise Zulu) mit ihren Untergruppen im Nordosten, die Amakosa oder Südostkaffern im Südosten und die Betschuanen in der Mitte des Landes. Der Name Kaffer ist das arabische Wort Kafir = Ungläubiger; die Portugiesen der Entdeckungszeit haben das Wort an der Ostküste Afrikas von den Arabern übernommen und kritiklos auf alle Bewohner der Südostküste übertragen.

Heute ist das Verbreitungsgebiet der Kaffern ungeheuer; es reicht vom Großen Fischfluß im östlichen Kapland bis zum Victoria Nyansa in Deutsch-Ostafrika. Diese Überflutung eines großen Teils der Osthälfte des Kontinents ist im wesentlichen eine Folge der großen Kriege und Umwälzungen, die im Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzten, um erst an seinem Ende abzuflauen. Ursprüngliche Störenfriede sind die Sulu, ein bis dahin ganz unbedeutendes Volk, das unter dem Fürsten Tschaka (1818—28) einen Siegeszug ohnegleichen angetreten hat. Tschaka setzte an die Stelle der altüberkommenen Taktik des zerstreuten Gefechts mit dem Wurfspeer den geschlossenen Sturmangriff mit dem kurzen, festen Stoßspeer. Dessen Wucht hat sich kein Volk Süd- und Ostafrikas gewachsen gezeigt, was Wunder also, wenn Tschaka und seine Nachfolger über die Länder dahinbrausten wie ein Sturm.

Das ganze Leben der Sulu (und auch der Matebele) ist in jenen Jahren auf Krieg und Eroberung gegründet worden. An Stelle der alten Sippenorganisation richtete Tschaka einfach Heeresabteilungen ein, die unter Kriegshäuptlingen (Induna) standen. Den Frauen, die ebenfalls militärisch eingeteilt waren, ward kaum gestattet, ihre Kinder aufzuziehen. Erst wenn die Krieger 30—40 Jahre alt waren, erhielten sie, und zwar regimenterweise, Heiratserlaubnis. Heeresersatz war neben der eigenen Jugend die junge Mannschaft der besiegten Stämme, so daß sich auf diese Weise das eigene Volkstum sehr verwischte, das der eroberten Länder aber ganz oder nahezu vernichtet wurde. Die menschenleeren weiteren Hinterländer von Kilwa und Lindi im südlichen Deutsch-Ostafrika, jenes Gebiet, das durch die nördlichsten Zweige der Sulu, die später noch zu behandelnden Mafiti oder Wangoni, jahrzehntelang in der altgewohnten Weise verwüstet worden ist, lassen uns Deutsche die Folgen dieses Verfahrens am eigenen Leibe verspüren. Auch die andere Frucht Tschakascher Maßnahmen: die Annahme der Sulukleidung und der Sulutaktik durch bis dahin ganz friedliche und harmlose Stämme, haben wir in unseren Kämpfen mit den Wahehe um 1890 und im letzten Majimaji-Aufstand von 1905 und 1906 ernstlich zu kosten bekommen. In der Literatur bezeichnen wir diese Mimikry als Sulu-Affentum; sie hat ihr Gegenstück im Norden von Deutsch-Ostafrika, indem dort im Einflußbereich der Massai zahlreiche Völker Kleidung, Bewaffnung und Taktik dieses kriegerischen Volkes angenommen haben.

Für ihre kriegerischen Erfolge waren die Kaffern schon von Haus aus körperlich gut ausgestattet;

anderseits hat die bewußt und dauernd geübte Abhärtung und Waffenübung, verbunden mit einer für den Neger kräftigen, zum großen Teil animalischen Nahrung diese Kriegervölker sich noch immer günstiger entwickeln lassen. Auch ihre schon ursprünglich nicht geringe Energie und Spannkraft ist nur immer größer geworden, so daß sie auch heute noch in Südafrika derjenige Faktor sind, mit dem die Weißen für die Zukunft politisch und wirtschaftlich zu rechnen haben werden.

Der Kulturbesitz war und ist bei alledem nicht sehr groß. In der Kleidung und im Schmuck spielten ursprünglich Felle, Fellstreifen und große Federn die größte Rolle (Taf. 84, Abb. 1); jetzt ist das alles mehr und mehr durch Perlen europäischer Herkunft verdrängt worden. Mit dem Aufkommen des Gewehrs sind natürlich auch der berühmte Assagai und der fast mannshohe Kampfschild (Taf. 84, Abb. 1) mehr und mehr verschwunden. Aus einer Ochsenhaut ließen sich zwei Schilde schneiden; die einzelnen Sulu- und Matebeleregimenter unterschieden sich durch die Farbe dieser Schilde.

Primitiv ist bei den Sulu- und Südostkaffern auch der Hüttenbau; er zeigt dieselbe Architektur wie bei den Hottentotten, nur daß hier Rohr und Gras als Deckmaterial dienen (Taf. 84, Abb. 2). Siedelungsform ist der kreisförmige Kral mit dem Viehhof in der Mitte.

In der Wirtschaft halten sich Feldbau und Viehzucht dem Umfang nach etwa die Wage, doch gilt die letztere als das bei weitem Vornehmere und Edlere. Fürst und Adel betrachteten sie früher als edlen Sport, den Frauen aber war der Zutritt zum Viehkral verboten. Das Hüten, Tränken und Melken war Männersache.

Die **Südostkaffern** oder **Amakosa** haben ihre Nordostgrenze in Natal; zu ihnen gehören die Galeka, Tembu, Ama-ngqika (Taf. 77, Abb. 7), Pondo und Pondumisi, und vor allem auch die Fingu. Die letzteren sind ein viel umhergeworfenes Völkerkonglomerat aus Resten von Stämmen, die durch Tschaka versprengt worden waren, sich in den 1830er Jahren freiwillig unter englischen Schutz gestellt und seitdem glänzend entwickelt haben.

Die Eroberungspolitik Tschakas und seiner Nachfolger (Dingan 1828—40, Mpande 1840 bis 1872, Ketschwayo 1872—79, gest. 1884, Dinisulu 1882—86) hat zwar manche ethnische Einheit Südafrikas zerstört; anderseits sind aus jenen Stürmen doch auch wiederum Staatenbildungen hervorgegangen, die zum Teil noch heute gedeihen. Dem Ausweichen Mosilikatses mit angeblich 20000 Männern, Frauen und Kindern vor Tschaka verdankt das berühmte Reich der **Matebele** im Gebiet der Makalaka und Maschona zwischen Limpopo und unterem Sambesi sein Dasein. Es war genau nach dem Muster des Sulureiches organisiert, ist aber 1894 den Machenschaften von Cecil Rhodes und der Chartered Company zum Opfer gefallen. Bulawayo, bis dahin das Urbild einer Kaffernstadt, ist heute längst zum Mittelpunkt dieses zukunftsreichen britischen Kolonialgebiets geworden.

Die **Betschuanen** bewohnten ursprünglich das ganze weite Gebiet zwischen den Drakensbergen im Osten und der Kalahari im Westen, dem Oranje im Süden und dem Sambesi im Norden. Heute sind sie durch die vielen Kriege mit den Sulu und den Buren entweder vernichtet, oder aber durch die fortschreitende Kolonisation der Weißen räumlich eingeengt worden, so daß nur noch die westliche Gruppe den alten Bestand einigermaßen gewahrt hat.

Das Volk zerfiel in Ost- und Westbetschuanen. Jene saßen im alten Freistaat und Transvaal und zerfielen in die Basuto, Bamapela, Batlouna, Baperi und Batsetse. Von ihnen bestehen eigentlich nur noch die **Basuto**, die es verstanden haben, sich des europäischen Einflusses dauernd zu erwehren. Im Basutohochland bilden sie heute unter englischer Oberhoheit gewissermaßen ein eigenes Reich, in dem Europäer nicht einmal Eigentumsrechte erwerben dürfen, in dem es zahlreiche Schulen, aber keine Branntweinschenke gibt.

West-Betschuanenstämme sind, von Süden nach Norden gerechnet, die Batlapi, Barolong, Bamatlaru, Bangwaketse, Bakatla, Bakwena, Bamangwato; weiter im Osten auch die Bahurutse. Ein Teil der Bamangwato sind die Batauana am Ngamisee; sie haben den westlichsten Stamm der Gruppe, die Bakalahari, in die gleichnamige Steppe abgedrängt.

Die Betschuanen gelten als die mildere, weichere Ausprägung des Kafferntypus und als weniger kriegerisch als die Sulu, doch wird dieser Auffassung von manchen Seiten widersprochen. Ihre Waffen, Speer, Streitaxt, Dolchmesser, Kirri und Schild, waren jedenfalls ebenso kriegsbrauchbar wie die ihrer berühmten Nachbarn. Sie haben oft dunklere Haut als die Sulu, doch betont Passarge, daß ein großer Teil von ihnen durch hellere Töne offenkundig auf Mischung mit hellfarbigen Afrikanern hindeutet.

Hüttenform ist bei ihnen nicht mehr die Kuppel, sondern der Zylinder mit aufgesetztem Kegeldach. Auch die Form der Siedelung ist hier weit großartiger, indem die Betschuanen förmliche Städte mit vielen tausend Einwohnern aufweisen (Schoschong, Litako, Kuruman, Palapye). Die Labyrinthform der Ovambowerft haben indessen auch diese Städte noch treu bewahrt.

Die Geschichte dieser Stammesgruppe ist höchst wechselvoll; dabei wetteifern die einzelnen Völkerschaften förmlich miteinander in der Unglückseligkeit ihrer Schicksale. Dauernd ansässig zu bleiben ist keiner vergönnt gewesen; jede Wanderung aber hat auch die Lockerung des Stammesgefüges, ja vielfach sogar dessen völligen Verlust nach sich gezogen. So sind selbst auch die einst mächtigen Bamangwato zerstreut und dadurch bedeutungslos geworden; die Makololo aber, das berühmteste

Volk der ganzen Gruppe, sind vollkommen verschwunden. Nur den Basuto hat ein gnädiges Geschick wohlgewollt.

Das tragische Schicksal der **Makololo** läßt sie einer kurzen Sonderbetrachtung würdig erscheinen. Auch sie waren ein durch die Kriegswirren der 1820er Jahre zusammengewürfelter Haufen, dessen Kern aus Basuto bestand. Durch den Hottentottenstamm der Griqua bedrängt, zogen sie unter Sebituane nordwärts in der Richtung auf den Tschobe und Sambesi. Dabei besiegten sie eine ganze Reihe von Betschuanenstämmen, die Bangwaketse, Bakwena, Bakatla, Bahurutse. Zweimal durch die Matebele ihres Viehes beraubt, erholten sie sich gleichwohl wieder. Zu Anfang der 1850er Jahre saßen sie im Maschonaland, gleich den Matebele und Sulu die Jugend aller besiegten Stämme ihren Reihen einverleibend. Dort nahmen sie den Namen Makololo an.

Nach mehrfachen weiteren Zügen ist das Volk endlich nördlich des mittleren Sambesi zur Ruhe gekommen. Unter Sebituane war das Reich Tausende von Quadratmeilen groß, doch saßen schon zu Livingstones Zeit die Makololo nur sehr dünn unter den eingesessenen Barotse und Batoka. Sebituane starb 1851 an einer Wunde. Unter seinem Nachfolger Sekeletu trat der Zerfall des Reiches ein; durch eine Art afrikanischer Bartholomäusnacht wurde es von den Barotse (s. u.) endlich ganz vernichtet; nur zwei Männer und ein Knabe sollen nördlich des Tschobe übriggeblieben sein. Heute ist der letzte Makololo seit langem verschwunden, doch herrscht ihre Sprache, das Sesuto, auch jetzt noch im Barotsereich.

d) Die Sambesivölker.

Nördliche Nachbarn der Sulu und mit ihnen verwandt sind die Swasi (Amaswasi), Tonga und Gasa in den nach diesen Völkern benannten Ländern längs der Ostküste bis nach Sofala hinauf. Auf dem Hochland zwischen Limpopo und Sambesi folgen die von den Matebele unterjochten Makalaka und Maschona; am Sambesi selbst zwischen Tschobe und Kafuemündung die noch wenig erforschten Batoka; am oberen Kafue die Maschukulumbwe; im großen Sambesibogen endlich die Barotse-Mambunda. Das ebenfalls nur wenig gründlich durchforschte weite Gebiet westlich des Sambesi-Oberlaufs bevölkern Stämme wie die Amboella und Luchaze im Quellgebiet des Kwando, die Ganguella schon weit nach Nordwesten gegen Bihé zu, und andere.

Am interessantesten von allen diesen Völkerschaften sind für uns ihrer politischen Begabung wegen die **Barotse-Mambunda**, die Träger des gleichnamigen, in der Literatur vielgenannten Reiches. Dieses Reich füllt den ganzen Sambesibogen nördlich der Viktoriafälle bis zur Landschaft Garanganja im Norden, geht erheblich über den Sambesi hinaus nach Westen, bis zum Kafue im Osten und umfaßt damit an Fläche etwas mehr als die Hälfte des Deutschen Reiches.

Aufgebaut hat sich dieses Negerreich auf den Trümmern des alten Makololoreiches (s. o.). Herrschendes Element sind die Barotse (Barutse, Marutse, Luino, Alui), die besonders das Sambesital und den Süden bewohnen, während das andere Hauptelement, die Mabunda oder Mambunda, den Norden und Nordwesten einnehmen. Außer diesen beiden gibt es indessen noch viele andere Stämme; Holub führt im ganzen nicht weniger 18 große und 83 Nebenstämme auf. Hauptstadt war unter dem ersten Herrscher Sepopo (1864—1876) Scheschеke am Nordufer des Sambesi oberhalb der Kwandomündung; heute ist es Lialui weit oberhalb unter 15° 13'. Seit 1885 herrscht hier Lewanika, ein einst grausamer, neuerdings unter dem Einfluß der Mission und der Zivilisation milder gewordener Fürst, dessen despotische Neigungen im übrigen seit jeher durch einen engeren und einen weiteren Rat eingeengt und gehemmt worden sind. Sepopo hatte die seltsame Einrichtung getroffen, daß er außer der richterlichen und religiösen Obergewalt auch das Handelsmonopol seines ganzen Landes besaß; durch seine Hand lief alle Aus- und Einfuhr. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist das Barotse-Mambundareich in die englische Interessensphäre einbezogen, so daß es mit seiner Selbständigkeit in absehbarer Zeit wohl zu Ende gehen wird.

4. Ostafrika.

a) Die Völkerlagerung.

Die breite Zone zwischen der langen zentralafrikanischen Seenkette vom Albert-Nyansa im Norden bis zum Njassa im Süden und dem Indischen Ozean ist völkergeschichtlich vielleicht nicht minder bewegt als Südafrika; ethnographisch ist sie unstreitig weit bunter und mannigfaltiger.

Das nach Kopfzahl und Wohnfläche bedeutendste Element des ganzen Gebietes sind heute die Bantu. In dem bei weitem größten Teil des Landes sitzen sie rein und unvermischt, nur in der Umgebung des Ejassi und des Manjarasees, im nördlichen Ugogo und in der Umgebung des Kiwusees und in Urundi überlagern sie eine Schicht ältester Afrikaner, nämlich Zwergvölker. In Nord

[illegible] nur in den Waldländern ein solches, wenn auch gemischtes Urvolk sehen zu dürfen, hauptsächlich gestützt auf die Schmalschädel in ihrer [illegible]. Am Ostufer sind die Wanege, Wakinduga und Wabi als angebliche Pygmäen erkundet; in Urundi und am Kiwu endlich treten wir in das Gebiet dichteren Pygmäentums überhaupt ein.

In den beiden „Ästen" westlich und östlich des Victoria liegt die Sache anders: hier sind die Bantu der leidende Teil gewesen, indem hier wie dort sich Fremdvölker über sie hingelagert haben. Im sogenannten Zwischenseengebiet, d. h. in Uganda, Mpororo, Karagwe, Ruanda, Urundi und Uha sind das die Baïma (Wahima, Wahuma), im Osten des Sees die Wagaia und Massai (Taf. 78, Abb. 12) samt deren Begleitvölkern, den Wakuafi, Wandorobbo (Taf. 86, Abb. 1) und Wataturu; weiter im Osten die Somal. Die Wagaia (bei uns meist Kavirondo genannt) sind ein vom oberen Nil her weit nach Süden versprengter Zweig der großen Schillukfamilie, die übrigen überlagernden Elemente hingegen Hamiten, die vor unbestimmter und unbestimmbarer Zeit aus nordöstlicheren Sitzen in das Bantugebiet eingedrungen sind. Einer unwiderstehlichen Welle gleich, haben sich die Massai über Britisch-Ostafrika und den Nordosten des heutigen Deutsch-Ostafrika ergossen. Dabei haben sie den einen Teil der Vorbewohner, wie die Walumbwa (Taf. 87, Abb. 1), Wakamba (Taf. 78, Abb. 9), Wagogo (Taf. 86, Abb. 2), Wairangi, Wanjaturu und Wambugwe, in die entlegensten Winkel des Landes, den anderen, wie die Dschagga (Taf. 77, Abb. 8), Wapare, Waguëno, auf die Bergeshöhen des Kilimandscharo und Usambaras verjagt; gleichzeitig haben sie ihnen allen den gleichen Gedanken nahegelegt, sich durch den buntbemalten Schild und den bekannten riesigen, fast ganz aus Eisen gefertigten Speer das Aussehen und damit auch den Nimbus der Eindringlinge zu geben. Die Baïma hingegen herrschen in fast majestätischer Ruhe über die unterworfenen Völker (Taf. 78, Abb. 6) ihrer neuen Heimat. Diese sind verachtete Feldbauern, die Baïma aber die vornehmen Besitzer gewaltiger Herden des großhörnigen Sangarindes. Mit ihrer riesigen Körpergröße von 2 m und mehr und durch das scharfe, fast semitisch geschnittene Gesicht (Taf. 85, Abb. 1) erscheinen sie beinahe ebenso afrikafremd wie dessen weiße Herren von heute auch.

Doch auch der Süden hat seine Völkergeschichte. Friedlich saßen bis tief ins 19. Jahrhundert hinein zwischen dem Sambesi und dem Rovuma die Makua mit ihren zahlreichen Unterabteilungen; um den Njassa aber die Wajao, Manganja, Babissa und wie sie alle heißen. In diesen Frieden sind dann etliche Säulen reisiger Zulukrieger hereingebrochen. Westlich und östlich des Njassa nach Norden ziehend, haben sie zu Livingstones Zeit (1866) jene Gegenden entvölkert und verwüstet. Später finden wir sie im Südwesten Deutsch-Ostafrikas, wo sie am Ostufer des Njassa zwei mächtige Reiche gegründet haben. Von hier aus sind die Masitu, wie man sie zuerst nannte, Mafiti, Magwangwara, Wamatschonde, wie sie später, Wangoni, wie sie jetzt heißen, ganz regelmäßig nach Osten und Nordosten vorgebrochen, um große Teile Deutsch-Ostafrikas zur Einöde zu machen. Erst 1906 haben wir das unruhige Element nach häufigen, langen und schweren Kämpfen endgültig unterworfen und zur Ruhe gebracht.

Wie in Südafrika und bei den Massai, so hat auch dieser Wangoni-Einbruch weitere Völkerbewegungen und Mimikry zur Folge gehabt. Eine kleine Schar der Kaffern ist damals das Ostufer des Tanganjika entlang bis Nordwestunjamwesi vorgedrungen. Lange haben sie dort unter dem Namen Watuta umhergeräubert; erst neuerdings haben die Deutschen sie in Kunssewe seßhaft gemacht. Dort werden sie aufgesogen werden.

In der Njassaregion haben sich unter dem Druck des Wangoni-Ansturmes im Westen die Jao, im Osten die Makua in eine langsame, aber nachhaltige Nordost- und Nordbewegung gesetzt. Am mittleren Rovuma sind sie beide zusammengetroffen; dort bilden sie mit den eingesessenen Matambwe, Wangindo, Wamuëra und Makonde (Taf. 85, Abb. 3) heute ein unentwirrbares Durcheinander, das sich vielleicht einmal zu einem einheitlichen Volkstum entwickeln wird.

Ein wenigstens der Kultur, nicht der Körperbeschaffenheit nach homogenes Ganze sind hingegen die Suaheli (Taf. 85, Abb. 2), die Bewohner des langen, schmalen Küstenstreifens von Äquatorial-Ostafrika. Auf die Grundlage alteingesessener Bantustämme haben sich hier im Laufe der letzten zwei Jahrtausende Araber, Inder und Perser gelagert; dazu sind in steigendem Maß infolge des Sklavenhandels und des Karawanenverkehres Angehörige so ziemlich aller Inlandstämme bis zum fernen Kongobecken hin gekommen. Das alles mischt sich unterschiedslos — was Wunder, wenn das Ergebnis eine Vielheit von Farben und Physiognomien bedeutet, wie sie sobald nicht wieder auf der Erde vorkommt.

b) Die Kultur.

(Hierzu die Tafeln 85—89.)

Die ganze Njassaregion vom Schire bis fast [illegible] die Tore von Lindi und Kilwa wurde vor dem Einbruch der Wangoni von einer Völkerschicht bewohnt, die durch nichts mehr ausgezeichnet war als durch ein Übermaß von Körperverunstaltungen. Bedeckung großer Teile des Gesichts, der Brust, des Bauches und der Oberschenkel, der Arme und des Rückens mit Ziernarben;

Ausschlagen und Zuschärfen bestimmter Zahngruppen und Zähne (Taf. 110, Abb. 1); Einfügen von Pflöcken und Scheiben aus Metall, Holz und Ton in die durchbohrten und aufgeweiteten Ohrläppchen, Nasenflügel, Ober- und Unterlippen — dies alles wurde und wird auch heute noch dort geübt. Am intensivsten besteht die seltsame Sitte zurzeit auf dem Makondeplateau, in dessen weiterer Umgebung und am mittleren Rovuma, bei den Makonde, Makua, Jao, Matambwe und Wamuëra, sowie den zahlreichen Völkerresten aus der Zeit der Wangoni-Einfälle. Taf. 85, Abb. 3, zeigt ein paar Mädchen mit noch kleinen Pelēle, wie diese Lippenpflöcke in der Literatur genannt werden; Taf. 110, Abb. 8, ein hübsches Beispiel von Narbenverzierung.

„Verschönerungen" anderer Art sind weiter im Norden beliebt. Ein Gebiet vorwaltenden Ringschmuckes ist der Kulturkreis der Massai. Schwere Manschetten aus Eisen, Kupfer- oder Messingdraht an Unterschenkeln und Armen, weitausladende Halskrausen aus dem gleichen Stoff, wuchtige Drahtspiralen an beiden Seiten des Kopfes, leichtere und zierlichere im aufgeweiteten Ohrläppchen — alles das und noch manches andere gehört zur Toilette der Frauen, teilweise auch der Männer (Taf. 86, Abb. 3), bei den Massai und Dschagga, den Waschaschi, Bakulia (Taf. 110, Abb. 6), Wassonjo. In denselben Völkerkreis gehört sodann auch der Zopf mit seinen verschiedenen Formen, wie ihn Taf. 86, Abb. 2, zeigt. Eine Sonderstellung nehmen schließlich die Wambugu im südlichen Usambara mit ihrem wahrhaft riesigen Ohrbehang ein (Taf. 85, Abb. 4). Die Baïma halten sich bemerkenswerterweise von allen Eingriffen in den eigenen Körper frei.

In der **Kleidung** waltet im Bereich der häufiger begangenen Karawanenstraßen seit langem der eingeführte Kattun vor, vor allem natürlich an der Küste, wo unter den Schönen der „Kulturzentren" Daressalam, Tanga, Sansibar, Mombassa eine sicherlich nicht weniger aufregende Jagd nach neuen Mustern und neuen Moden besteht wie bei uns Pächtern einer älteren Kultur. Taf. 85, Abb. 2, zeigt die typische Suahelifrauentracht mit ihren zwei Stücken lebhaft gemusterter Baumwollenstoffe und deren außerordentlich malerischer Drapierung. Rindenstoffe aus dem Bast verschiedener Baumarten trug man bis vor kurzem in der westlichen und nördlichen Umrandung des Victoria, in Uganda und Ussoga, ferner, wenngleich in schlechterer Ausführung, in Urundi und Uha; heute herrscht auch dort der Kattun. Dagegen hat sich in der entlegenen Region des nördlichen Steppengebietes, zwischen dem Panganilauf und dem Victoria, vielerorts noch die ursprüngliche Lederkleidung erhalten (Taf. 87, Abb. 1; die Frau im Hintergrunde). Mäntel und Schürzen aus Raphiafasern schmückten früher die Knaben und Mädchen in Ussiba am Westufer des Victoria.

Eine große Mannigfaltigkeit besteht in den **Formen der Wohnung und der Siedelung**. In Ussiba verkriechen sich die Bewohner in Zeiten der Gefahr in den zahlreichen Höhlen ihres Landes. Hüttenformen von der Art der innerafrikanischen Kugelhütte (Taf. 87, Abb. 1), im Zwischenseengebiet allerdings mit einem portalartigen Vorbau über dem Eingang (Taf. 111, Abb. 1), bei den Massai und ihren Verwandten aber mit länglichem Grundriß (Taf. 86, Abb. 1), hat der Norden. Die Küste hat seit langem das Rechteckhaus mit Giebel angenommen. Im übrigen Gebiet schließlich herrscht bis auf die sogleich zu schildernde Ausnahme die zylindrische Kegeldachhütte; wie die beiden Abbildungen auf Taf. 88 offenbaren, in recht verschiedener Eleganz und Ausführung, doch durchweg vom selben Stil. Hier der ganz urwüchsige, nur nachlässig oder gar nicht mit Lehm verstrichene Bau der Makua, Matambwe usw. im Süden des Landes (Abb. 2), dort das fast zierliche Meisterwerk der Konde, Wamahassi (Abb. 1) und Wakinga im Norden des Njassa.

Jene Ausnahme ist die **Tembe** (Taf. 111, Abb. 8). Was sie ist, begreift man am besten, wenn man sich einen gedeckten Eisenbahngüterwagen vorstellt, oder aber sich deren 2—4 rechtwinklig aneinandergefügt denkt, so daß ein Hof entsteht. Von außen führen nur wenige, meist nur ein Eingang ins Innere; dagegen öffnen sich alle Wohnräume der langen, flachdachigen Schuppen nach jenem Innenhof (Taf. 102, Abb. 2).

Verbreitet ist die Tembe gegenwärtig über das ganze Innere Deutsch-Ostafrikas, von Ugogo im Osten bis zum westlichen Unjamwesi im Westen, und von der Südostecke des Victoria im Norden bis Uhehe im Süden. Dabei gibt es indessen Abarten. Viehkral und Wohnbau zugleich ohne Beibehaltung anderer Wohnformen ist sie in Ugogo (Taf. 102, Abb. 2) und Uhehe. In Unjamwesi dient sie lediglich als Umwallung der Siedelung, in der die Bewohner ganz konservativ in der alten, regellos über den Tembenhof verstreuten Kegeldachhütte hausen. Südlich vom Ejassi- und Manjarasee ist die Tembe zum Teil in die Erde eingegraben, vorwiegend wohl aus Schutzbedürfnis gegen die hier herrschenden starken Ostwinde. In Ufiomi und Iraku endlich, in demselben Gebiet, ist sie ganz unterirdisch geworden; dort führen nur ganz versteckte Wege in diese künstlichen Höhlen hinein, zu deren Anlage sicherlich die alte Angst vor den Massai geführt hat.

Ob diese für Afrika seltsame Bauart von außen her eingeführt worden ist, oder ob sie die aus Sicherheitsrücksichten gegen Feuer und Feind gebotene Umbildung und Vervollkommnung einer älteren Wohnform ist, hat sich noch nicht klarstellen lassen.

Eine für Afrika ebenfalls nicht häufige Wohnform sind schließlich **Pfahlbauten**. Während die Vorratsbehälter für die Ernte, soweit diese nicht sogleich in Bier, die bekannte Pombe, umgewandelt wird, stets auf Pfählen stehen, kennen wir Wohn-

stammen solcher Art in Ostafrika nur aus dem Tal des oberen Mlagarassi, dem größten östlichen Zufluß des Tanganjika, und vom mittleren und unteren Rovuma.

Auf den von vielen Völkern vorgenommenen Wechsel von Taktik und Kriegswaffe ist bereits hingewiesen worden; tatsächlich hat, wie dies auch der letzte Aufstand von 1905/06 zeigte, der ganze Süden den kurzen, festen Stoßspeer der Sulu an Stelle des alten, langen Wurfspeeres übernommen. Bogen und Pfeil sind zwar auch noch vorhanden, doch versteht die lebende Generation nur noch recht mangelhaft mit dieser eine stete Übung erfordernden Waffe umzugehen. Auf die Massai und ihre Nachbarn beschränkt ist das Schwert, dessen Schwerpunkt weit nach der Spitze zu liegt und das deshalb sehr wirksam sein muß. Dem gleichen Volk und vielen seiner Nachbarn gehört sodann auch der bereits erwähnte Riesenspeer mit der gewaltigen, mehr als meterlangen Klinge an (Taf. 87, Abb. 1). Die Massai schmieden im übrigen nicht selbst, sondern verfügen über eine besondere Pariakaste, die Elgonono, denen das Schmiedehandwerk obliegt. Auch die Dschagga am Kilimandscharo liefern gute Arbeiten dieser Art.

Schild und Bogen schließen wegen der besonderen Schießtechnik dieser Waffe einander ganz oder nahezu aus. Eine solche Ausnahmeprovinz mit Hängeschilden haben wir lediglich in Melanesien kennen gelernt. Dergestalt sind Schilde in Ostafrika auch nur dort vorhanden, wo der Speer die Hauptwaffe ist, also im Nordwesten im Wahumagebiet, im Kulturkreis der Massai (Taf. 87, Abb. 1) und bei den Wangoni und ihren Nachahmern. Der Nordwesten hat dabei den Holzschild, der hier und da zierlich mit Rohr überflochten ist; der Nordosten einen besonders bei den Wagaia gewaltigen Schild aus Büffelhaut; der Südwesten den behaarten Fellschild der Sulu. Eine Besonderheit sind schließlich die Parierschilde der Wanjaturu und Waschaschi im Westen des abflußlosen Gebietes. Es sind einfache Stöcke, an die man ein Stück frischen Tierfelles bogenförmig als Schutz für die Hand befestigt hat. Erst im Lauf der Zeit ist dieses Fellstück größer und größer geworden. Diese Schilde werden bei den Stockkämpfen jener Völker gebraucht, die, ganz ähnlich wie die Sulu und die deutschen Studenten, eine Art Bestimmungsmensur fechten. Mit einem solchen Schild in der Linken, einem schweren, langen Schlagstock in der Rechten (Taf. 100, Abb. 23) treten zwei junge Krieger einander gegenüber, um vor dem versammelten Volk Proben ihres Mutes und ihrer Gewandtheit abzulegen. Ohne derbe Beulen, ja zuweilen ohne Schädelbrüche geht es dabei nicht ab.

Eine Besonderheit des äußersten Südostens von Deutsch-Ostafrika, des Makondeplateaus, sind schließlich die dortigen Maskentänze. Sie werden bei Gelegenheit der allen Negern (auch den Buschmännern) gemeinsamen Mannbarkeitsfeste gefeiert und stellen allem Anscheine nach dieselben symbolischen Befruchtungsvorgänge, also einen Analogiezauber, dar, wie wir sie schon so oft bei den Naturvölkern haben feststellen können. In Westafrika sind derartige Tänze ganz allgemein.

Die Wirtschaftsformen der Ostafrikaner fallen ziemlich genau mit den Verbreitungsbezirken der Hauptwaffen zusammen: alle mit Speer und Schild bewaffneten Eroberer sind auch Rinderzüchter. Dabei führen indessen die Massai, Wahehe und Wangoni das Buckelrind, die Baïma das Großhornrind; Kleinvieh ist besonders den Wanjamwesi eigen.

Die alteingesessene Bevölkerung huldigt dem Feldbau. Es ist die für ganz Afrika charakteristische Kleinwirtschaft mit Beetkultur, Grabstock, Hacke und Sichel als Hauptackergeräten und dem Mangel jeden Zugtieres. Gleichwohl bringt der lediglich mit der Asche der niedergebrannten Vegetation, rationell nur bei den Konde am Njassa gedüngte Boden verhältnismäßig große Mengen von Hirse (Sorghum, Eleusine, Pennisetum), Bananen, Baumwolle, Mais und Reis, Bohnen und Erbsen, Maniok und Erdnuß hervor, dank in erster Linie der dauernden Aufmerksamkeit und Sorgfalt, mit der die Leute ihre Kulturen pflegen.

Das Wirtschaftsbild in Haus und Hof zeigt weithin übereinstimmende Züge. Trägerin der Wirtschaft ist im allgemeinen die Frau, die weit fleißiger schafft als das stärkere Geschlecht, das sich gar zu gern auf dem Dorfplatz trifft, um bei Hirsebier und Tabaksgenuß zu schwatzen und zu politisieren. Nur in Zeiten der Not oder des eiligen Zugreifens, oder auch, wo die Hausfrau sich energisch über Herkommen und Vorurteil hinwegsetzt, indem sie den Gatten einfach kommandiert, ist der Mann am Haushalt stärker beteiligt. Dann baut er das Haus und die Vorratsspeicher, schlägt auf dem urbar zu machenden Waldstück das Unterholz nieder, um es zu verbrennen, und ringelt die stärkeren Bäume, um sie zum Absterben zu bringen.

Nur von der eigentlichen Nahrungszubereitung hält er sich fern; die ist stets und überall reine Frauensache. Die zahlreichen Gemüse, Bohnen, Erbsen, Tomaten, Erdnuß usw., werden wie bei uns zubereitet; die Körnerfrüchte hingegen erfahren eine Behandlung, wie sie auf den Abb. 2 und 3 der Taf. 100 dargestellt wird. Zum Enthülsen des Hauptgetreides im ganzen Ostafrika südlich des Pangani, nämlich der Hirse (Andropogon sorghum oder Sorghum vulgare), des seit 1492 rasch über große Teile des Erdteils verbreiteten Maises und hier und da des Reises, dient der Mörser. Der dumpfe Takt der von schlanken und doch muskulösen Frauenarmen geschwungenen Mörserkeule gehört förmlich zum Charakter des ostafrikanischen Negerdorfes.

Nicht minder gehört dazu auch der Reibstein, auf dessen rauher Gneis- oder Granitfläche die enthülsten und mittels Würfelns von der Spreu befreiten Körner schließlich zu einem nicht überfeinen, aber doch zweckentsprechenden Mehl verarbeitet

werden. Hilfsmittel dabei ist der „Läufer", ein flacher Stein, der unter kräftigem Druck auf der Unterlage auf und nieder gerieben wird — dasselbe Verfahren, das auch unsere europäischen Vorfahren vor Jahrtausenden und durch Jahrtausende hindurch geübt haben.

Alle die auf diese Weise gewonnenen Mehle werden in der Form eines steifen, der italienischen Polenta ähnlichen Breies genossen, den man in einfacher Weise herstellt, indem man unter stetem Umrühren in das kochende Wasser so lange Mehl schüttet, bis die Masse eine glasige, feste Konsistenz erreicht hat. Ugali heißt bei den Suaheli dies Normalgericht aller Ostafrikaner.

Einen kurzen Hinweis verdient noch die Technik dieser Völker. Die Töpferei ist überall bekannt und geübt. Hübsche Erzeugnisse liefern Uganda und das kleine Volk der Wakissi am Nordende des Njassa. Künstlerin ist durchweg die Frau; nur die Ugandamänner stellen sich ihre wundervollen Pfeifenköpfe selbst her; bei den Wakissi vertreiben die Männer zudem die keramischen Erzeugnisse ihrer Frauen weit über den See. Auch Färben und eine Art Gerben sind bekannt. Auf den Südwesten und Westen des Gebietes beschränkt ist die Kunst des Baumwollwebens; sie fördert breite, aber grobe Tücher zutage und ist vom Sambesi heraufgebracht worden.

Am fesselndsten ist jedoch die Metalltechnik. Eisenstein steht in Afrika in ungeheurer Menge und fast überall an; so ist denn auch die Kunst der Eisenverhüttung und des Eisenschmiedens weit verbreitet. Eine Hochofenanlage zeigt Taf. 89, Abb. 1, einen Gelbgießer bei der Arbeit Taf. 103, Abb. 2, eine Schmiede Taf. 89, Abb. 2. Die Beschickung des aus Ton oder Lehm aufgeführten Hochofens geschieht nach denselben Prinzipien wie bei uns auch; Lagen von Holzkohle und Eisenstein wechseln in ihm ab. Beim Gebläse unterscheiden wir zwei Formen: den Gefäßblasebalg (Taf. 89, Abb. 1 u. 2) und den Schlauchblasebalg (Taf. 103, Abb. 2). Jener ist eine Art großen Doppellöffels aus Holz, im oberen Nilgebiet auch aus Ton, dessen Öffnungen mit schlaffen Häuten bezogen sind, die man mittels Stäbe rhythmisch auf und ab führt. Dadurch entsteht ein ununterbrochener Luftstrom, der den Eisenstein wenigstens bis zum Tropfen bringt. Der Schlauchblasebalg besteht aus zwei Tierbälgen, die ebenfalls taktmäßig gehandhabt werden. Der Luftstrom wird hier durch abwechselndes Heben und Senken des durch Holzleisten versteiften Balgverschlusses bei dessen gleichzeitigem Öffnen und Schließen hervorgerufen, wie es die Abb. 2 auf Taf. 103 zeigt.

Die Schmiede hantierten in alter Zeit mit Hammer und Amboß von Stein (Taf. 89, Abb. 2; Taf. 107, Abb. 1). Heute sind alle Werkzeuge, auch die Zange, europäischen Mustern nachgebildet. Bei dem Gelbgießer, den ich in der Rovuma-Ebene westlich vom Makondeplateau beobachtete, waren die Gußformen das Interessanteste. Der Mann goß Messingarmringe für die Frauen. Er ließ zu dem Zweck für die im Querschnitt halbrunden Ringe die Gußmasse einfach in halbierte, horizontal befestigte Bambusstücke laufen; für die im Querschnitt runden Ringe in vertikal in den Sand getriebene Löcher (Taf. 103, Abb. 2). Die geschlossene Ringform erhalten derartige Schmuckstücke dann erst am Arm und am Fußknöchel der Schönen selbst durch einfaches Krummschmieden.

Unter allen Völkern Ostafrikas sind die Wanjamwesi das zahlreichste; sie, wie übrigens auch die Bevölkerung von Ruanda, zählen nach Millionen. Ein Jahrhundert hindurch sind sie die einzigen Verkehrsträger des Landes gewesen, indem alljährlich hunderttausend und mehr Männer mit Elfenbein zur Küste zogen, um mit eingeführten Handelswaren heimzukehren. Mit dem Fortschreiten der Bahnbauten wird dieser alte Karawanenverkehr mehr und mehr aufhören; damit wird das Volk dann zu einem Teil frei für die sehr willkommene Steigerung der schon jetzt ziemlich intensiv betriebenen Feldwirtschaft, zum anderen für den europäischen Plantagenbetrieb.

Ethnographisch am interessantesten sind die Massai und Wahuma, jene ihres merkwürdigen Volkstums halber, diese wegen ihrer Geschichte. Für die Massai (Taf. 78, Abb. 12; Taf. 86, Abb. 3) liegt die Blütezeit um 20 Jahre zurück; vor der großen Rinderpest von 1891 zählten ihre Herden nach vielen Tausenden; deren Herren aber führten ein köstliches Dasein. In besonderen Kralen lebten die jungen Mannschaften, die El moran, fast ausschließlich von Milch, Fleisch und Blut sich nährend; im Spiel mit den Ndito, den jungen Mädchen, die den Kriegern im Kral Gesellschaft leisteten. Bei Gesang und Tanz ging es hoch her. Dann aber kam das große Viehsterben, und aus war es mit der Herrlichkeit. Ein halbes Menschenalter über hat das Volk sich durchgehungert; selbst zum verachteten Feldbau hat es in seiner Verzweiflung hier und da greifen müssen. Neuerdings fängt es an, sich zu erholen; damit aber beginnt es auch nach altgewohnter Sitte den Viehraub von neuem zu üben.

Die Wahuma haben nach ihrer eigenen Überlieferung eine politische Vergangenheit. Danach hätte in Toru die Dynastie der Wawitu das Reich Kitara gegründet, das sich durch Eroberungen schließlich über das ganze Zwischenseengebiet bis nach Ruanda und Ussindja erstreckte. Erst vor gar nicht langer Zeit sei es zerfallen und habe jener Vielstaaterei Platz gemacht, die jetzt dort herrscht.

Unter diesen Staaten ist Ruanda nicht nur der dichtest bevölkerte, sondern auch der mächtigste. In ganz geringer Zahl, kaum 10 Proz. der Gesamtbevölkerung ausmachend, herrschen dort die Watussi, wie die Wahuma hier heißen, über die unterworfene Menge der Wahutu (Taf. 78, Abb. 6). Zu Graf Götzens Zeiten (1894) herrschte über alle der Msinga Luabugiri, eine Riesengestalt und eine Persönlichkeit zugleich; heute ist das Königtum weniger

[illegible] [illegible], doch überragen die Watussi an Schlankheit des Wuchses, an Würde der Haltung und des Benehmens, an Feinheit der Physiognomie noch wie vor alle anderen Völker des Erdteils (Taf. 85, Abb. 1, Taf. 87, Abb. 2).

Eine Geschichte haben auch die Wahehe. Ihr Reich ist erst nach der Mitte des 19. Jahrhundert begründet worden, gleichwohl erstrahlte sein Ruhm schon beim Beginn unserer kolonialen Ära über ganz Ostafrika. Sie waren aber auch furchtbare Krieger mit ihren zierlichen Wurfspeeren und dem wuchtigen Sturmangriff mit dem kurzen, festen Stoßspeer. Die Katastrophe der Kolonne Zelewski am 17. August 1891, wo eine große deutsche Truppe im Nu niedergemacht wurde, ist auch für uns eine bleibende, wenn auch traurige Erinnerung an die Kriegstüchtigkeit dieses Volkes. Es hat erst eines langwierigen und umfangreichen Feldzuges bedurft, das im übrigen recht sympathische Volk zu unterwerfen und zu beruhigen.

5. Das Kongobecken.

(Hierzu die Tafeln 90 und 91.)

Eine ethnographisch (nicht anthropologisch) ganz andere Welt betreten wir mit dem Überschreiten des großen zentralafrikanischen Grabens; verschwunden sind Felle und Leder aus der täglichen Lebensführung, aus Waffe, Schmuck und Kleid; auf ein Mindestmaß herabgedrückt ist auch die Viehzucht. Dafür herrscht jedoch fast ganz allgemein ein weit höherer Stand der Technik, ja hier und da ein direkt künstlerischer Zug. Von der ostafrikanischen Nüchternheit ist hier nur wenig mehr zu spüren. Schon die Natur selbst wirkt viel üppiger, reicher, mit einem Wort tropisch, was man von den weiten ostafrikanischen Hochsteppen nur bedingt behaupten kann. Diesen völlig veränderten Naturcharakter bringen die beiden Ansichten vom mittleren Kongolauf (Taf. 90, Abb. 1 u. 2) recht hübsch zum Ausdruck.

Die zahllosen Völkerstämme des äquatorialen Westafrika kennen wir heute zweifellos bis auf wenige bei ihrem Namen; wir wissen auch manches über ihre Kultur; über die ethnischen Zusammenhänge und das Werden des heutigen Völkerbildes jedoch haben wir kaum erst Vermutungen. Für unsere Zwecke wird es sich daher noch immer am meisten empfehlen, das gewaltig große Gebiet nach Landschaften zu betrachten.

a) Die Pygmäen.

(Hierzu Tafel 91.)

Eine Ausnahme von diesem Grundsatz erheischen auf Grund ihrer Verbreitung über große Teile Afrikas die Pygmäen oder Zwergvölker. Pygmäen nennen wir sie im Anschluß an die alten Griechen, die sich bereits seit Homer mit dem kleinwüchsigen Volk beschäftigten, während Herodot und noch mehr Aristoteles über sie schon zutreffend unterrichtet gewesen zu sein scheinen. Nach Aristoteles sitzen sie an den Seen oberhalb Ägyptens, wo der Nil entspringt und wohin die Kraniche ziehen. Zwergvölker nennen wir sie ihres niedrigen Wuchses wegen, der bei rassereinen Männern nirgends über 145 cm hinauszugehen scheint, während die Frauen noch kleiner sind. Außer dieser Kleinheit gelten für die Pygmäen als charakteristisch: eine unverhältnismäßig große Schulterbreite, schokoladen- bis gelbbraune Haut, die mit einem rötlichen, filzigen Flaum bedeckt ist und zur Runzelung neigt; schließlich die uns schon von den Buschmännern her bekannte starke Ausladung der unteren Körperkontur (Taf. 91, Abb. 6). Das Haar zeigt ganz ähnliche Eigenschaften wie das des Negers.

Nach unseren neueren Anschauungen müssen wir die Pygmäen als die protomorphen Vorläufer der großwüchsigen Neger und als nahe Verwandte der Buschmänner betrachten, ohne daß es uns einstweilen möglich ist, die Entwickelung des einen aus dem anderen zu verfolgen. Dabei ist es belanglos, ob man die Pygmäen, wie Virchow es getan hat, als eine Kümmerform anzusehen hat. Beziehungen genetischer Art zwischen Pygmäen und Negern liegen unter allen Umständen vor; nicht in letzter Linie spricht für sie auch schon das rein äußerliche Moment der geographischen Verbreitung.

Zwergvölker sind uns heute vom tiefen Süden des Erdteils bis an den Fuß der abessinischen Berge bekannt: in Südafrika die Buschmänner selbst; im Lande der Amboella die Mukassequere; im Hinterlande der Loangoküste die Bakke-Bakke, Dongo und Abongo (Taf. 77, Abb. 11); in der Urwaldzone Kameruns die Bojaëli und andere Horden; im Kongobecken endlich zahlreiche Trupps vom Lundareich im Westen bis an den Nord- und Ostrand des großen zentralafrikanischen Urwaldes in der Nähe des Albert- und des Albert-Edward-Sees (Taf. 91, Abb. 6). Hier im Nordosten scheint das Dichtigkeitsmaximum zu liegen; hier treten auch für sie die verschiedensten Namen auf: Akka, Tikki-Tikki, Wambutti, Ewé, Batwa usw. Batwa ist die häufigste Benennung für sie; auch in Urundi heißen sie so. Anscheinend einwandfrei nachgewiesen sind neuerdings auch die bereits von Krapf, d'Abbadie und Antinori erkundeten Doko im Süden von Kaffa. Auf die angeblichen Zwergvölker Ostafrikas, die Wanege, Wakindiga und Wahi, ist bereits hingewiesen worden.

Unsere Kenntnis des wahren Volkstums aller dieser kleinen Leute ist noch immer sehr gering; wo es, wie in Urundi und einigen Gegenden des Kongobeckens, etwas besser bekannt geworden ist, haben wir es stets mit Stämmen zu tun, die schon vieles, wenn nicht das meiste von ihm aufgegeben haben; sie sind, wie die Bakoa am Stanley Pool und die Wanjasaiko am Kiwu, Ackerbauer oder, wie die Batua in Urundi, Töpfer geworden; kurz, sie sind vernegert.

Ihrer ursprünglichen Lebensform nach sind die Pygmäen ein typisches Jägervolk. Im großen Urwald sind sie so ausschließlich auf animalische Nahrung angewiesen, daß sie wegen der Beschaffung der physiologisch notwendigen Zukost, sofern sie nicht vorziehen, diese zu stehlen, in Symbiose mit den benachbarten Negervölkern leben müssen: für das Fleisch, das die Zwerge liefern, erhalten sie von den Negern pflanzliche Nahrungsmittel und Industrieerzeugnisse; auch die eisernen Speer- und Pfeilspitzen sind für die des Schmiedens unkundigen Pygmäen eingeschlossen. Hauptwaffen sind ursprünglich Bogen und Pfeil, beide von winzigen Abmessungen, aber von bedeutender Wirkung, einmal, weil die kleinen Schützen sich hinter jedem Blatt unsichtbar zu verbergen wissen, sodann des bösen Pfeilgiftes wegen. Als Feinde werden die Pygmäen denn auch überall gefürchtet, als Bundesgenossen geschätzt. Wohnform ist eine aus Zweigen und großen Baumblättern rasch aufgeführte, kaum meterhohe Kuppelhütte, die man verläßt, sobald ein Jagdgebiet abgetrieben oder eine besonders große Beute verzehrt worden ist. Viehzucht und Industrie fehlen ganz, der Ackerbau bis auf die erwähnten Ausnahmen.

So sind die Pygmäen tatsächlich ein Urrassentyp in jeder Beziehung. Ihre sicherlich unfreiwillige Zurückdrängung in die entlegensten Rückzugsgebiete Afrikas lüftet ein wenig den Schleier über die großen Rassenschicksale, die auch diesen Erdteil erfüllt haben müssen; anderseits läßt ihre körperliche Ähnlichkeit mit so vielen, ebenfalls kleinwüchsigen Völkern Südasiens, Indonesiens und Melanesiens immer von neuem die Frage aufwerfen, ob nicht auch über diese riesigen Abstände hin an genetische Zusammenhänge gedacht werden muß.

b) Das Lundareich.

Auf dem Nordabhang der Wasserscheide zwischen dem Sambesi und seinen westlichen Zuflüssen und dem Quellgebiet des Kassai und seinen Zuflüssen liegt ein großes Gebiet, das in der Ethnographie Afrikas seit langem eine besondere Beachtung gefunden hat: das Lundareich, wie es nach seinem Hauptstamm (Taf. 77, Abb. 12), oder das Reich des Muata-Jamvo, wie es nach seinen Herrschern genannt wird.

Die Kunde von diesem großen Negerreich ist bereits am Ende des 16. Jahrhunderts an die Küste gedrungen; 1846 und 1870 ist es von portugiesischen Reisenden besucht, 1875 und 1880 endlich von den Deutschen Paul Pogge und Max Buchner studiert worden. Feste Grenzen hat es wohl nie besessen; wir kennen es als zwischen dem 7. und 11.° südl. Br. und dem Kuango und dem Lubilasch gelegen, also etwa von 2/3-Größe des Deutschen Reiches; doch sind die ganz ähnlich organisierten Staaten des Kasongo jenseit des Lubilasch im Nordosten und des Kasembe im Südosten dem Muata Jamvo zeitweise tributär gewesen. Buchner schätzte die Einwohnerzahl seinerzeit auf 2 Millionen.

Berühmt ist das Reich durch seine Staatsform geworden. Mitherrscherin war die Lukokescha, ein offiziell für unverheiratet geltendes Weib, das vollberechtigt neben dem Muata Jamvo stand. Bedurfte sie bei ihrer Wahl seiner Bestätigung, so wäre anderseits auch die seine ungültig gewesen, falls sie nicht von der Lukokescha bestätigt worden wäre. Sie hatte einen besonderen Hofstaat und besondere Einkünfte, galt, wie gesagt, als ledig, hatte aber gleichwohl eine Reihe von Männern, darunter einen Hauptgatten, der als Weib bezeichnet wurde, um die Stellung der Lukokescha nicht zu beeinträchtigen.

Die Entstehung dieser eigenartigen Doppelform hat man zweifellos in alter Gynäkokratie, einer Frauenherrschaft, zu suchen, die durch die Heirat einer Herrscherin beschränkt wurde, ohne indessen ganz aufgehoben zu werden. Vielmehr blieb die Frauenherrschaft neben der der Männer bestehen sowohl zur Wahrung der alten Dynastierechte wie auch der ihrer Freunde. Im übrigen trug das Reich den Charakter des absoluten Lehnsstaates, indem die Unterhäuptlinge in ihrem Gebiet nach Belieben schalten konnten, sobald sie nur ihren Tribut an die Zentralstelle entrichteten. Nur in ganz wichtigen Fragen wurde die Volksversammlung berufen; in ihr verkündete der Muata Jamvo zugleich alle geplanten Kriegszüge und Zauberveranstaltungen, kurz alle Reichsangelegenheiten. Beide Herrscher wurden durch die vier Hauptwürdenträger aus der Mitte der Söhne bzw. der Töchter des vorigen Königs und seiner Hauptweiber gewählt.

Die Sitte vieler Naturvölker, bei Todesfällen Angehöriger die Hütte oder gar das Dorf zu verlassen, war im Lundareich ins Große übertragen, indem beim Tode des Königs gleich die ganze Mussumba, die Hauptstadt, zugunsten einer neuen aufgegeben wurde. Man baute die neue Residenz jedoch stets in geringem Abstand von der alten auf.

In seiner Kultur überragte das Lundareich die Nachbarn keineswegs, stand im Gegenteil z. B. weit unter den Leistungen der nördlich angrenzenden Kulturkreise der Baluba, Bassonge und Ba-

haben. Grundlage der Wirtschaft war auch hier der Feldbau.

Im Jahre 1890 hatte der Muata Jamvo die belgische Oberhoheit anerkannt; 1894 ist sein Reich zwischen dem Kongostaat und der portugiesischen Kolonie Angola aufgeteilt worden. Mehr als diese äußeren Eingriffe haben indessen innere Zwiste und die Raubzüge schlimmer Nachbarn zu dem völligen Niedergang beigetragen, dem das alte Negerreich in der jüngsten Zeit anheimgefallen ist.

c) Die Lualabagruppe.

Das gleiche Schicksal der Zerstörung alter Werte ist auch den kleineren Staatenbildungen im Osten des Lundareiches nicht erspart geblieben. Einst war der Muata Kasembe so mächtig, daß er 20000 Krieger ins Feld stellen konnte; die Tributzahlung an den Muata Jamvo erfolgte denn auch nur gelegentlich. Hier hat der Despotismus eines der Herrscher das Reich zum Zerfall gebracht; Msiri, ein Angehöriger des uns bereits bekannten Volks der Wanjamwesi in Deutsch-Ostafrika, entriß jenem den ganzen Westen des Landes, um dort ein eigenes Reich zu gründen. Seitdem ist Kasembes Staat auf das kleine Gebiet südlich vom Moerosee bis zum Tanganjika hinauf beschränkt. Es bildet die äußerste Nordostecke des britischen Rhodesia.

Msiris Reich steht gerade gegenwärtig im Vordergrund des wirtschaftlichen Interesses insofern, als sein Gebiet mit unserem Börsenbegriff „Katanga“ identisch ist. Msiri selbst kannte den Kupferreichtum seines Landes, zögerte aber, dieses Land seiner Metalle wegen unter den Schutz des Kongostaates zu stellen. Im Laufe höchst erregter Verhandlungen hat ihn 1891 der Belgier Bodson über den Haufen geschossen. Seitdem hat in Katanga wieder das afrikanische Dorfkönigtum geherrscht; bei der unausbleiblichen industriellen Erschließung des kupferreichen Gebietes in großem Maßstabe wird aber auch dieses bald für immer verschwinden.

Diese völlige Zerstörung der alten Verhältnisse ist weiter nördlich bei dem dritten der hier hergehörigen Reiche, dem des Kassongo, längst eingetreten. Es grenzte nördlich an die Landschaft Katanga und erstreckte sich annähernd bis an den 6.° südl. Br. Seine Träger waren die Warua, der östlichste Zweig des großen Balubavolkes. Dieses Volk verehrte seinen Herrscher göttlich, huldigte im übrigen aber einem ausgeprägten Ahnenkultus, der seinen höchsten Ausdruck in der Vermählung einer Schwester des regierenden Königs mit der höchsten Gottheit Kungwe a Banza, dem Urahnen und Begründer des Reiches, fand. Der Einbruch der arabischen Sklavenhändler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieses vordem so friedliche Gebiet, später die Kämpfe der Belgier gegen diese Araber haben auch hier alles gewandelt. Die Eingeborenen sind in die Wälder geflohen oder haben sich in die zahlreichen Höhlen des Landes zurückgezogen; von nennenswerten staatlichen Organisationen ist keine Rede mehr.

Weniger durch politische Begabung bekannt als durch kriegerische Eigenschaften berüchtigt sind die nördlichen Nachbarn der Warua, die Manjema zwischen dem Lualaba und dem Nordende des Tanganjika. Die Manjema sind arge Kannibalen, auch sind sie jahrzehntelang die Helfershelfer der Araber bei deren verwüstenden Sklavenjagden im südlichen Kongostaat gewesen. Sie sind auch heute noch ein Wandervolk, dessen Angehörige man in vielen Teilen Afrikas, vor allen Dingen an der Ostküste antrifft.

d) Das zentrale Kongobecken.

Eine Gruppe von Völkern, die uns Deutschen durch ihre Erforschungsgeschichte näher gerückt ist als die übrigen Bewohner dieses Landes, sind die Baluba-Baschilange, die Bakuba und Bassonge im Vereinigungsgebiet der großen Kassai-Quellflüsse nördlich vom Lundareich. Es ist das Arbeitsfeld, auf dem Hermann Wissmann, Ludwig Wolf und Curt von François ihre ersten Forscherlorbeeren gepflückt haben, bedauerlicherweise noch nicht mit dem realen Hintergrund politischer Folgewirkungen, sondern immer noch in der für uns Deutsche bis in die 1880er Jahre bezeichnenden Weise rein ideeller Ziele und gleichzeitig wohl gar noch im Dienst und im Interesse fremder Nationen. Auch Wissmann ist ja von 1883—87 Beauftragter des Königs der Belgier gewesen.

Doch auch ethnographisch ist diese ganze Völkergruppe fesselnder als je manche andere. Man muß die Berichte Wissmanns und seiner Gefährten lesen, um das Erstaunen zu verstehen, das sich dieser Europäer bemächtigte angesichts einer von den Baschilange geübten Religionsform, die sich auf dem Rauchen des Hanfs aufbaute und eine, fast möchte man sagen, christliche Nächstenliebe predigte. Geraucht wurde jenes Riamba genannte Narkotikum in den 1880er Jahren bei allen Gelegenheiten und zu allen Tageszeiten, nie aber anders als unter der Wahrung eines bestimmten feierlichen Zeremoniells, ja der Entfaltung eines förmlichen Ritus. Hohepriesterin des Kultus war Sangula Meta, die Schwester und Mitregentin des Herrschers Kalamba Mukenge. Sie war auch Wissmanns Begleiterin auf des Forschers Kassaifahrt.

Weder das Hanfrauchen noch die Milde gegen den Nächsten ist dem Volke zum Heil ausgeschla-

gen; jenes schädigte die Gesundheit, diese aber zog schon damals die Kioke, ein betriebsames und schlaues Händlervolk, aus dem Südwesten ins Land. Die Kioke haben es seither nur zu gut verstanden, das alte Volkstum der Baluba-Baschilange zugrunde zu richten. Und Mission und belgische Verwaltung haben dem keineswegs entgegengearbeitet; im Gegenteil.

Nicht weniger berechtigt als das Erstaunen der deutschen Forscher über den Riambakultus der Baschilange war das andere über den hohen Stand der Technik besonders bei den Bakuba und ihren Nachbarn, den Bassonge, Batetela, Bena Lussambo, Bakete, Bassongo Mino, Bajeje usw. Das Kongobecken ist im Gegensatz zu Ostafrika gekennzeichnet durch die Viereckhütte mit Satteldach, die in langen Reihendörfern angeordnet ist; sodann durch Palmfaser- und Grasstoffe, die auf meist recht primitiven Webrahmen hergestellt werden; überhaupt durch das Vorherrschen pflanzlichen Materials bei allen Geräten.

Eine gewisse Eleganz ist nun zwar allen Teilen des weiten Stromgebietes eigen, keins reicht jedoch an die Bakubaprovinz heran; dort ist jedes Holzgefäß ein Wunder der Schnitzkunst, jeder Schild ein solches des Flechtens, jedes Metallgerät mit seiner Kupfertauschierung oder seiner durchbrochenen Arbeit eine Leistung, die weit über dem Können unserer Dorfschmiede steht. Auch die aus feinzerspaltenen Raphiafasern mühsam gewebten Stoffe mit ihren plüschartig wirkenden Verzierungen sind technische Leistungen, die man überall, nur nicht in Zentralafrika, gesucht hätte. Und dennoch ist die Erklärung einfach: gerade die lange Unberührtheit von jedem fremden Einfluß hatte hier die Erhaltung eines Höchststandes der Kultur ermöglicht, von dem die Randzonen des Erdteils längst herabgesunken waren.

Von den überaus zahlreichen Völkerschaften am mittleren Kongo selbst und seinen Nebenflüssen seien hier nur wenige erwähnt: unterhalb der Stanleyfälle die Wakumu und Basoko; im großen Bogen des Stromes selbst die Balolo, Bapoto, Ngombe und Mongwandi; weiter abwärts zwischen dem unteren Ubangi und dem Kongo die Bangala, ein Handelsvolk, das gleich den um die Kassaimündung wohnenden Bajansi und Bateke durch den ungemein massigen Schmuck ausgezeichnet ist, der in Gestalt schwerer Metallringe und Spangen Arme, Hals und Beinknöchel umgürtet. Auch die Narbenverzierung nimmt in diesen Gebieten höchst abenteuerliche Formen an (Taf. 110, Abb. 9).

Die Siedelungsanlage und der Wohnbau sind hier im großen Kongobogen von rasch wechselnder Form: neben dem langgedehnten Reihendorf mit dem typisch westafrikanischen Rechteckhaus finden sich Bezirke des ungegliederten Haufendorfs mit ostafrikanischen Kegeldachhütten; anderswo wieder trägt der Zylinder an Stelle dieses Kegeldaches eine Kuppel. Taf. 90, Abb. 1, führt uns in ein Gebiet der zweiten Art: in das der zylindrischen Kegeldachhütte. Das Rechteckhaus werden wir in Kamerun genauer kennen lernen.

Die Religionsübung äußert sich auch hier in der ausgesprochen afrikanischen Form des Animismus; man baut den Geistern Hütten (Taf. 90, Abb. 2) und schnitzt sie wohl gar in menschlicher Gestalt, um ihnen eine Heimstätte zu bereiten, in der man sich ihnen jederzeit nähern, sich ihrer bedienen kann.

e) Die Küstenstämme.

Das Gebiet zwischen dem Kunene im Süden und der Region um die Kongomündung im Norden beherbergt eine Bevölkerung (Taf. 77, Abb. 9), die unter der 400jährigen Berührung mit den Portugiesen physisch wie kulturell einen großen Teil ihrer Eigenart eingebüßt hat. Von geschichtlichem Interesse ist hier das Königreich Kongo, das einmal berufen schien, der Ausgangspunkt des Christentums und europäischer Kultur für ganz Niederguinea zu werden. Durch Diego Cão und Martin Behaim 1484 entdeckt und erschlossen, hatte das Negerkönigreich sehr bald das Christentum angenommen; seit 1534 residierte sogar ein Bischof in der Hauptstadt San Salvador. In die Mitte des 16. Jahrhunderts fallen sodann die furchtbaren Raubzüge der Dschagga hier im Westen des Erdteils. Über die Herkunft dieses Kriegervolkes weiß man nichts Genaueres, doch können sie sehr wohl Kaffern gewesen sein. Sie haben damals das Königreich Kongo trotz portugiesischer Hilfe über den Haufen geworfen, die Hauptstadt erstürmt und verbrannt und sind erst im 17. Jahrhundert bei Kassandsche im Hinterlande von Angola seßhaft geworden. Kongo hat sich zwar vorübergehend erholt; seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist indessen auch seine Macht vollkommen gebrochen.

Am Kongo vom Stanley Pool abwärts bis zur Mündung sitzen sie die Babwende, Bakongo, Mussorongo und Muschikongo, weiter nördlich im Hinterland der Loangoküste die Bawili, Majombe, Bakunja, Bajaka, Bantetje und Balumbo. Alle diese Völker stehen bereits unter der Herrschaft von Geheimbünden, wie sie von hier ab die ganze Küste Westafrikas bis nach Sierra Leone weit im Nordwesten kennzeichnen. Am unteren Kongo sind es die Bünde Ndembo und Nkimba, in Loango der Sindungo, über die wir am besten unterrichtet sind. Der letztere gleicht im großen und ganzen unserer mittelalterlichen Feme, indem er eine Art Gerichtsbarkeit ausübt. Nebenher unterstehen ihm allerdings auch die Bestattungsfeierlichkeiten und der Regenzauber. Auch den Mitgliedern der beiden anderen Bünde ist die Kraft eigen, Hexen zu fangen und Diebe zu bannen, zugleich

und Hexenmeister zu üben, als Bund selbst überwachen beide in der Hauptsache die Einhaltung der althergekommenen Regeln und Gesetze bei den Knabenweihen. Das Auftreten aller dieser Gesellschaften erfolgt stets in der Form von Umzügen und Tänzen, bei denen die Mitglieder maskiert sind.

Loango ist außerdem das Verbreitungsgebiet besonders interessanter Fetische. Auch hier greifen Zauberglaube und Animismus innig ineinander; im Grunde genommen vermag jedermann seinem Nächsten durch Zauber zu schaden, doch sind bestimmte Personen mit einer besonders großen Zauberkraft begabt. Das sind die Priester oder Medizinmänner, die Waganga, wie sie bei den Suaheli heißen. Sie verstehen es am besten, mit den Naturgeistern ringsum und den ruhelos umherschweifenden Seelen der Ahnen in Verbindung zu treten; ja, ihre Macht reicht aus, die Götter gar in bestimmte Holzfiguren zu bannen und ihnen den menschlichen Willen aufzuzwingen.

Auf diese beiden Möglichkeiten kommt es auch bei der Anrufung der Loangogötzen an. Es sind, wie Taf. 118, Abb. 3, zeigt, menschliche (auch tierische) Figuren, die meist über und über mit spitzen Bandeisenstücken und Nägeln beschlagen sind. Das Nägeleinschlagen besorgen entweder der von den Gläubigen angerufene Mganga selbst oder aber die eines bestimmten Vergehens oder Verbrechens Verdächtigten. Der Nagel soll die in der Figur wohnende Gottheit reizen, den Schuldigen zu strafen. Bei der zur Mystik neigenden Negerseele hat das Verfahren tatsächlich in ungezählten Fällen die Wirkung, daß der Schuldige sich verrät und nunmehr der Bestrafung zugeführt wird.

Mit der Erreichung des Ogowe betreten wir ein weiteres Gebiet mit starken Völkerdurchdringungen. Ursprünglich saßen die Akelle, Mpongwe, Oschani, Inninga, Galloa, Okota, Okande, Apingi, Osaka und viele andere Stämme über ganz Gabun verteilt; doch hat seit ein paar hundert Jahren eine fremde Stammesgruppe, die Fang (Fan), begonnen, aus dem Inneren des Erdteils an die Westküste vorzudringen, mit dem Erfolg, daß jene alten Stämme heute insgesamt über den Ogowe nach Süden gepreßt worden sind, während die Fang sich wie ein Keil zwischen sie und die Bantustämme im südlichen Kamerun eingezwängt haben.

Die Rassenstellung der Fangvölker ist noch immer zweifelhaft. Georg Schweinfurth sieht in ihnen Verwandte der A-Sandeh oder Niam-Niam im Uellegebiet, gestützt auf das hellfarbige, bärtige, hochgewachsene Äußere, den ausgesprochenen Kannibalismus, den Besitz des Wurfmessers als Waffe, des Rindenstoffes und des Felles als Bekleidung. Tatsächlich sind die Fang aus dem Nordosten gekommen.

Das soeben genannte Wurfmesser (Taf. 109, Abb. 14 u. 15) ist ein höchst seltsames Gerät; es ist im einfachsten Fall eine Eisenleiste mit nur einer Zacke, oder auch eine fast kreisrunde, gestielte Eisenscheibe mit scharfen Rändern, oder aber ein mit allerlei Zacken und Spitzen versehenes Ding, dessen wohlerwogenen Bau erst Heinrich Schurtz erkannt hat. Es soll den Gegner an entblößten Körperstellen verwunden, zu welchem Zweck es durch horizontalen Wurf in Rotation versetzt wird. Hervorgegangen ist die Waffe aus einem Wurfknüppel von der ungefähren Form des Bumerangs; in Bornu am Tschadsee und in Nubien sind noch vor kurzem derartige primitive Formen geschleudert worden. Verbreitet ist das Wurfmesser von den Tibbu im Zentrum der Sahara bis zu den Fang im Südwesten und den Niam-Niam im Südosten.

Eine merkwürdige Bewandtnis hat es schließlich mit der sogenannten Fang-Armbrust (Taf. 91, Abb. 5; Taf. 117, Abb. 1). Heute nur Kinderspielzeug, ist sie in früheren Jahrhunderten die ernsthafte Waffe der Krieger gewesen. Nach Adolf Bastian haben die Küstenbewohner Niederguineas die Armbrust gegen Ende des 15. Jahrhunderts den Portugiesen abgelauscht; man sah, daß die weißen Männer mit solchen Waffen größere Wirkungen erzielten, als der afrikanische Bogen sie gewährleistete; ein Grund, die Fremdlingswaffe schnell nachzuahmen. Leider hat man nur die Form erfaßt, nicht den Abzugsmechanismus. Dieser besteht bei der Fang-Armbrust aus dem horizontal aufgespaltenen Schaft, in dessen unterer Hälfte der Abzugsstift festsitzt, während er in einem den Oberteil durchbohrenden Loch frei beweglich läuft. Dieses Loch greift von unten in die Spannute der Sehne hinein. Will der Schütze seine Waffe spannen, so muß er also zunächst die Schafthälften auseinanderspreizen; erst dann darf er die Sehne zurückziehen und in die Nute einklemmen. Dann legt er den stricknadelgroßen vergifteten Pfeil auf und drückt ab, indem er seine Finger aus dem Schaftspalt zieht. Bastian meint, daß diese technische Mißgeburt damals bis tief ins Innere gedrungen sei; später sei sie dann an der Küste zugunsten des Gewehres verschwunden; erst durch die Fang sei sie neuerdings wieder an das Meer zurückgetragen worden.

6. Kamerun.

(Hierzu die Tafeln 92–96.)

Unsere Kolonie am Meerbusen von Guinea ist keine anthropologische oder ethnographische Einheit, doch macht uns ihr Grenz- und Übergangscharakter vielleicht am allerbesten mit den völkerkundlichen Problemen des westlichen Afrika vertraut. Für uns Deutsche ist außerdem noch das koloniale Interesse ein Anlaß, dieses aussichtsreiche Gebiet im Zusammenhang zu betrachten.

a) Die Völker.

Wir können in Kamerun nicht weniger als 5—6 Völkerschichten unterscheiden. Zu unterst liegen die bereits erwähnten Pygmäen, die Bojaëli oder Bagielli; sie sind auf das Waldland beschränkt. Über ihnen lagern südlich einer Zone, die vom Croßfluß an der englisch-deutschen Grenze im Nordwesten bis zur Einmündung des Mbam in den Sanaga längs des Plateaurandes, von da bis zur französischen Grenze längs der Scheidelinie zwischen Wald- und Grasland verläuft, die nordwestlichsten Vertreter der großen Bantugruppe.

Auch diese Bantu sind verschieden, sofern man die Fang auf Grund ihrer Sprache zu ihnen rechnet; sie zerfallen dann in die Fang und die Kamerungruppe, wie Passarge sie nennt. Die Fang drängen, wie wir wissen, von Südosten her; mit den großen Völkern der Bule, Bane, Njem, Mwelle, Jaunde, Ndsimu und vielen anderen kleineren sitzen sie bereits auf deutschem Gebiet, ja sie waren 1888 am Sanaga bereits mit den von Norden her drängenden Fulbe zusammengestoßen, als die Deutschen durch ihr tatkräftiges Eingreifen den Völkerbewegungen hier Halt geboten.

Zu der Kamerungruppe gehören drei an Unterstämmen reiche Sondergruppen: die der Maka, Bakoko und Bakundu. Die Maka sind durch die Fang weit auseinandergetrieben worden; während die Batanga, Kribi, Mabea und Ngumba dicht an der südlichen Küste Kameruns sitzen, haben sich die Maka, Bomone, Kunabembe, Bombassa und andere tief in das Hinterland zurückgezogen.

Die Bakoko sitzen zwischen dem Njong und dem Wuri; zu ihren zahlreichen Unterabteilungen darf man vielleicht auch die Duala (Taf. 77, Abb. 10) rechnen, das bei uns bekannteste Volk der Kolonie.

Die Bakundu endlich nehmen nördlich des Wuri das ganze Waldland ein. Zu dieser Gruppe gehören die Abo, Wuri, Bakwiri, Bakundu, Mabum, Banjang, Ekoi, Keaka, Anjang und viele andere.

Der ganze Rest des Landes wird von Sudannegern bewohnt, zwischen denen sich allerdings hamitische und semitische Fremdvölker eingenistet haben. Deren Eindringen hat auch hier mancherlei Störungen zur Folge gehabt. So ist im Grenzgebiet zwischen Sudan- und Bantunegern ein ungeheures Durcheinander kleiner Stämme, zugleich auch eine Mischung beider Elemente entstanden; auch der ganze Südwesten von Adamaua, das Bali- und das Kumbohochland, ferner das Ssari- und das Mandaramassiv, schließlich das Logonesumpfland weit im Nordwesten beherbergen solche dicht aneinandergedrängte Völkersplitter.

Eine Einteilung der Sudanvölker ist schwierig und deshalb nur erst selten versucht worden; für uns genügt es zudem, aus der fast unübersehbaren Menge die wichtigsten Völkerschaften herauszuheben. Der am besten erforschte Stamm des Südwestens sind die Bali (Taf. 94, Abb. 1), ein kriegerisches Graslandvolk, das ebenso wie seine Nachbarn, die Bafut, Bafum und Mumschi, erst vor wenigen Generationen aus dem Benuëtal eingewandert ist. Ganz neu erschlossen ist hingegen das Reich Bamum (Taf. 77, Abb. 6), in dessen Herrscher Njoja wir nach dem Tode des Balikönigs Garega unstreitig die originellste Persönlichkeit des Landes zu sehen haben. Njoja hat mit weit größerem Verständnis, als es bei seinen Rassengenossen sonst üblich ist, die neu andrängende europäische Kultur angenommen, zugleich hat er eigene Industrien begründet und einen eigenen Baustil; sogar eine besondere Schrift hat er erfunden.

Weiter östlich nennen wir die Tikar (Taf. 92, Abb. 2), die Wute (Taf. 95, Abb. 2), Mbum und Baia; nördlicher, im mittleren Adamaua, die Tschamba, Durru, Dama. Eine gesonderte Gruppe sind die Falli, Mundang und Lakka im Benuëgebiet. Einem von Gustav Nachtigal auf sprachlicher Grundlage aufgestellten Völkerkreise gehören ferner an: die Kotoko und Musgu (Taf. 110, Abb. 3) im Gebiet des Logone und des Schari, die Wandala in der Mandararegion, die Marghi, Gamerghu, Babir und andere schon auf englischem Gebiet im Westen. Auch die Batta weiter südlich gehören vielleicht noch hierher.

Einen besonderen Sprachkreis bilden die Kanuri, wie die Haussa ein Mischvolk aus Negern und Hamiten, am Süd- und Westufer des Tschadsees; sie bildeten das Hauptelement des alten Bornureiches (Taf. 96, Abb. 2). Ihnen schließen sich in dessen weiterer Umgebung die Kanembu, Dasa und Baële in Kanem und die Teda oder Tibbu im fernen Tibesti an.

Unter den Fremdvölkern sind die Fulbe nach ihrer Zugehörigkeit lange unbestimmt geblieben; seitdem wir ihre Sprache als mit dem Somali verwandt erkannt haben, rechnen wir sie zu den Hamiten. Mit ihrer Haut von der Farbe hellen Milchkaffees, dem welligen bis straffen Haar, dem hohen und geraden Nasenrücken stehen sie unmittelbar neben den Berbern Nordafrikas, ja viele haben direkt „kaukasische“ Gesichtsbildung (Taf. 77, Abb. 4; Taf. 96, Abb. 1). Im Benuëgebiet leben die Fulbe erst seit etlichen Jahrhunderten. Vorher saßen sie am Senegal; nach Heinrich Barth stammen sie aus Südmarokko. Politische Bedeutung haben sie hier im Osten erst seit 1806, wo der Scheich Othman dan Fodio einen großen Feudalstaat begründete, der vom Niger bis auf das Hochland von Süd-Adamaua reichte. Sokoto ward die Hauptstadt; einer der mächtigsten Vasallenstaaten war Adamaua, heute der Hauptteil Deutsch-Kameruns. Bedauerlicherweise ist die Hauptstadt Yola nicht mit in deutschen Besitz übergegangen.

Fulbe sitzen in Kamerun heute vielerorts und in großer Menge. Am dichtesten wohnen sie im Benuëtal zwischen Yola und Bubandjidda, weniger

zahlreich aber überall doch die übrigen Völker beherrschend, nach Nordosten bis dicht an den Logone, nach Süden bis Banjo und Ngaumdere. Der am weitesten nach Süden vorgeschobene Fulbestaat ist Tibati.

Noch regelloser über das Land verbreitet sind die Haussa, ein heute völlig vernegertes Hamitenvolk. Als typische Händler haben sie sich von ihrem zwischen dem Niger und Bornu gelegenen Zentralgebiet über den ganzen Sudan verbreitet, in Kamerun bis tief in das Waldland hinein, im Westsudan bis an die Sklavenküste. Ihr Idiom ist schon gegenwärtig die Handelssprache durch einen großen Teil des Sudans und wird es voraussichtlich für ganz Nordafrika werden.

Das jüngste Element im Lande sind die Araber; sie sind vermutlich erst im Verfolg der durch Mohammed ins Leben gerufenen Glaubens- und Völkerbewegung eingewandert; vielleicht aber schon in älterer Zeit. Ihrer schwarzen Hautfarbe nach scheinen sie Sudaraber zu sein. Heute wohnen sie in einer Zahl von etwa 100000 Seelen südlich vom Tschadsee; sie werden dort unter dem Namen der Schua zusammengefaßt.

b) Die Kultur.

Wie die Pygmäen im zentralafrikanischen Urwald, so sind auch die Bagielli Kameruns ein reines Jägervolk. Dieselbe Wirtschaftsform teilt übrigens mit ihnen ein Volk der offenen Ebene, die Kenbina am Logone.

Bei allen anderen Völkern des Landes steht der Feldbau obenan, wenngleich die Jagd natürlich nicht fehlt. Interessant ist, wie die Leute das europäische Gewehr mit dem heimischen Speer kombinieren: Geschoß ist weder Blei noch Eisenkugel, sondern der 1 m lange Oberteil eines Speeres mit vergiftetem Eisenblatt, den man dem Elefanten aus einer Entfernung von wenigen Schritten in den Leib zu schießen sucht. Der Hackbau fehlt außer bei den reinen Jägern nur noch bei den Bororo, d. h. denjenigen Fulbe, die ausschließlich viehzüchtende Nomaden geblieben sind. Am höchsten steht der Ackerbau im Mandaragebirge, wo er Männerarbeit ist; Düngung ist bei den Musgu und Tuburi üblich.

Im Wohnbau setzen Pygmäen und Waldbantu die Formen des Kongobeckens fort; jene haben die winzig kleine Kuppelhütte, diese im allgemeinen das langgestreckte Giebeldachhaus, das sich zu langen Straßendörfern aneinanderreiht (Taf. 93, Abb. 2). Kuppelhütten werden im übrigen von allen viel reisenden Völkern auf dem Marsch hergestellt; so von den Bororo, auch von den Wute (Taf. 95, Abb. 2), Bati und anderen (Taf. 92, Abb. 2). Bei den Musgu, Tuburi und Kung ist die alte Bienenkorbform noch geblieben, doch baut man hier am Schari aus Mangel an Holz aus Lehm (Taf. 96, Abb. 3). An Schönheit der Linienführung überragen die Musguhäuser, wie man billig zugeben muß, vielleicht alle übrigen Negerbauten des Sudans. Wenn man die im höchsten Maß abenteuerlichen Körperverunstaltungen der Frauen dieser Völker ins Auge faßt (Taf. 110, Abb. 3), so muß dieses architektonische Stilgefühl sowie der rationelle Ackerbau doppelt auffällig erscheinen.

Den Übergang zum Sudan bildet das Haus, wie es für die Bali, Bakossi und andere charakteristisch ist: auf einem quadratischen Unterbau ruht ein quadratisches Pyramiden- oder ein rundes Kegeldach (Taf. 94, Abb. 1). Die Hausform des Sudans selbst ist die Rundhütte mit Kegeldach (Taf. 92, Abb. 1; Taf. 94, Abb. 1). Eine schon ganz nordafrikanische Hausform schließlich ist das Flachdachhaus Bornus; es wird von Wüstenstämmen in diese Gegenden übertragen worden sein.

Die Siedelungsform des Sudans ist das Haufendorf; die Häuser stehen regellos zerstreut nebeneinander (Taf. 94, Abb. 1), wobei die Hütten einer Familie meist durch einen Mattenzaun von den anderen abgetrennt sind. Die Landschaften Bamum und Ngambe sind insofern etwas Einzigartiges, als sie geradezu befestigte Gaue darstellen; in der Länge von 15—20 km und mehr umziehen Wälle und Gräben das ganze Land, in dem das Volk in ziemlicher Sicherheit seine Felder baut, da die völlige Einschließung eines solchen Riesenbezirkes natürlich unmöglich ist. So hat der Lamido von Tibati das durch sieben Wälle und Gräben geschützte Ngambe volle elf Jahre lang ohne Erfolg belagert. Mit Recht weist Passarge auf den Parallelismus nicht nur dieser Belagerung mit derjenigen Trojas hin, sondern auch auf die Übereinstimmung der Anlage mit antiken Städten wie Rom, Veji und anderen altitalischen Orten, bei denen die recht primitiven Befestigungen ebenfalls weite Felder umschlossen.

Aus dem sonstigen stofflichen Kulturbesitz sei nur einiges Wenige hervorgehoben. Eine Provinz durchaus nicht unkünstlerischen Bronze- und Messinggusses findet sich im südwestlichen Adamaua; man übt dort dasselbe Verfahren der verlorenen Form wie im alten Benin (S. 76); vielleicht bestehen Beziehungen zwischen beiden Zentren. Auch in der Holzschnitzerei, Schmiedekunst, Weberei und Töpferkunst wird vielerorts Bemerkenswertes geleistet, desgleichen im Körperschmuck, der ungemein reichhaltig und vielseitig ist. Gebiete sehr kühner Frisuren sind Marua, die Länder am Ngoko, Jaunde, Bane und andere.

Unter den Angriffswaffen ist ein Dolchmesser bemerkenswert. Sein Griff ist ein ovaler Ring, in den man so hineinfaßt, daß die Klinge nach der Seite des kleinen Fingers zeigt. Der entgegengesetzte Griffrand wird gleichzeitig zum Spannen

des Bogens benutzt. Bei den Wute ist an die Stelle dieses eisernen Spanndolches ein schön geschnitztes Spannholz getreten, mittels dessen man die Bogensehne zurückzieht. Den Anprall der Sehne auf das linke Handgelenk wehren die Wute durch zierlich gemusterte Lederkissen ab. Bei den Schützen auf Taf. 95 sind diese Kissen bezeichnenderweise bereits verschwunden. Denselben Wute sind auch gewaltige Fellschilde eigentümlich, hinter denen bequem gleich zwei Mann Deckung zu finden vermögen. Ein Kampfspiel mit solchen Riesenschilden zeigt Taf. 94, Abb. 2.

Ein Gebiet des Panzers ist der Norden. Panzer aus Büffelfellen und Krokodilhaut sind bei den Logonestämmen beobachtet; die Mohammedaner aber besitzen Eisenpanzer ganz ähnlich denen unserer Kürassiere und Helme wie unser Mittelalter. Origineller waren die Wattepanzer, wie sie bis vor kurzem die Reiter bei den Kanuri, Haussa und Fulbe trugen; Roß und Reiter staken in dickwattierten Röcken, die für Pfeile und Wurfmesser undurchdringlich waren. Auf die Reiterei und ihre Stoßkraft haben besonders die Fulbe seit jeher am meisten vertraut; ihr verdanken sie ihre Erfolge auch in erster Linie. Taf. 95, Abb. 1, gibt einen solchen Reiter in der typischen prunkvollen Ausrüstung Adamauas wieder.

Die soziale Gliederung der Bantu ist auch hier die Sippe, die im wesentlichen dann auch die politische Organisation bedingt. Über den Dorfstaat kommen die Waldlandstämme selten hinaus.

Einer noch immer intensiven Pflege erfreuen sich im selben Gebiet die Geheimbünde, die Losangogesellschaften, wie sie bei den Bakundu und Bakoko heißen. Maskentänze, Zaubereien, Orakel und Gottesurteile sind die Mittel dieser unheimlichen Institutionen, sich beim Volke gefürchtet zu machen.

Bei den Sudannegern ist die Grundlage der politischen Organisation der Stamm, die Vereinigung aller Sippen. Obenan steht der Häuptling; die Sippen selbst sitzen sozusagen zu Lehen im Lande verteilt; aus den Hörigen des Oberhäuptlings rekrutiert sich dessen Hofstaat. Eine Bestätigung dieser Verhältnisse im großen stellte das Fulbereich von Sokoto dar; interessanterweise ist es zugleich eine vollkommene Parallele zu unserem mittelalterlichen Feudalstaat. Obenan stand der Sultan von Sokoto, dem deutschen Kaiser entsprechend; unter ihm herrschten, unseren Herzogen gleich, eine Anzahl von Lamidos über große Gebiete, wie Adamaua, waren aber dem Sultan tributpflichtig. Unter jedem Großlamido standen wieder solche zweiter Ordnung, gleich unseren Grafen, Mark- und Gaugrafen, wie z. B. die von Bubandjidda, Garua, Kontscha, Gaschaka, Banjo, Tibati, Ngaumdere. Diese endlich hatten wieder ihre Lehnsleute.

Aus dem geistigen Kulturbesitz fesseln am meisten die religiösen Verhältnisse. Bei den Mohammedanern gipfeln sie natürlich in den Lehren des Koran; die Heiden hingegen huldigen im wesentlichen einem Dämonen- und Ahnenkultus, bei dem die Götter durch Holzfiguren, Kopfaufsätze (sogenannte Yuyu) und Masken dargestellt werden. Unsere Völkermuseen sind voll davon.

Bei den Fangstämmen finden langdauernde Pubertätsfeste statt, bei denen, ganz wie in Süd- und Ostafrika, die Knaben monatelang im Busch leben müssen, wo sie von alten Männern Unterricht in religiösen und sexuellen Dingen erhalten. Sie sind dabei weiß angemalt und nur mit einem Grasschurz bekleidet (Taf. 92, Abb. 2). Sie gelten während dieser Zeit als verstorben und dürfen daher nächtlich im Dorf allerlei Schabernack verüben. Unter bestimmten Zeremonien werden die Novizen schließlich für mannbar erklärt.

Aus dem Gebiet der Wissenschaft verdient nur die Trommelsprache Erwähnung; sie ist auf die Gegend östlich vom Kamerunberg, das Manengubagebirge und die Bamessong im Balihochland beschränkt, wird aber am vollkommensten von den Duala „gesprochen". Das Mittel dazu ist eine Schlitztrommel von der Form der auf Taf. 113, Abb. 1, wiedergegebenen. Bei ihr ist die eine Wand stärker als die andere, so daß beim Anschlagen mit den leichten Holzschlägeln verschieden hohe Töne entstehen. Diese höheren und tieferen Töne sind gewissermaßen die Buchstaben der Trommelsprache, die auf weithin von den Kennern verstanden werden. Kenner sind allerdings meist nur die Vornehmen. Die Trommelsprache läßt sich bemerkenswerterweise auch mündlich wiedergeben, in welchem Fall sie als Geheimsprache dient. Die tiefen Trommeltöne werden bei den Duala dabei durch die Silben to, go, ko, lo, die hohen durch gu, ku, lu, u wiedergegeben; z. B. heißt Madiba, Wasser, in der Lautsprache to go lo gu lo go lo gu lo.

7. Der Westsudan und Oberguinea.

(Hierzu die Tafeln 97—99.)

a) Der Westsudan.

Von dem Keil, den wir mit der Betrachtung Kameruns aus dem plumpen Nordriegel des Erdteils herausgeschnitten haben, bis zum Grünen Vorgebirge und zum Senegal erstreckt sich noch ein weites Gebiet, für das zudem die langgestreckte Küste von Oberguinea ein vollkommen neuartiges Moment bedeutet. Wenn daher in ihm die ethnischen Verhältnisse noch nicht in allen ihren Teilen so klar vor uns liegen, wie es wünschenswert erscheint, so ist das recht wohl verständlich.

Für den oberflächlichen Blick, der nur die Gegenwart oder die geschichtlich klar verfolgbare Zeit überfliegt, ist im Sudan die Völkerlage zunächst kaum anders als im nördlichen Kamerun: über die Unterschicht der Sudanneger breiten sich in ungleicher Dichte, aber großer Ausdehnung Haussa und Fulbe, diese als Hirten und Herren bis zum Senegal, jene als Händler bis zur Küste von Togo. Auch insofern bleibt das Verhältnis das gleiche, als die Haussa im 17. und 18. Jahrhundert dieselbe politische Rolle gespielt haben wie im 19. die Fulbe; die sieben echten Haussastaaten, Biram, Daura, Gobir, Kano, Rano, Katsena und Segseg, und die sieben „unechten“, Sanfara, Kebbi, Nupe, Guari, Jauri, Jomba und Kororofa im Zentralsudan, zeugen noch heute von verschwundener Macht. Als Ersatz hat das betriebsame Volk seither allen Handel an sich gerissen.

Ein neues, für Handel und Gewerbe ebenfalls begabtes Sudanvolk tritt uns jedoch in den Mande oder, wie wir fälschlich meist sagen, den Mandingo entgegen. Das ist eine nach Millionen zählende Sprachgruppe, die sich in breiter Zone vom südlichen Senegambien durch das Hinterland von Sierra Leone, der Pfeffer- und der Elfenbeinküste bis zum deutschen Togo hinüberzieht, und zu der außer den Mandingo selbst die Bambarra am oberen Senegal und oberen Niger, die Susu in in der Rivière du Sud und die Wey in Liberia gehören. Für den Westen sind sie und ihre Sprache etwa dasselbe wie die Haussa und ihr Idiom im Osten.

Die Mandingo sind politisch seit langem bedeutungslos; die erfolgreich durchgeführte französische Kolonialpolitik der letzten Jahrzehnte hat auch ihre letzten staatlichen Organisationen, das Reich Segu am oberen Niger und den Staat Samorys im Quellgebiet desselben Flusses, von der Bildfläche verschwinden lassen, den letzteren erst 1898.

Vor 700 Jahren ist das anders gewesen; da hat auch der Stern der Mandingo geleuchtet. Mit dem Zurückschreiten in jene für Afrika ferne Zeit beginnen allerdings auch gleichzeitig die Schwierigkeiten des Einblicks in die Vorgänge der Völkerlagerung.

Der Franzose Desplagnes, der diese Fragen von neuem in den Vordergrund des völkerkundlichen Interesses getragen hat, glaubt für den Sudan eine ganz ähnliche Völkerfolge festsetzen zu dürfen, wie Frobenius, Ankermann, Stuhlmann usw. sie für Äquatorialafrika annehmen (S. 73): zu unterst Pygmäen; darüber Neger als Grundlage der heutigen Bevölkerung. Als Einwanderer lagern sich, zur Pluvialzeit aus der Sahara heraustretend, darüber zunächst die Schwarzen Äthiopier; sie hatten neolithische Kultur und waren bis zum Osthorn verbreitet. Die Bedja der arabischen Küste, die schwarzen Somal und Danakil werden als Reste davon betrachtet, während die Mossi, Songhai, Haussa und viele andere Sudanvölker aus der Vermischung dieser Schwarzen Äthiopier mit den Negern und Pygmäen entstanden sein sollen.

Eine weitere Einwanderungsschicht bilden nach demselben Forscher die Roten Äthiopier, zu denen man die heutigen roten Berber des Atlas, die Fulbe und den Nubiern nahestehende Völker zu rechnen habe. Passarge hält sie gleichzeitig für identisch mit den Garamanten und Getulern der Römer. Charakteristisch für sie sind das Lehmkastenhaus der Sahara, gewaltige Grabhügel von Pyramidenform für die Könige, Lehmaltäre für die Gottheiten, Totemismus und Altersklassen.

Von diesen Roten Äthiopiern, vielleicht aber auch von weißen Berberstämmen ist nun um 300 n. Chr. das Reich Ghanata oder Ghana nordwestlich vom Oberlauf des Niger gegründet worden, dessen Bevölkerungsmasse aus Mandingo bestand und das erst 1203—04 durch die Susu erobert und zerstört worden ist. Eine Gründung der Mandingo selbst aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ist das Reich Melle, das östlich von Ghanata und um Timbuktu lag. Melle hat den ganzen Nigerbogen und die südliche Sahara bis zum Atlantischen Ozean beherrscht, bis es um 1464 diese Vorherrschaft an das Sonrhaireich abgeben mußte. Dieser Staat war ebenfalls bereits im Mittelalter begründet worden, er ist indessen erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts zur Entfaltung einer umfassenden Macht gelangt. 1589 (nach anderen 1591) wurde Sonrhai von den Marokkanern erobert und blieb eine Provinz dieses nordafrikanischen Reichs bis ins 18. Jahrhundert, wo die Tuareg das Land von Norden her überschwemmten.

Unter der Oberfläche dieser für Afrika ungewöhnlich großartigen politischen Geschehnisse haben naturgemäß auch die anthropologischen Verhältnisse des Landes nicht unangetastet und unverändert bleiben können. Stellt man sich einmal auf den Boden der Desplagnesschen Theorie, so dürfte die Neuordnung zu folgenden Ergebnissen geführt haben. Wie es scheint, ist der ständige nordsüdliche Druck das Bestimmende gewesen, indem wir in den Anwohnern der Küste von Oberguinea die Nachfahren der alten Neger, in der Gebirgsregion zu beiden Seiten des 10.° und in der nördlich daran grenzenden Steppenzone mehr oder minder stark vermischte Vertreter der schwarzen und der roten Schichten, im südlichen Randgebiet der großen Wüste schließlich die weißen Berber zu suchen hätten. Die Forschungsarbeiten der nächsten Jahrzehnte werden ergeben müssen, ob diese einstweilen noch kühnen Annahmen zu Recht bestehen oder nicht.

Sozusagen sekundären Charakters sind neben den großen Mandingo- und Fulbereichen des Nordens die kleineren des Übergangsgebietes zwischen dem Gebirge und dem Nigertal. Im Westen ist das das alte Mandingoreich Kong; nordöstlich von ihm das von seinen Nachbarn oftmals angegriffene, doch stets unbezwungen gebliebene Mossi; östlich

von diesem und ebenfalls in nächster Nähe von Deutsch-Togo die Reiche Gurma und Borgu. Sie alle beherbergen ausgeprägte Reitervölker, die ihre Unabhängigkeit zweifellos in erster Linie dem Besitze des Pferdes und der dadurch bedingten Beweglichkeit und Stoßkraft zu verdanken haben.

b) Oberguinea.

Die lange Küstenzone Oberguineas ist in ihrem westlichen Teil durch die stattlichsten, aber auch dunkelsten Neger ausgezeichnet; von ihnen sind die Jolof (Wolof) zwischen Senegal und Gambia die wichtigsten. In Portugiesisch-Guinea folgen die Balante und Papel, an der Rivière du Sud die mehrfach genannten Susu; in Sierra Leone die Timne und Bullom. Die Küste der Negerrepublik Liberia wird durch die Wey im Westen und die Kru oder Grebo im Osten flankiert; beide Völker sind für unsere Kolonialwirtschaft seit langem unentbehrlich, die Wey durch ihre Bereitwilligkeit und Gewohnheit, sich dem Europäer als Arbeiter auf den Stationen, als Soldat und Träger auf den Expeditionen zu verdingen, die Kru als überaus geschickte Überwinder der an der ganzen Westküste anstehenden gefährlichen Brandung.

Die Wey sind auch in literarischer Beziehung bemerkenswert, indem sie eine wirkliche Schrift eigener Erfindung besitzen. Nach den bisherigen Anschauungen sollte sie um 1830 von Momōru (Mohammed) Doalu Bukēre („Flintenkrieg") erfunden worden sein; Momōru habe sich mit sieben oder acht Freunden hingesetzt und die reichlich 200 Silbenzeichen, aus denen diese Schrift besteht, einfach erdacht; er sei allerdings insofern beeinflußt gewesen, als er als Knabe einmal den Unterricht eines Missionars genossen habe. Nach neueren Ergebnissen stimmt diese Überlieferung übrigens nicht; die Schrift soll vielmehr um Jahrhunderte älter sein. Dem Charakter nach ist sie nicht im strengen Sinn phonetisch, sondern eine Silbenschrift; sie setzt die Wörter nicht aus einzelnen Buchstaben, sondern aus Silbenbildern zusammen. Die Zeichen für diese Silben sind im allgemeinen willkürlich gewählte Figuren: gestielte Kreise, Quadrate, Pfeillinien usw.; nur bei einigen von ihnen scheint eine wirkliche Bilderschrift zugrunde zu liegen. So z. B. in der Silbe bu = Flinte, die im Wey durch ∘°∘ wiedergegeben wird, und in ßi = Wasser, das ∼∼∼ geschrieben wird. Jene drei Kreise bedeuten vielleicht Pulverkörner, die Wellenlinie wahrscheinlich den Wellenschlag des Wassers.

Von bedeutendem historischen und ethnographischen Interesse ist die Region der Gold- und der Sklavenküste. Das allgemeine Drängen aus dem nördlichen Quadranten ist auch hier zu spüren, indem von Nordwesten und Westen her die Mandingo, von Norden die Mossi und Gurma, von Nordosten und Osten die Borgu und Dahome auf dieses Gebiet zugestrebt sind. Die Mandingo-Bewegung ist im 16. Jahrhundert in der Gründung des Reiches Gonja oder Ngbangje an der Westgrenze von Togo, später in der des bekannten Aschantireiches und des von Tschokossi im nördlichen Togo zur Ruhe gekommen; die der Mossi und Gurma in der Begründung von Dagbong, dem Reich der Dagbamba nördlich von Ngbangje; die der Borgu und Dahome endlich im Dorfstaatentum der Ewe und dem ungleich größeren und mächtigeren Dahome.

Aschanti und Dahome sind bei uns in weiten Kreisen bekannt, weniger durch die bemerkenswert hohe materielle Kultur, die sich in einer hervorragenden Technik, in Prunk und Pomp der Kleidung und des Auftretens äußerte, als durch ihr Heerwesen und die furchtbaren Menschenschlächtereien, die in unserem Volksbewußtsein förmlich zum ethnographischen Wahrzeichen beider Länder geworden sind. Eine Eigentümlichkeit des Heeres von Dahome war die Frauentruppe, deren angeblich 3000 Angehörige der Ehe entsagen und im Palast des Königs wohnen mußten. Opfer der Menschenschlächtereien waren vor allem Kriegsgefangene und Sklaven; ihr äußerer Zweck bestand in der Berichterstattung über die Tätigkeit des Königs an die im Jenseits weilenden Vorfahren. Bei bestimmten Gelegenheiten, dem sogenannten „kleinen" und dem „großen Zoll", d. h. bei der Thronbesteigung eines neuen Königs, ist die Zahl der Opfer zuweilen ins Ungemessene gestiegen, auf 4—10000. Heute ist beiden Reichen dieses scheußliche Handwerk gelegt; Aschanti ist seit langer Zeit englische, Dahome französische Kolonie. Unter den neuen friedlichen und geregelten Verhältnissen haben sich beide Länder an Menschenzahl und Wohlstand erheblich erholt.

c) Togo.

Deutschlands kleinste afrikanische Kolonie weist auf 87000 qkm (etwas kleiner als Bayern und Sachsen zusammengenommen) nach neuester Schätzung (1908/09) nur knapp eine Million Einwohner auf; aber wie mannigfaltig ist diese Bevölkerung nach Herkunft, Sprache und Lebenshaltung, nach Sitte und Brauch. Bezeichnend dafür ist, daß ich auf der für Hans Meyers „Deutsches Kolonialreich" gezeichneten „Völker- und Sprachenkarte von Togo" nicht weniger als 13 größere und kleinere Sprachkomplexe mit der geradezu verblüffenden Zahl von 46 Einzelidiomen, selbständigen Sprachen und Dialekten, unterbringen mußte, die Haussa und Fulbe noch nicht einmal eingerechnet.

Den Hauptsitz dieser Zerrissenheit haben wir im Hinblick auf die alten Völkerschicksale Nordwestafrikas in den gebirgigen Teilen des Landes zu suchen; dort ist denn auch in der Tat ein förmlicher Wirbel zusammengewehter Völkerreste aus Nord und Süd festgestellt worden. Die Ebene an der Küste selbst und die des sogenannten deutschen Sudans, d. h. des flachen, trockenen Nordwestens, sind dagegen auch heute noch die Sitze kopfreicherer Völker. Das wichtigste darunter sind für uns die Ewe, die die ganze Küstenebene und auch noch einen Teil des Zentralgebirges bewohnen. Ihr biegsames und ausdrucksreiches Idiom hat gleich dem der Aschanti (dem Tschi) und dem der Joruba weiter im Osten (dem Anago) den Charakter einer Handelssprache angenommen; alle drei dringen neuerdings immer tiefer in das Innere des Landes hinein.

Die Agbanajegruppe ist bereits erwähnt worden, desgleichen das Tschakossivolk, das sprachlich den Aschanti nahesteht, und die große, zu den Mossi gehörige Dagbanne- oder Dagbambagruppe im Nordwesten. Den Nordosten beherrscht die noch wenig studierte Gruppe der Timvölker (Tschaudjo, Bassari, Losso, Kabure, Ntribu usw.). Die zahlreichen kleinen Sprachinseln können wir hier aus Raummangel nicht einmal dem Namen nach aufführen.

In der Kleidung beschränken sich auf das Minimum, nämlich völlige Nacktheit, die Männer in Kabure, Losso und Logba, zum Teil auch in Bassari; die Mädchen früher und zum Teil auch noch jetzt in Buëm und Agbangje, Bassari und Kabure. Der übrige Norden hat Penisfutterale und Schamschürze; erst der Süden bedeckt den Körper in größerer Fläche, nämlich mit Lendentüchern und togaähnlichen Umhängen.

Die Wohnform weist ursprünglich zwei große Provinzen auf: das rechtwinklige Giebeldachhaus des äquatorialen Westafrika, das auf die küstennahen Bezirke beschränkt ist (Taf. 97, Abb. 1), und die runde Kegeldachhütte (Taf. 98, Abb. 2) im Sudan. Zwischen beiden haben sich Mischformen entwickelt, ganz ähnlich denen in Mittelkamerun: mit Kegeldach auf quadratischem Unterbau. Eine von Norden her gekommene Hausform ist das früher bereits erwähnte Lehmkastenhaus; sie findet sich bezeichnenderweise bei den Völkersplittern der Landesmitte.

Reicher an Formen ist die Siedelungsweise. Am häufigsten ist auch hier das Gehöftdorf, in dem die in sich durch Zäune und Matten geschlossenen Gehöfte regellos nebeneinander stehen; weniger häufig das Straßendorf, das für die Aschanti typisch ist. Im Gebiet der Kegeldachhütte hat dieses Gehöftdorf einen festeren Charakter dadurch angenommen, daß Hütten und Wirtschaftsgebäude durch eine gemeinsame Umfassungsmauer zu einer wirklichen Festung ausgestaltet werden (Taf. 98, Abb. 2). Indem man dann die einzelnen Gehöfte noch miteinander durch Löcher in den Mauern verbindet, schafft man förmliche Labyrinthe, wie sie für das ganze mittlere und nördliche Togo kennzeichnend sind.

Den Gipfel der Bau- und zugleich der Befestigungskunst stellt schließlich die Tambermaburg dar (Taf. 97, Abb. 2). Man versteht ihren Bau am besten, indem man sich zwei der geschilderten umfriedeten Gehöfte aufeinandergesetzt denkt, von denen das untere die Wirtschafts-, das obere die Wohnräume enthält. Die 1,5 m hohe Brüstung wird malerisch durch Kornspeicher unterbrochen; der Aufgang auf die Plattform erfolgt durch Lehmtreppen oder gekerbte Baumstämme.

An der politischen Organisation beteiligen sich Sippe und Staat ziemlich regellos nebeneinander; der kleine Dorfstaat waltet im Norden bei den Konkomba, Mampulugu, Barba, Tamberma und anderen Gebirgsstämmen vor, während sich bei den Dagomba, Tschokossi und Tschaudjo die einzelnen Sippen zum Stammesstaat vereinigt haben. Förmliche Bundesstaaten haben sich durch die Vereinigung zahlreicher an sich schwacher Völkerreste in Buëm, Kpandu, Peki, Kpedji, Atakpame, Tschamba und Bassari gebildet.

Im Nahrungserwerb steht der Feldbau nicht so überragend im Vordergrunde wie in vielen anderen Teilen Afrikas; der steinige oder dürre Charakter des Bodens macht ihn vielerorts unmöglich. An der Küste, besonders aber auf dem vielverschlungenen Lagunensystem in ihrer Nähe wird fleißig gefischt; die Jagd wird allgemein geübt. Viehzucht (Rind, Pferd, Schwein, Ziege) wird überall dort betrieben, wo das Fehlen der Tsetse und anderer Schädlinge sie ermöglicht.

Auf dem Gebiet der Technik stehen die Töpferei (Taf. 97, Abb. 1) und Weberei obenan. Die Eisengewinnung war bis vor kurzem ziemlich weit verbreitet; infolge der europäischen Einfuhr ist sie gegenwärtig auf Bangjeli beschränkt. Die Schmelzöfen (Taf. 98, Abb. 1) sind hier 3,5 m hohe Türme, in die man Eisenerze und Kohle abwechselnd schichtet. Der Ofen brennt 5—6 Tage und ergibt eine 25—30 kg schwere, mit Holzkohle durchsetzte, aber schmiedbare Eisenluppe. Die Schmiedekunst ist hier Familiengewerbe, bei dem in etlichen Dörfern seltsamerweise die Frauen, nicht die Männer am Amboß stehen.

Eine uralte Einrichtung sind die Wochenmärkte; auf ihnen verhandelt man Lebensmittel und Industrieerzeugnisse, so daß sie eine ganz bestimmte lokale Färbung bekommen: ein Markt in Südtogo liefert anderes als einer im Norden (Taf. 99, Abb. 1 u. 2). Wie überall in Afrika, so herrscht auch hier während der Marktstunden Burgfriede. Als Wertmesser gelten der bekannte Mariatheresientaler und die Kaurischnecke, von der im Norden 1600 Stück den Wert einer Mark besitzen.

In religiöser Beziehung sind in Togo nur erst die Ewe genauer studiert. Neben einer wohlausgebildeten Götterlehre, die außer Himmelsgöttern (Mawu, Sogble und Sodza) auch Erden-, Wander-

und persönliche Schutzgötter kennt, besitzt man dasselbe präanimistische Zauberwesen, das für alle niedrigen Kulturen der Menschheit so bezeichnend ist: man sucht den Nächsten zu verhexen, so gut man kann. Unter den Himmelsgöttern ist Mawu der oberste, die Personifikation des Himmels, der Reinheit und Güte, der Ruhe und des Friedens. Sogble ist die Personifikation des Blitzes; zugleich ist er der Gott der Schmiede, der Krieger und des Feldbaues. Sodza endlich ist die Personifikation des Wetterleuchtens und des milden Regens, zugleich auch die Göttin des Mondes.

Die Erdengötter vermitteln den Verkehr zwischen den Menschen und Mawu. Sie erhalten dafür Opfer als Bezahlung und wohnen in der Luft, wo sie Wind und Wetter hervorrufen, in Höhlen, Bäumen, Steinen, Quellen, Flüssen; die Wandergötter hingegen wohnen in eigens hergerichteten Hütten und unter Schutzdächern (Taf. 100, Abb. 3). Der mächtigste der Erdengötter ist Miano, zu deutsch „Unsere Mutter", nämlich Mutter Erde, die Erhalterin alles Lebens. In ihren Kult spielt auch die Verehrung gewisser eisenschüssiger Steine hinein, die man im Felde findet, und die man vom Himmel in den Schoß der Erdgöttin herabgefallen wähnt. Dieser Umstand macht sie heilig; man glaubt, daß sie neugebaute Hütten gegen allerlei Ungemach, böse Geister u. dgl. schützen, weshalb man sie feierlich auf ein „Kissen", einen kegelförmigen Erdhaufen, bettet (Taf. 100, Abb. 4), um ihnen fortan Hühner, Ziegen, Mehl und Palmöl zu opfern.

Eine Besonderheit Togos sind schließlich eine Anzahl von Fetischen, die ihren Sitz an bestimmten Orten haben, aber in mehr oder weniger großen Bezirken verehrt werden (Taf. 100, Abb. 3 u. 4). Der bekannteste von ihnen ist der Odente in Kete-Kratschi; andere sind Sia in Wurupong, Bagba auf dem Aguberge, Najo in Adele, der Totengott Frikku oder Awriko in Dipongo und Buruku in Atjuti. Höchst einflußreich ist auch der Jeweorden, ein Geheimbund, der seine Fäden über ganz Südtogo gesponnen hat, und dessen eigentlicher Endzweck es heute ist, seine Mitglieder auf Kosten anderer möglichst gut leben zu lassen. In dieser Beziehung stimmt er also vollkommen mit dem fernen Dukduk überein. Ein im ganzen Ewelande häufiger Fetisch ist der Legba, dessen Darstellungen, meist ein roher Tonkegel mit gewaltig übertriebenen Genitalien (Taf. 100, Abb. 3), fast in keinem Dorfe fehlen. Er ist der Gott der sinnlichen Liebe, der Zeugung und der Fruchtbarkeit.

8. Der Ostsudan und die Nilländer.

(Hierzu die Tafeln 91 und 100.)

a) Der Ostsudan.

Setzt man an die Stelle der Fulbe die Araber, so stimmt das Völkerbild im Osten des Tschadsees mit dem früher für den Westsudan gezeichneten im großen und ganzen überein; auch die vorgeschichtliche anthropologische und kulturgeschichtliche Entwickelung wird sich hier nicht viel anders abgespielt haben als dort, doch ist es für uns noch fast unmöglich, darüber zu urteilen, da eingehendere Studien noch gänzlich fehlen.

Gegenwärtig liegen die ethnischen Verhältnisse in den vier in Frage kommenden Staaten dieses Gebietes: Bornu, Bagirmi, Wadai und Dar Fur, so, daß Wadai den größten Prozentsatz an arabischen Viehzuchtnomaden besitzt, die aber auch in Dar Fur herrschen. In beiden Ländern steht ihnen eine alteingesessene Ackerbaubevölkerung gegenüber, die wir einstweilen als Neger ansprechen müssen, deren eigentliches Wesen indessen durch nordostafrikanische, hamitische Einflüsse mitbestimmt worden sein dürfte.

Noch schwieriger wird die Analyse in Bagirmi und Bornu sich gestalten. Das arabische Element nimmt hier ab, dafür aber die Zahl der Mischungselemente für die Unterschicht zu; Neger aller Schattierungen, Kanuri (Taf. 96, Abb. 2), Kanembu, Tibbu, Fulbe (Taf. 96, Abb. 1) und andere mehr bilden ihre Bestandteile. An Sprachen und Typen finden wir noch jetzt hier eine wahre Musterkarte.

Von den vier sudanischen Reichen ist Bornu bei uns am bekanntesten; ein Heinrich Barth, Richard Overweg, Gerhard Rohlfs, Gustav Nachtigal haben uns diese Kenntnis vermittelt. Seine wechselvolle Geschichte umspannt einen Zeitraum von ziemlich genau 1000 Jahren; zeitweise hat sein Machtbereich erst in Ägypten aufgehört, 1894 ist es jedoch unter dem Stoß des Eroberers Rabeh aus dem Stamme der Gaalijin bei Chartum zusammengebrochen, und heute ist Bornu englisches und deutsches Kolonialgebiet.

Auch die Schicksale der drei anderen Reiche sind sehr mannigfaltig gewesen. Bagirmi hat seinen höchsten Glanz im 17. Jahrhundert erlebt; später ist es wiederholt von Wadai besiegt und geschwächt worden, und heute gehört es gleich Wadai zur französischen Interessensphäre.

Wadai reicht in seiner heutigen mohammedanisch-arabischen Form nur bis ins 17. Jahrhundert zurück, doch ist es damals so rasch erstarkt, daß sein Machtbereich am Beginn des 19. Jahrhunderts von Bornu bis Kordofan reichte. Bei der alten Hauptstadt Wara ist 1856 der deutsche Reisende Eduard Vogel von Wadaileuten ermordet worden. Seit 1863 ist Abeschr Hauptstadt. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts haben die Franzosen angefangen, ihre bisher bloß nominelle Herrschaft wirklich aufzurichten.

Dar Fur endlich hat sich seiner Selbständigkeit bis 1870 erfreut, wo es von den Ägyptern erobert wurde. Bereits 1884 ist es mitsamt dem ägyptischen Sudan von den Mahdisten besetzt worden, und heute gehört es, wie dieser Sudan auch, dem ägyptisch-englischen Interessenkreis an.

b) Mangbattu und Niam-Niam.

Auf der Wasserscheide zwischen dem Weißen Nil und dem Uëlle, doch zumeist im Zuflußgebiet des letzteren selbst sitzen zwei Völker, die gerade uns Deutschen ebenfalls vertrauter sind als so mancher andere Stamm des dunkeln Weltteils: es sind das die durch Georg Schweinfurths und Wilhelm Junkers klassische Schilderungen bekannten A-Sandeh oder Niam-Niam und die Mangbattu oder Monbuttu.

Über die Rassenstellung der beiden Völker haben wir kaum erst Vermutungen; daß sie unter keinen Umständen reine Neger sind, beweist jedoch schon ihre ganze Erscheinung, die helle Haut und das oft helle Haar. Zum mindesten liegen auch hier hamitische Einflüsse vor.

Von den Lebensgewohnheiten besonders der Mangbattu hat nichts mehr das Erstaunen und Entsetzen der Reisenden hervorgerufen als ihr sogar den der Fidschiinsulaner noch übertreffender Kannibalismus; man muß in Schweinfurths schönem Reisewerk „Im Herzen von Afrika“ nachlesen, wie um 1870 das ganze Leben des Volkes geradezu auf die Gewinnung von Menschenfleisch als — fast möchte man sagen — Nahrungsmittel zugeschnitten war, und wie König Munsa es liebte, täglich kleine Kinder für seine Tafel zurichten zu lassen. Dabei standen die Mangbattu wie die Niam-Niam in ihrer materiellen Kultur höher als die meisten anderen Stämme des Landes. Nur wenn man sich der Bau- und Zierkunst der Maori auf Neuseeland, der fast eleganten Kultur der Fidschianer erinnert, vermag man eine derartig schreckliche Verirrung zu begreifen. Die jahrzehntelang dauernde Schreckensherrschaft nubischer Händler und Sklavenräuber hat dem allen, dem Guten wie dem Schlimmen, schon vor dem Schluß des 19. Jahrhunderts ein Ende bereitet.

Seltenheiten sind heute die alten großen Elfenbeintrompeten (Taf. 91, Abb. 3) und die schönen Schilde aus mühsam hergerichteter Holzplanke mit Besatz von Raphiageflecht und eisernen Buckeln (Taf. 91, Abb. 2). Auch den merkwürdigen, dem der Nilneger ähnlichen Parierschild (Taf. 91, Abb. 1) wird man vergebens suchen. Billiger Kattun tritt auch hier im Herzen von Afrika mehr und mehr an die Stelle der alten Felle mit dem für die Niam-Niam bezeichnenden lang herabhängenden Schwanze (Taf. 91, Abb. 4).

c) Die Nilneger.

Die letzte Negerprovinz betreten wir mit dem Überschreiten der Wasserscheide von Uëlle und Nil. Unter der Bezeichnung „Nilneger“ begreifen wir jenen großen Völkerkomplex, der das Zuflußgebiet des Weißen Nils vom Westufer des Albertsees und der Nordostecke des Victoriasees bis hinunter zum 12.° nördl. Br. bewohnt, ein Gebiet, das von Norden her wegen der Nilkatarakte und wegen der riesigen Sümpfe im Lande selbst schwer zugänglich ist. Nur so ist es zu erklären, daß seine Bewohner sich manche Eigenart haben bewahren können, die man in so unmittelbarer Nähe ägyptischer Kultur nicht erwarten sollte. Im wesentlichen sind das: ein starkes Zurücktreten der Kleidung bis zur völligen Nacktheit beim Mann und die nur mangelhafte Bedeckung durch Fell, Laub oder Grasbüschel bei der Frau. Der lederne Frauenschurz, Rahad genannt, ist wohl erst späte fremde Einfuhr. Hüttenform ist der Tuqul, die Kegeldachhütte mit oft glockenförmigem Dach (Taf. 100, Abb. 1 u. 2). Als Industrie ist die Herstellung und Bearbeitung des Eisens bevorzugt; selbst das Geld bestand aus gewichtigen Eisenstücken von bestimmter Form.

Von den zahlreichen Stammesgruppen hat die der Schuli die bei weitem größte Verbreitung erfahren. Ihr nördlichster Zweig, die Schilluk (Taf. 77, Abb. 1), wohnt am linken Ufer des Nils, zwischen 12 und 6° nördl. Br.; der östlichste, die Nuak, am Sobat; die A-Lur und Schuli sind bis an den Albert-, die Wagaja gar bis an den Victoria-Nyansa verschlagen. Djur, Dembo und Belanda endlich sitzen weit im Westen, nördlich von den A-Sandeh.

Räumlich stärker zusammengedrängt wohnen die **Dinka** oder Djongeh (Taf. 77, Abb. 2); sie füllen den ganzen Winkel zwischen Bahr el Ghasal und Bahr el Djebel und reichen auch noch über diesen nach Osten hinaus; ihr Gebiet umfaßt mehr als 100000 qkm. Von ihren vielen Stämmen sind die Nuër, Agahr, Kitsch, Elliab und Bor die bekanntesten. Körperlich gehören die Dinka zu den größten aller Menschen (Taf. 100, Abb. 1); der Beschäftigung nach sind sie nächst den Herero die begeistertsten aller Viehzüchter; von Charakter sind sie stolz und grausam, doch zugleich auch höflich und zeremoniell.

In fast allem ihr Gegenstück sind die **Bari** am Oberlauf des Flusses zwischen 6 und 4° nördl. Br. Nach Emin Pascha zerfallen sie in nicht weniger als acht Gruppen, die in Aussehen, Sprache und Sitten vollkommen gleich sind.

Der Mehrzahl aller dieser Stämme ist — ein geradezu wunderbares Beispiel der Anpassung des Menschen an seine Naturumgebung — eine ganz bestimmte Körperhaltung eigen; wie ein Watvogel stehen die langbeinigen überschlanken Gestalten, das eine Bein im Winkel gegen das andere gestützt und so entfernt einem Flamingo ähnelnd, stundenlang in Ruhestellung. Sumpfneger hat man sie darum geheißen. Eine Anpassung an den Eisenreichtum ihres Bodens beobachten wir hingegen bei den Bongo, Mittu und Madi westlich vom Weißen Nil. Bei ihnen schmiedet jedermann, in Eisen wird selbst der Brautpreis bezahlt, und wahre Berge schwersten Schmuckes lasten auf den braunen Gestalten. Schmiedestämme darf man sie billig benennen.

9. Das Osthorn Afrikas.

Die Somalhalbinsel deutet mit ihrer Spitze geradezu auf Asien hin, ein Grund mehr, ihre Bevölkerung seit jeher mit dieser Völkerwiege in engste Beziehung zu bringen. Meist hat man die Osthornvölker der Einfachheit halber in ihrer heutigen Gestalt von Asien herüberkommen lassen, hat mit anderen Worten von einem Afrikanertum bei diesen Völkern vollkommen abgesehen.

So weit darf die moderne Völkerkunde nun nicht mehr gehen. Freilich, asiatische Beziehungen vor allem auf kulturellem Gebiet zu leugnen, wäre mehr als kurzsichtig; anthropologisch hingegen werden wir auch hier nicht weiter gehen dürfen als bis zur Annahme bloßer hamitisch-semitischer Aufpfropfungen von verschiedenem Ausmaß und in verschiedener Zeitlage auf einen bereits vorhandenen negroiden, ja vielleicht sogar vornegroiden Grundstock; die Existenz verachteter Elemente wie der Jebir, Midgan (Taf. 78, Abb. 4) und Tomal unter den Somal, in denen auch begeisterte Anhänger der asiatischen Einwanderung uralt eingesessene Autochthonen sehen, gibt in dieser Hinsicht zu denken. Für den semitischen Anteil an dem unleugbar vorhandenen Fremdstoff liegt die Herkunftsfrage ja sehr einfach: Arabien liegt vor der Tür. Wie man indessen den Begriff „Hamiten" anthropologisch definieren soll, ist vorläufig noch eine offene Frage, falls man sich nicht mit dem herzlich wenig besagenden Ausdruck „Mischrasse" zufrieden geben will. So gut und scharf er sprachlich bestimmbar ist, so sehr ermangelt er anderseits noch aller somatischen Unterlagen. Auch hier muß die eigentliche Arbeit erst beginnen.

Völker des Osthorns haben wir bereits in Ostafrika kennen gelernt: die Baïma und die Massai; beider Tradition weist in der Tat auf den Nordosten als Heimat zurück. Das Osthorn selbst wird heute von nur zwei großen Völkerfamilien bewohnt, den Somal und den Galla. Beiden gliedern sich in dem engen Raum zwischen dem Hochland von Abessinien und dem Roten Meer die Afar oder Danakil (Einzahl: Dankali) an. Wie ihre ausgewanderten Brüder sind auch diese Völker alle Hirten und Krieger, außerdem auch noch ungleich bessere Jäger, als es die Massai und Wahuma geblieben sind. Jagd, unstetes Wandern, Kriegs- und Raubzüge gegeneinander, darin gipfelt die Lebensführung dieser ruhelosen, auch heute noch durchaus nicht kraftlosen Stämme.

Im einzelnen zerfallen Galla, Somal und Danakil in zahlreiche Gruppen mit einer Unzahl von Stammeseinheiten; Paulitschke hat sich die Mühe genommen, ihre Namen zu sammeln und kartographisch festzulegen. Insgesamt zählen die Somal nach neueren Schätzungen kaum mehr als 1,5 Millionen Seelen, vielleicht noch weniger; für die Galla und Danakil liegen Schätzungen überhaupt noch nicht vor.

10. Nordafrika.

Mit dem Betreten Abessiniens, Ägyptens und des Teiles von Afrika nördlich der großen Wüste haben wir alten Kulturboden erreicht, womit das Hausrecht der Ethnographie im Grunde genommen aufhört. Wenn wir trotzdem noch einen ganz kurzen Blick auf einzelne Teilgebiete dieser langgestreckten Zone werfen müssen, so geschieht das im Hinblick auf den Umstand, daß sie ethnographisch besonders interessant sind, oder daß die Kultur diese Winkel eben doch nicht erreicht oder sie bloß vorübergehend gestreift hat.

Ein Gebiet der ersten Art ist Abessinien. Bergländer gewinnen im allgemeinen leicht den Charakter des Rückzugsgebietes für bedrängte Völkerschaften der Ebene und damit den eines Sammelplatzes für Elemente der verschiedensten Art und Herkunft. Vielleicht ist auch Abessinien eine solche Zufluchtsstätte; in jedem Fall lagert auch in ihm eine ganze Reihe von Völkerschichten übereinander, über deren Einwanderungsmotive wir nur recht mangelhaft unterrichtet sind.

Die nachweisbare Grundlage der heutigen Bevölkerung ist hamitischer Zugehörigkeit; ob sie ihrerseits noch auf einer Negerschicht aufruht, ist nicht einwandfrei festzustellen. Früh sind dann semitische Elemente von Südarabien herübergekommen, sabäische und himjaritische; auch Juden haben den Weg über Südarabien hierher gefunden und sind vom 9.—13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sogar die Beherrscher des Landes gewesen. Heute gelten für viele Autoren die Falascha als Nachkommen dieser Juden; ihr Gottes-

Kult enthält neben altchristlichen in der Tat auch hebräische Gebräuche, doch verstehen sie weder hebräisch, noch wohnt ihnen der geringste Handelsgeist inne; sie sind vielmehr Eisenarbeiter und Handwerker anderer Art, auch Ackerbauer. Sprachlich stehen sie den hamitischen Agau und Kamant nahe.

Als äußeres Zeichen der vielfachen Beziehungen zu Südarabien — um 525 n. Chr. hat Abessinien den Süden der arabischen Halbinsel sogar mit Kriegsmacht erobert — ist nur das semitische Geez bis heute erhalten geblieben, nicht im täglichen Gebrauch, sondern als Kirchensprache. Gleichwohl ist das Geez die Mutter des heutigen Dialekts von Tigre geworden, und auch die Sprachen von Amhara und Schoa werden als Töchter eines nicht mehr bekannten Seitenzweiges des Geez betrachtet.

Die merkwürdige Rolle des Abessiniens der Gegenwart unter dem tatkräftigen Negus Menelik ist ja bekannt; außer der famosen Negerrepublik Liberia ist Abessinien der einzige von farbigen Christen bewohnte und geleitete unabhängige Staat des ganzen Erdteils und noch dazu ein solcher, der selbst in der europäischen Politik eine Rolle spielt. Dabei ist weder die stoffliche noch die geistige Kultur der Landesbewohner von irgendwelcher bemerkenswerten Feinheit und Höhe; im Gegenteil, das Familienleben ist wenig anmutend, die Arbeitslust im allgemeinen gering, die Baukunst kläglich, das altüberkommene Christentum in ödem Formelkram erstarrt. Um so verwunderlicher muß es erscheinen, wie lediglich der eiserne Wille jenes einen Mannes aus einem Haufen widerstrebender Einzelstaaten ein geschlossenes Reich von solcher Machtfülle hat zusammenschmieden können.

Ob im ältesten Niltal Neger die Grundlage der Bevölkerung gebildet haben, ist eine auch von der Ägyptologie neuerdings viel erörterte Frage; sie hat bisher zu keinem Ergebnis geführt. Was sich als ältestes Element in Nubien und Ägypten nachweisen läßt, ist unzweideutig hamitischer Rassenstellung, womit allerdings, wie wir wissen, auch noch nicht viel gesagt ist. Gleichwohl besitzt auch schon dieses alte Ägypten neben seiner hamitischen Sprache einen ganz bestimmten Bevölkerungstypus, den es beibehalten hat bis auf den heutigen Tag, trotzdem sich seit dem 19. Jahrhundert v. Chr. Geburt eine lange Flucht semitischer Wellen über das Niltal hinweggewälzt hat. Den lebendigen Beweis für dieses wunderbare körperliche Beharrungsvermögen liefert jeder fellachische Bauer besonders des Südens (Taf. 101, Abb. 1 u. 2); ihn erbringt vielleicht noch zwingender die koptische Bevölkerung. In den Städten ist aus erklärlichen Gründen eine stärkere Durchsetzung mit arabischem Blut und damit eine Verwischung der alten Züge erfolgt, doch zeigt auch ihr Straßenleben, soweit es nicht durch den europäischen Fremdenstrom beeinflußt wird, noch recht altertümliche Bilder (Taf. 101, Abb. 2).

Jener Konservativismus erstreckt sich auch auf äußere Dinge. Die Technik des Feldbaues ist noch heute dieselbe wie vor Jahrtausenden; der Fellache bedient noch heute mit derselben unermüdlichen Ausdauer seinen Schwingbrunnen, den Schaduf, wie zur Zeit des Ramses, und noch immer wird das Landschaftsbild durch dasselbe Schöpfrad, die Sakiye (Taf. 102, Abb. 1), belebt wie vor 2000 oder 3000 Jahren.

Das letzte Element, mit dem wir uns auf dem Boden Afrikas zu befassen haben, sind die Berber des Nordrandes, hellfarbige, stattliche Leute, die schon von den Alten scharf von den dunkeln Äthiopiern des Inneren unterschieden wurden. Die Libyer gehörten dazu, auch die Numidier, und mit großer Wahrscheinlichkeit die alten Iberer auf der Nordseite des Mittelmeeres. Von späteren Völkern zählen zu ihnen die Guantschen, die von den Entdeckern vorgefundene Bevölkerung der Kanarischen Inseln; ferner die Basken, der kleine Völkerrest in den Westpyrenäen; die Kabylen in Algerien und Tunis, die Amazirghen im nordwestlichen, die Schlöh (Schelluh, Schloh) im südwestlichen Marokko, die Sanhadscha im Westen, die Imoschagh oder Tuareg in der Mitte der großen Wüste; kleine Stämme südlich von Tripolis im Osten und bis zum Senegal schweifend im Westen.

Insgesamt ist das ein großes Verbreitungsgebiet, besonders unter Hinzunahme des europäischen, in dem es sich gegenwärtig allerdings nur noch um kümmerliche Reste handelt. Wie wir früher bereits (S. 3) gesehen haben, ist es jedoch durchaus nicht ausgeschlossen, daß das vorgeschichtliche Berbertum am Bevölkerungsaufbau Europas in weit stärkerem Maße teilgenommen hat, als wir bis jetzt geglaubt haben. Seitdem wir selbst den blonden Nordeuropäer genetisch mit dem Mittelmeergebiet, ja vielleicht gar mit Nordafrika in Verbindung bringen müssen, stehen wir sozusagen erst am Anfang einer neuen Rassengeschichte, die die altüberkommenen Werte der bisherigen vermutlich sehr stark umwerten wird.

Das körperliche Beharrungsvermögen, das den Besucher des Niltals so sehr in Erstaunen setzt, ist auch dem Berber eigentümlich; auch er hat seinen alten Habitus bewahrt, trotzdem die arabische Völkerwelle der nachmohammedanischen Zeit gerade am Nordrand des Erdteils stärker und nachhaltiger geflossen ist als anderswo; die fast rückhaltlose Übernahme arabischer Sprache und arabischer Kultur kann darüber nicht hinwegtäuschen. Im großen und ganzen finden wir hier eine ganz ähnliche Sachlage wie so vielerorts im negroiden Afrika: die Eindringlinge pfropfen den Vorbewohnern ihre Sprache und dies und das aus ihrer mitgebrachten Kultur auf, im übrigen aber zerschellt ihre Woge wirkungslos an dem unzerstörbaren Felsen des älteren Volkstums.

II. Madagaskar.

Über die Zusammensetzung der Bevölkerung dieser drittgrößten Insel der Erde ist bereits berichtet worden (S. 75). Auch sie zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, von denen hier nur die Anteimerina, der nach seinem Wohnsitz, der Provinz Imerina, genannte Hovastamm, die Betsileo südlich davon, und die Betsimisaraka (Taf. 103, Abb. 1) an der Ostküste um Tamatave genannt seien.

Das ursprüngliche Volkstum hatte natürlicherweise viel Indonesisch-Malaiisches: die Kleidung aus Sarong und Lamba, einem schön gemusterten gewebten Umschlagtuch, das Blasrohr, das Auslegerboot, den allerdings nicht allgemeinen Anbau von Reis und Zuckerrohr, die religiösen Anschauungen und Sagen, das Tabu und anderes mehr.

Die politische Verfassung war ein Feudalstaat, in dem der hohe Adel die Macht der Herrscher recht einzuengen gewußt hat, zumal unter den weiblichen Regenten, die seit 1828 der Zahl nach überwiegen (Ranavalona I. 1828—61, Rasoaherina 1863—68, Ranavalona II. 1868—83, Ranavalona III. 1883—96). Schon 1642 war Madagaskar von den Franzosen besetzt worden, doch hatten sie sich nie recht ernstlich um die Insel gekümmert. Erst als die Gefahr einer englischen Besetzung in immer greifbarere Nähe rückte, hat Frankreich sich auf seine alten Rechte besonnen; 1894 hat es mit der tatsächlichen Besitzergreifung begonnen, und 1896 ist Madagaskar zum unmittelbaren französischen Kolonialbesitz erklärt worden.

VIII. Vergleichende Völkerkunde.

1. Anfänge und Urformen der menschlichen Gesellschaft.

Der Mensch ist ein zoon politikon, ein durch und durch geselliges Wesen, das ohne zeitweilige oder dauernde Verbindung mit seinesgleichen gar nicht gedacht werden kann. Die von der Natur gegebenen Vereinigungsmöglichkeiten sind für Angehörige verschiedenen Geschlechts der Geschlechtstrieb, für gleichgeschlechtliche die Sympathie, oder, wie Heinrich Schurtz will, ebenfalls eine bestimmte triebartige Empfindung: der Geselligkeitstrieb. Aus beiden Trieben erwachsen bestimmte Organisationen: aus dem Sexualtrieb als nächstliegendes die Familie, und als deren Weiterbildung die Sippe, Horde oder Großfamilie, und der Stamm; aus dem Geselligkeitstrieb aber Altersklassen und Männerbünde.

Die Familie ist als Ausgangspunkt der Gesellschaftsbildung nicht immer anerkannt worden; die älteren Ethnologen nehmen an ihrer Stelle ein urzeitliches Stadium der Promiskuität an, eine Geschlechtsgenossenschaft, in der es eine feste Ehe überhaupt noch nicht gab, wo vielmehr vollkommene Weibergemeinschaft geherrscht habe. Lediglich zwischen der Mutter und den Kindern habe ein festeres Band bestanden, und daraus sei jene neue Form der Vergesellschaftung hervorgegangen, die wir die mutterrechtliche Familie oder das Matriarchat nennen.

Dieses Mutterrecht mutet uns recht seltsam an. Weder die Frau, noch auch die Kinder treten in die Familie des Mannes ein; jeder der Gatten bleibt vielmehr bei seiner eigenen Sippe. Der Mann bleibt unter diesen Umständen seiner Frau und seinen Kindern sozusagen ein Fremder; jedenfalls ist er mit ihnen weitläufiger verwandt als die Brüder der Frau, deren ältester als der eigentliche Beschützer der Familie gilt. Auch das Erbrecht ist, wie wir oben bei der Eanda der Herero gesehen haben (S. 80), ganz im Sinne dieser mütterlichen Vorherrschaft geregelt.

Auch heute noch ist das Mutterrecht weit unter den Naturvölkern verbreitet, doch sucht die moderne Ethnologie seinen Ursprung nicht mehr in der Geschlechtsgenossenschaft, sondern stellt sich mehr und mehr auf den Boden der von Heinrich Schurtz aufgestellten Lehre von dem Überwiegen des Gesellschaftstriebes bei der Ausgestaltung der ursprünglichen sozialen Ordnung.

Auch bei den tiefststehenden Völkern ist die Familie die einzige klar erkennbare Gesellschaftsform. Durch natürliche Vermehrung entsteht aus ihr die Horde oder Großfamilie, in der sich zwei natürliche Verschiedenheiten vorfinden, die des Alters und die des Geschlechts. Der Geselligkeitstrieb veranlaßt nun die Männer, auch nach der Verheiratung fester mit ihren Alters- und Geschlechtsgenossen verbunden zu bleiben als mit der Gattin; sie bilden Männergesellschaften. Gleichzeitig sondern sich bestimmte Gruppen und Altersklassen ab und bewohnen ebenso wie die Männerbünde eigene Häuser, in denen sie sich leicht zu streng abgeschlossenen Klubs und Geheimbünden entwickeln. Wir haben an den verschiedensten Stellen der Erde derartige Organisationen kennen gelernt.

Durch die Absonderung des Mannes wird die Frau isoliert; sie wird gleichzeitig der Mittelpunkt der Familie, und zwar der mutterrechtlichen. Das — nicht die Promiskuität — ist nach Schurtz[1]

[1] H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig 1900.

der eigentliche und wirkliche Sinn des Matriarchats; es ist nicht die Vorstufe des Familienlebens, sondern die Folge seiner Verkümmerung. Die alte Lehre von der Promiskuität hat nur aufkommen können auf Grund der Verkennung einer Erscheinung, wie sie uns in überaus typischer Form auf Jap und den Palau und bei den Marshall entgegentritt: wo wir jene Männerbünde und Altersklassen finden, da ist es auch Sitte, daß die Mädchen, hier und da sogar auch die Frauen, sich zeitweilig in die Männerhäuser begeben, um dort die Gesellschaft des anderen Geschlechts in freier Liebe zwanglos zu teilen.

Die Herausbildung der vaterrechtlichen Familie ist am einfachsten zu erklären aus dem Verfall der Männergesellschaft, der zugleich eine Festigung der Familien- und Sippenbande bedeutet. Jetzt folgen die Kinder nicht mehr der mütterlichen Sippe, sondern sie treten, wie auch die Mutter selbst, in die des Vaters ein.

Eine höchst seltsame Übergangs- und Zwischenstufe zwischen mutter- und vaterrechtlicher Familie ist die **Couvade**, das Männerkindbett. Bei ihr geht, nachdem sich die Frau ihren gewohnten Beschäftigungen wieder hingegeben hat, der Vater ins Wochenbett, läßt sich pflegen, empfängt Besuche, kurz, benimmt sich der Sachlage angemessen. Die Couvade ist ursprünglich weit in der Welt verbreitet gewesen; so im alten Europa in Béarn, bei den Basken, den alten Iberern und auf Korsika, in Asien in China und Indien. In Amerika ist sie noch in neuerer Zeit beobachtet worden.

Die Schurtzsche Theorie könnte den Gedanken an die **Monogamie** als die Urform der Ehe nahelegen; bei einigen niedrigstehenden Völkern, den Mincopie auf den Andamanen, den Wedda auf Ceylon, den Kubu auf Sumatra, ist die Einehe in der Tat auch vorhanden. Im allgemeinen besteht sie jedoch nicht als Regel und Gesetz. Anderseits läßt sich auch die **Polygamie** oder Vielehe nicht als Norm aufstellen. Der Sachlage wird man wohl am besten mit der Fassung gerecht, daß die Form der Ehe in erster Linie ein Ausfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse des einzelnen und des Zahlenverhältnisses der beiden Geschlechter ist. Wo die Zahl der Frauen groß, da kann und wird sich der Vermögende oder Mächtige so viel Frauen erwerben, wie er zu bezahlen imstande ist; der Arme hingegen ist in der ganzen Welt monogam.

Die Entwickelung der kleinen gesellschaftlichen Verbände der Sippe und Horde zum Stamm und zum Staat ist mit der Einrichtung der **Häuptlingschaft** eng verknüpft. Nach neueren Anschauungen hat auch hier die Anwendung und Weiterbildung der Schurtzschen Theorie recht viel für sich: nicht die Sippe ist der Keim zum Staat; das sind vielmehr die Altersklassen und Männerbünde. Und nicht der Sippenführer ist der Herzog in Kampf und Krieg, sondern das gewählte Oberhaupt jener eingeschlechtigen, auf der Geselligkeit beruhenden Verbände.

Eine Begleiterscheinung der mutterrechtlichen Sippe ist die **Exogamie**, der Zwang, stets nur ein Mitglied einer anderen Sippe zu heiraten; eine weitere schließlich der **Totemismus**, der Glaube, nach dem die Sippe zu einem bestimmten Tier, einer Pflanze, einer Naturerscheinung, seltener auch zu einem Gerät in einem bestimmten, meist genetischen Verhältnis steht. Der Name ist der nordamerikanischen Völkerkunde entnommen, wo die Odjibwä sich der Zeichnung ihres Sippentieres als Namensunterschrift bedienten (vgl. S. 37).

2. Anfänge und Urformen der menschlichen Wirtschaft.

a) Wirtschaftsformen.

(Hierzu Tafel 104.)

Wirtschaft nennen wir alle auf die Befriedigung unserer Bedürfnisse gerichteten Handlungen. In erster Linie ist das der Nahrungserwerb, doch gehört zu ihr im weiteren Sinn auch die Beschaffung von Schutzmitteln, von Kleidung und Wohnung, kurz aller zu unserer Lebensführung notwendigen materiellen Dinge. Aus erklärlichen Gründen steht die Wirtschaft nach Zahl, Art und Umfang der von ihr benutzten Objekte in engster Wechselbeziehung zu den gesellschaftlichen Zuständen eines Volkes: weder der unstet schweifende Buschmann, noch der nomadisierende Kirgise werden eine vielgestaltige und schwere Ausstattung mit sich herumschleppen können und wollen; dafür neigt jedoch der Nomade ungleich mehr zu Raub und Krieg als der seßhafte Ackerbauer.

Die offenkundigen Unterschiede in der Wirtschaft des Menschengeschlechts haben schon früh zur Aufstellung von Stufenfolgen und Klassifikationen geführt. Lange hat man an die von Friedrich List aufgestellte Aufeinanderfolge von Jagd — Viehzucht — Ackerbau geglaubt, doch ist dieses Schema neuerdings endgültig verlassen worden. Viel verwandt werden hingegen auch heute noch die Schemata von Ernst Grosse und Alfred Vierkandt, die beide im großen und ganzen übereinstimmen. Grosse unterscheidet:

1) Niedere Jäger (Buschmänner, Pygmäen, Wedda, Mincopie, Kubu, Aëta, Toāla, Tasmanier, Australier, Feuerländer, Botokuden, Bororo, Kalifornier, Eskimo (!) und Aleuten);

2) Höhere Jäger (Nordwestamerikaner, Athapasken, Nordostasiaten: Itelmen usw.);

3) Viehzüchter (Türken, Kirgisen, Mongolen, manche Tibeter, Jakuten, Samojeden, Tungusen, Tschuktschen und alle Völker zwischen Tibet und

dem Eismeer, zwischen Kaspisee und Stillem Ozean; ferner die Toda, Lappen, Araber. In Afrika die Dinka, Nuēr, Bari, Massai, Galla, Somal, Kaffern, Herero, Hottentotten, Fulbe, Wahuma. In Amerika seit 1492 die Pampasbewohner);

4) Niedere Ackerbauer (die meisten Afrikaner, viele Südasiaten, fast alle Indonesier, alle Ozeanier, ganz Amerika außer dem Nordwesten, den Eskimo und Feuerländern sowie außer Peru und Mexiko);

5) Höhere Ackerbauer (die Kulturvölker, auch Altperu und Altmexiko, China, Japan und die kolonialen Kulturen).

Derartige Klassifikationen sind stets recht verdienstvoll, auch wenn sie keinerlei zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Stufen ausdrücken wollen. Anderseits wird keine von ihnen dem wirklichen Formenreichtum der menschlichen Gesamtwirtschaft jemals gerecht werden können. Wesentlich aus diesem Grunde ist man neuerdings dazu übergegangen, lediglich zwei Gruppen zu unterscheiden: die primitivere der bloß aneignenden Wirtschaft und die höhere vorsorglichere der Produktionswirtschaft. Von ihnen begnügt sich jene mit den freiwilligen Gaben der Natur, während diese deren Gabenschatz auf Grund steigender Erfahrung in bestimmter und zielbewußter Weise zu mehren und zu verbessern sucht. Je nach der Beschaffenheit des Landes wird dabei das eine unstete Sammlervolk mehr der Jagd, das andere mehr dem Fischfang, das dritte dem Zusammentragen von kleineren Lebewesen, Früchten u. dgl. obliegen. Die Tasmanier und Australier, die Buschmänner und Pygmäen, die Feuerländer und Botokuden, die Toāla und Kubu und andere mehr sind Beispiele für jede dieser Kategorien.

Die für die menschliche Wirtschaft charakteristische Arbeitsteilung zeigt sich bemerkenswerterweise schon auf dieser tiefsten Stufe: während der Mann in der Hauptsache für die tierische Nahrung sorgt, also jagt und fischt, sammelt die Frau mehr die pflanzliche Zukost; sie gräbt Wurzeln und Knollenfrüchte und liest auf, was an Eßbarem auf dem Erdboden zu finden ist.

Bei dieser Tätigkeit hat die Frau den Ackerbau erfunden; indem sie nicht alle Wurzeln ausgrub, nicht alle Grassamen abstreifte, ist sie zu dem für den Wilden sehr schwierigen Prinzip der Enthaltsamkeit gelangt, von dem es bis zum bewußten Aussäen des Samens und zum Pflanzen nur noch ein — allerdings nicht kleiner — Schritt war. Doch die Frau hat ihn getan, und damit hat sie sich eins der größten Verdienste um die Kulturentwickelung der Menschheit überhaupt erworben. Gekrönt hat sie ihr Werk durch zwei andere Kulturtaten: einmal die Entwickelung des häuslichen Herdes, den sie schuf, indem sie um das steter Verlöschungsgefahr ausgesetzte Dauerfeuer das schützende Haus erfand, zu dessen behaglicher Wärme sich der schweifende Mann mehr und mehr hingezogen fühlte; sodann durch die Erfindung der Töpferei. Diese, wie auch der Ackerbau selbst sind bei den Kulturvölkern seit langem zur Männersache geworden; eine Erinnerung an die Anfänge besitzen wir aber noch in der Pflege des Haus- und Gemüsegartens durch die Hausfrau. Bei den Naturvölkern ist die Frau nach wie vor die Hüterin des gesamten Feldbaues überhaupt.

Der Entwickelungsgang zum Ackerbau läßt bereits erkennen, daß diese Wirtschaftsform älter sein muß als die Viehzucht. Letztere hat sicher verschiedene Ausgangspunkte, so vor allem die Spielerei, indem man Tiere (Goldfische, Singvögel, Papageien u. dgl.) zur bloßen Unterhaltung hält; sodann die beginnende Einsicht des möglichen Nutzens, wofür Hund und Katze Belege sind; schließlich vielleicht religiöse Ideen, wie wir sie im Totemismus vertreten finden. Die Heranziehung unserer Hauptnutztiere an den Menschen, vor allem des Rindes, ist noch immer unerklärt; ganz besondere Schwierigkeit bereitet vor allem die Erklärung einer Steigerung der Milchproduktion über die des wilden oder doch bloß gehaltenen Tieres hinaus. Die Kühe der Herero, der Dinka und anderer Hirtenvölker geben auch jetzt nur erst wenig mehr Milch, als für die Ernährung des Kalbes notwendig ist.

Der von den Naturvölkern geübte Feldbau arbeitet mit nur wenigen und einfachen Mitteln, dem Grabstock, der Hacke und der Sichel; tierischer Kräfte bedarf er noch nicht. Diese sind dagegen bezeichnend für die höheren Formen des Ackerbaues, die mit dem Pflug arbeiten. Die Zugtiere ermöglichen dabei gleichzeitig auch noch eine rationelle Düngung.

Die höchste Form der Feldwirtschaft ist der Gartenbau. Gleich dem Hackbau der Neger verzichtet er wieder auf das Zugtier, kultiviert die beetförmigen Flächen dafür aber um so intensiver mittels des Spatens und der Düngung. Bei uns findet sich diese Form in größerem Maßstabe nur in der Umgebung der Großstädte, wobei einzelne Städte ganz bestimmte Wirtschaftsgattungen bevorzugen: so Erfurt und Quedlinburg die Blumenzucht, Magdeburg, Braunschweig, Hannover und Mainz diejenige von Spargel und Gemüse, Lübbenau die der Gurken und so fort. In Spanien sind die sogenannten Vegen Stätten solchen Gartenbaues; in Italien große Teile des Landes; in China und Japan endlich das ganze Land, soweit es überhaupt in Anbau genommen ist.

Betrachtet man die Naturvölker auf ihre Wirtschaftstechnik hin, so ergeben sich etwa folgende Grundzüge.

Auch schon die aneignende Wirtschaft arbeitet mit recht vielgestaltigen und oft sinnreichen Apparaten und Maschinen. Das Einfachste ist der Grabstock des Buschmannes und des Australiers, doch beschwert man ihn oft mit einem Steinring, um ihn wuchtiger und wirksamer zu machen. Den Übergang zur eigentlichen Jagd bilden die Haken, mit denen dieselben Völker kleine Säuger aus ihren Erdlöchern, brütende Vögel aus dem Nest hervorzerren; sodann die bekannten Fallgruben, schließ

sich mechanisch auslösende Fallen selbst. Ein paar Typen von diesen aus dem Süden von Deutsch-Ostafrika stellen die Abbildungen 7, 8 und 10 auf Tafel 104 dar. Jede zeigt ein anderes Prinzip: Abb. 7 das der Armbrust bzw. des Bogens, Abb. 10 das des Netzes, Abb. 8 das des Schwippgalgens. Knabbert bei Abb. 7 die Ratte, oder welches Tier es sonst sei, an dem in der Aushöhlung befestigten Köder, so löst sich weiter hinten der kleine Drehstab, und der scharfe Pfeil bohrt sich dem Tier durch den Schädel. Eilt es, von Menschen gejagt, seinen Wechsel entlang, so findet es sich plötzlich in den Maschen eines Netzsackes, der sich um so enger an seinen Körper anschmiegt, je mehr es vorwärts drängt. Die Schwippgalgen endlich beruhen auf dem Prinzip des Gleitschlittens und der Schlinge. Stößt das Tier, ganz gleich, ob es, wie hier, der brütende Vogel ist, dem man die Falle über das Nest stülpt, oder die Antilope, die die afrikanische Wildnis durcheilt, mit dem Kopf gegen das Netz, so buchtet dieses sich aus und wird gleichzeitig kürzer. Dadurch gleitet der kleine Schlitten am oberen Netzrande etwas heran; ein Ende des Haltestäbchens für den Schwippbaum wird frei; es schlägt herum; der scharf angespannte Baum schlägt zurück; die Schlinge zieht sich blitzschnell zusammen und erwürgt das Tier. Dieses Schwippgalgensystem ist für Afrika nahezu allgemein; allein im Süden von Deutsch-Ostafrika habe ich es in mehr als einem Dutzend verschiedener Formen und für die verschiedensten Tiergrößen gefunden. Auch der Selbstschuß mit Bogen und Pfeil beruht dort auf demselben Prinzip des Gleitschlittens.

Ein schier unübersehbares Wirtschaftsgebiet ist die Jagd. Wohl aus diesem Grunde ist sie auch noch nicht monographisch behandelt worden. Die Methoden schwanken zwischen der elementaren, direkt noch ans Tierische grenzenden Verfolgung des Wildes durch den Buschmann und dem Bau kilometerlanger Zäune bei anderen Völkern, dem hinterlistigen Anschleichen mit dem vergifteten Speer oder Pfeil und dem mutvollen Angriff mit der blanken Waffe auf das heranstürmende Tier.

Auch in der Fischerei ist der primitive Mensch von bemerkenswerter Erfindungsgabe gewesen. Die allgemein verbreitete Reuse ist schließlich nur eine Weiterbildung des urwüchsigen Fischzauns, wie Abb. 4 ihn darstellt. Auch die Erfindung des Netzes und des Fischspeeres hat nahegelegen. Weniger allgemein und vielfach erst durch den Europäer eingeführt ist bei den Naturvölkern hingegen die Angel.

Das Problem des Zerkleinerns und Verfeinerns der Nahrungsmittel hat die Menschheit für die harten Körnerfrüchte ganz allgemein durch die Erfindung des Reibsteines zu lösen gewußt, während dem voraufgehenden Prozeß des Enthülsens der fast ebenso verbreitete Mörser dient. Weichere Materialien werden im Mörser direkt zerstampft. Der Rhythmus an Reibstein und Stampfmörser, wie ihn die Abb. 1 auf Taf. 104 sowie Abb. 3 u. 4 auf Taf. 101 verdeutlichen, bildet in Afrika wie im subtropischen Amerika den Grundakkord in der Lebenssymphonie der Eingeborenen. Wo Maniok, Banane, Bataten, Brotfrucht, Sago und ähnliches das Normalgericht abgeben, haben natürlich andere Zubereitungsmethoden erfunden werden müssen. Die überaus sinnreiche Entgiftung des Maniok durch das Tipiti im tropischen Südamerika haben wir auf S. 48 bereits kennen gelernt.

Das universale Küchengerät vor der Erfindung des Kochens war der Stab, auf dessen Spitze der Urmensch sein Stück Fleisch über das Feuer hielt. Aus ihm haben sich unser Bratspieß, in anderer Richtung aber der Rost entwickelt (Abb. 2), dessen jüngste und höchste Form wir in unserem Grill vor uns sehen. Manche Völker, ja fast alle Ozeanier haben den anderen Weg des Dünstens auf heißen Steinen und in glühender Asche gewählt; zum Kochen sind sie überhaupt nicht vorgeschritten.

Das Kochen selbst ist jung; es ist, wie wir wissen, eine Erfindung der Frau. Eine vorkeramische Urform des Kochtopfes zeigt uns das Bastgefäß von den Nikobaren auf Taf. 24; höhere Formen, zugleich auch die des Herdes, führt Taf. 104, Abb. 3 u. 11 vor. Endzweck der Erhöhung und Hohlstellung des Topfes ist neben der Möglichkeit, das Feuerungsmaterial passend anzubringen, auch die Erzeugung genügenden Zuges.

Ein paar Blicke in die schon recht späte Technik des Brotbackens zeigen uns die Bilder auf Taf. 41, Abb. 2, und 104, Abb. 6. Ob die Pueblo und die Sibirier diese Kunst aus sich selbst erlernt haben, oder ob sie vom Weißen entlehnt worden ist, wird schwer zu entscheiden sein. Für das letztere spricht die immerhin auffallende Erscheinung, daß der Neger, trotzdem er sich stellenweise sogar zum Rechen (Abb. 9), ganz allgemein aber zum Speicher versteigt, über den polentaartigen Brei seines Ugali und Fufu nicht hinausgekommen ist. Brot kennt er nicht.

Schon fast zur Gruppe der Genußmittel gehört, obwohl es ein physiologisches Erfordernis unseres Körpers ist, das Salz. Die Ozeanier decken ihren Bedarf in einfachster Weise durch Hinzutun von Seewasser an ihre Speisen; andere Völker, wie die Neger, deren Chlornatriumbedürfnis bei ihrer vegetabilischen Ernährung ziemlich groß ist, suchen es in den mannigfachsten Weise zu erwerben. Nicht ohne Grund sind um die Steinsalzlager des Saharagebietes und um die Solquellen des äquatorialen Teils seit Jahrtausenden blutige Kämpfe geführt worden, und noch heute ist es der Salzhandel, der in vielen Teilen Afrikas die erheblichsten Menschenmassen in Bewegung setzt. Ein Auslaugungsverfahren salzhaltiger Erde, die durch das periodisch geübte Abbrennen der Gras- und Unterholzbedeckung des Bodens imprägniert worden ist, und das ich bei Massassi im Süden Deutsch-Ostafrikas beobachtete, zeigt Abb. 5; die Sole wird in flachen Gefäßen verdampft.

b) Die Genußmittel.

(Hierzu Tafel 105.)

Außer den lediglich zum Unterhalt seines Körpers dienenden Stoffen hat der Mensch auch andere zu entdecken gewußt, die ihm das Dasein über das bloße Dahinleben hinaus verschönern sollen: die Genußmittel. Ihr Studium ist noch nicht ganz abgeschlossen, doch läßt sich schon heute sagen, daß sie in irgendeiner Form wohl universal sind. Zum großen Teil sehr alt und weit verbreitet sind die anreizenden und anregenden Getränke; seit der Umspannung der Erde durch den Weißen ist ebenso allgemein auch der Tabak. Seltsamerweise stimmt der Rassengeschmack weder in dem substantiellen Genuß der Getränke, noch in dem weniger materiellen der Narkotika vollkommen überein. Wir Weißen schätzen den Alkohol und den Tabak in jeder Form; wir haben auch Kaffee und Tee, wenn auch von Nation zu Nation mit ungleich starker Begeisterung übernommen, aber wir haben uns Betel und Hanf, Opium und Kawa einstweilen noch ebensoweit vom Leibe gehalten wie den Fliegenschwammabsud des Kamtschadalen. Dem Malaien ist dafür der Betel, dem Semiten der Kaffee, dem Polynesier die Kawa das zusagendste Anregungsmittel.

Der Tabak blickt auf eine geradezu verblüffend schnelle Eroberung des Erdenrundes zurück, seitdem er mit der Entdeckung Amerikas vor 400 Jahren seinen Siegeszug begann. Dennoch wäre es verfehlt, das Rauchen in vorkolumbischer Zeit als etwas spezifisch Amerikanisches zu betrachten; es ist im Gegenteil auch bei uns in Europa weit älter, ja es reicht sogar bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Rauchgeräte hat man in italischen und galloromischen Gräbern gefunden, und zwar Pfeifenköpfe aus gebranntem Ton, Eisen und Bronze, die sich von den heute gebräuchlichen in der Form nicht sehr weit unterscheiden. Vorgeschichtliche Pfeifen sind in manchen Gegenden Irlands und Schottlands, in Grabhügeln Hollands, römische in der Schweiz, im Berner Jura und in Rom selbst mehrfach gefunden worden.

Was damals geraucht worden ist, kann man nur vermuten. Anderseits ist bekannt, daß selbst die Indianer, denen das Rauchen noch eine heilige Zeremonie war, durchaus nicht immer Tabak, sondern die verschiedensten Dinge rauchten, allerlei aromatische Kräuter, besonders aber die Rinde einer roten Weide. Nach Plinius rauchten die Barbaren Binsen, deren Rauch sie munterer und kräftiger mache. Die Skythen berauschten sich durch den Dunst von Hanf, den sie auf heiße Steine streuten. Huflattich ist als Heilmittel durch ein Rohr geraucht worden. Um Rauchkräuter sind also auch die Alten nicht in Verlegenheit gewesen.

Seltsamerweise hat der sonst durchaus nicht sehr erfinderische Neger die meisten Pfeifenformen hervorgebracht. Wohl die urwüchsigste Form wird in Abb. 30 wiedergegeben. Fehlt dem Karawanenträger Ostafrikas, aber auch dem Betschuanen oder dem Südostkaffern jedes andere Rauchgerät, so zögert er nicht, irgendwo am Wege zwei Löcher in die Erde zu bohren, ein senkrechtes und ein sich mit jenem in der Erde vereinigendes schräges. Hat er Wasser, so füllt er dieses Paar kommunizierender Röhren bis zu einer gewissen Höhe. In den trichterförmigen Oberteil der senkrechten steckt er schließlich seinen Tabak. Das Rauchgeschäft geht dann in der in Abb. 30 geschilderten Weise vor sich.

Fast ebenso einfach, nur wesentlich angenehmer, ist die andere Form der frisch gebrochenen Bananenrippe mit aufgesteckter Tabaksdüte (Abb. 1), wie sie von eben jenen Karawanenleuten des Ostens, besonders aber von den Zwergen des Urwaldes oftmals gebraucht wird. Sie hat den Vorzug, den Rauch durch den natürlichen Feuchtigkeitsgehalt des Rohres schön zu kühlen. Prachtformen afrikanischer Tonplastik und Holzschnitzkunst sind dagegen die Pfeifen der Bali (Abb. 14), der Baluba (Abb. 17), der Waganda (Abb. 11) und der Wanjassa (Abb. 4).

Nach der Gebrauchsart unterscheidet der Neger Trockenpfeifen und Wasserpfeifen. Geraucht wird aus ihnen außer Tabak auch Hanf, zuweilen im selben Bezirk; meist sind jedoch die Tabakprovinzen von den Hanfprovinzen getrennt. Für die Trockenpfeifen bietet in Südafrika der im frischen Bruch schneidbare Serpentin ein gern benutztes Material, das ebensowohl zu ganz einfachen Pfeifen von der Form einer Zigarrenspitze wie zu solchen von der Form der Abb. 8 verarbeitet wird. Die über den ganzen Süden verbreiteten Wasserpfeifen führen als Wasserbehälter stets ein Kuh- oder Antilopenhorn, in welches das Dampfrohr seitlich, entweder im rechten Winkel oder schräg nach der Spitze zu bis zum Grunde hinabführt (Abb. 10). Der Rauch wird von dem weiten Ende des Hornes aus eingesogen. Bei den Wasserpfeifen der übrigen Afrikaner dienen als Wasserbehälter meist Flaschenkürbisse (Abb. 9 u. 18), die Hohlfrucht des Affenbrotbaums, Bambus (Abb. 4) und Holzzylinder. Der Kopf ist meist einfach; in Abb. 4 läuft er in zwei ibisähnliche Vogelformen aus. Von gewaltigem Ausmaß waren die Kürbisbehälter der Wasserpfeifen bei den Baluba und Baschilange zu Wissmanns Zeit; sie dienten, wie wir früher (S. 90) gesehen haben, dem Hanfgenuß, der zu einem wirklichen Kultus herausgebildet worden war.

Bei den Trockenpfeifen des mittleren Afrika besteht das Rohr meist aus Holz, nur hier und da aus Eisen. Bei den Waganda, Wanjoro und Wassoga erreicht es 1,5 m Länge (Abb. 11), bei den Monbuttu (Mangbattu) gar 2,5 m (Abb. 2). Die Formen der Köpfe bewahren trotz ihrer Verschiedenheit von Stück zu Stück einen merkwürdig scharf ausgesprochenen Stammescharakter, so daß man sie fast als ethnographisches Leitmotiv ansprechen

konnte. Ganz unverkennbar sind die in der Literatur gewöhnlich als Balupfeifen bezeichneten Kunstwerke aus dem Kameruner Grasland (Abb. 13 u. 14), die meist sehr stark stilisierte Menschen oder Tiere darstellen und aus Ton geformt oder aus Bronze gegossen werden. Einheitlich im Charakter sind auch die hochelegenten Ugandapfeifen (Abb. 11), diejenigen von der Goldküste und ihrem Hinterland Aschanti (Abb. 5), aus Gabun (Abb. 7) und vom oberen Nil (Abb. 3). Die Abb. 6, 12 und 15—17 geben noch einige andere Beispiele aus dem afrikanischen Typenschatz.

Die Ozeanier haben nur wenige Pfeifenformen entwickelt, hauptsächlich wohl infolge des Vorherrschens der Kawa in Polynesien und des Betels im Westen des Stillen Ozeans. Die merkwürdige Form des Baubau (Abb. 29) und seine eigenartige Verwendung ist oben (S. 61) gebührend hervorgehoben worden. Von den Australiern wissen wir seit Cooks Zeiten, daß sie narkotische Pflanzen kauen, rauchen und schnupfen; besondere Geräte benutzen sie dabei jedoch nicht. Die aus Australien stammende, aus einem Emubein gefertigte Pfeife, die in Abb. 19 wiedergegeben wird, ist sicher auf fremden Einfluß zurückzuführen.

In Asien tritt zu den Pfeifen für Tabak und Hanf die andere für das Opium. Formen der ostasiatischen Tabakspfeife sind auf Taf. 8, Abb. 7, und Taf. 10, Abb. 2, wiedergegeben worden. Ein paar arktische, von den Eskimo stammende Typen zeigen die Abb. 21 und 22 auf Taf. 105; ihr oftmals aus fossilem Elfenbein oder Knochen gefertigter Körper ist gern der Gegenstand einer reichen und eigenartigen Ornamentierung.

Eine besondere Pfeifenprovinz bildet der islamische Orient. Die Wasserpfeife mit ihren vielfachen Abwandlungen, wie dem Nargileh und der Huka, waltet vor, doch legt man auch auf die Ausgestaltung der Trockenpfeifen großes Gewicht. Der bekannte Tschibuk ist vielleicht die geschmackvollste aller Pfeifenformen überhaupt.

Der Eigenschaft Amerikas als Heimat des Tabaks entspricht sein Reichtum an Pfeifenformen nur zum Teil. Die Trockenpfeife ist durchweg die Regel. Einige südamerikanische Formen zeigen die Abb. 20 u. 23—25. Anderswo raucht man Zigarren, zuweilen sogar unter Zuhilfenahme ganz merkwürdiger Traggestelle für die allerdings sehr stattlichen Rauchrollen (Taf. 55, Abb. 2); am weitesten verbreitet ist aber in Südamerika das Schnupfen, das jedoch nicht mit der bloßen Hand ausgeführt wird, sondern mittels sinnreich erdachter Systeme von Röhrenknochen; man bläst sich, wie Abb. 1 auf Taf. 55 zeigt, aromatische Kräuterpulver entweder in die eigene Nase, oder aber zwei Freunde benutzen zu dem Zweck ein System x-förmig gekreuzter Röhrenknochen, durch die sie sich den Tabak gegenseitig tief in das Riechorgan treiben.

In Mittelamerika fanden die Entdecker nur die Zigarre vor; mit dem Gegenstand selbst haben wir, wie bereits früher (S. 48) betont worden ist, auch den Namen übernommen. Nordamerika endlich ist Pfeifenland durch und durch. Wie alt die Pfeife hier ist, wissen wir nicht, doch haben die alten Moundbuilders sie bereits besessen. Mac Guire hat neuerdings nicht weniger als 15 Klassen vorkolumbischer Pfeifen aufstellen können, deren Formenreichtum zwischen der einfachen Tonröhre und phantastischen Plastiken (Abb. 27) schwankt. Auch die heutigen Indianer lieben die Phantastik, wie sowohl die Pfeife der Haida (Abb. 28) als auch die bekannte Friedenspfeife (Abb. 26) dartun. Der ebenso bekannte Tomahawk ist ursprünglich ein steinbewehrter Streithammer; durch die Weißen ist sodann die Eisenklinge eingeführt worden; schließlich hat man das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, indem man den Rückenteil der Axt zugleich zu einer Pfeife ausgestaltete.

c) Gewerbe und Handel.

Was die Natur freiwillig hervorbringt und was Landwirtschaft und Viehzucht erzeugen, nennen wir Urproduktion. Die Umwandlung dieser Rohstoffe zu neuen wirtschaftlichen Produkten nennen wir Gewerbe. Bei den Kulturvölkern ist allmählich ein großer, bei einigen sogar der größte Teil der Volkswirtschaft zum Gewerbe geworden; bei den Naturvölkern hingegen zeigen sich erst Ansätze dazu oder doch nur ganz bestimmte Formen, die einer kurzen Betrachtung bedürfen.

Die theoretische Unterstufe aller menschlichen Wirtschaft ist, was Bücher die „geschlossene Hauswirtschaft" nennt: jedermann fertigt sich die Dinge, die er braucht, selbst. Infolgedessen ist der persönliche Einfluß des Menschen auf seine Geräte und Werkzeuge größer als auf höheren Stufen; jedes Stück hat einen individuellen Charakter. Bis zu einem gewissen Grad entspricht auch die gegenwärtige Wirklichkeit bei den Naturvölkern noch diesem Bilde; in jedem Fall ist die ausgeprägte künstlerische Ausstattung, wie sie in unseren Völkermuseen doch eigentlich jedes Gebrauchsstück der Naturvölker zur Schau trägt, der sichtbare Beweis für jenen höchst innigen persönlichen Zusammenhang zwischen Verfertiger und Erzeugnis.

In einer bestimmten Richtung wird jedoch diese älteste Gewerbeform auch schon ganz zu unterst unterbrochen, nämlich in der bereits gestreiften Zuteilung der Töpferei und einiger anderer Betätigungen an die Frau, der Jagd und des Fischfanges an den Mann.

Eine weitere Differenzierung tritt durch die ungleiche Verteilung der Rohstoffe über die Erde ein; was dem einen Stamm fehlt, hat der andere in Überfluß oder in besonderer Güte und umgekehrt. Daraus entwickelt sich leicht ein Tausch-

und Marktverkehr und gleichzeitig auch das weitverbreitete Stammes- oder besser Gruppen- oder Ortsgewerbe, dessen Wesen darin besteht, daß eben gerade die von der Natur begünstigte Gruppe oder Örtlichkeit sich einer bestimmten Gewerbtätigkeit widmet. Das Ortsgewerbe ist besonders in Afrika häufig; es haftet dort meist sogar an bestimmten Familien, die erklärlicherweise ein besonderes Interesse an der Aufrechterhaltung ihrer Monopolstellung haben. Bei anderen Völkern wieder wird der Wettbewerb durch die verachtete Stellung einzelner Gewerbe (oft der Schmiede) hintangehalten.

Dasselbe Afrika weist aber auch die entgegengesetzte Einschätzung des Gewerbes auf. Im alten Joruba gab es einen Schmiede-, einen Schneider- und einen Schlächtersultan bei Hofe; in Dar Fur erschienen unter den Hofbeamten die Oberaufseher der Schmiede, der Wollenweber, der Lederarbeiter, der Zeltmacher und andere mehr. In Wadai endlich wird der Schmiedesultan sogar als eine Art Schattenkönig behandelt.

Über die anderen Erdteile sind wir weniger unterrichtet als über Afrika, dessen Gewerbe Heinrich Schurtz einer trefflichen Bearbeitung unterzogen hat[1]. In Südamerika ist der Bootbau häufig Gegenstand des Gruppen- oder Stammesgewerbes; auch die Herstellung des berüchtigten Pfeilgiftes Urari oder Curare, der Hangmatten, der Blasrohre und der Kassawa-Reibhölzer, schließlich die Abrichtung von Jagdhunden waren oder sind Monopol bestimmter Völkerschaften. Des Töpfermonopols der südamerikanischen Arowaken wird sich der Leser vielleicht noch entsinnen (S. 48).

Handwerkerkasten gab es auch in der Südsee. In der sozialen Stufenleiter obenan standen die Bootbauer; dann folgten die Erbauer steinerner Grabgewölbe, die Netzmacher, Häuserbauer, Tätowierer, Keulenschnitzer, Seilmacher, Barbiere, Köche. In Nordamerika war die Bearbeitung des Steins zu Pfeil- und Speerspitzen ganz allgemein Gruppengewerbe; ferner auch die Herstellung von Tabakspfeifen. Selbst in Australien bestand etwas Ähnliches; ein Stamm des Inneren schlug den mannbar werdenden Knaben der Nachbarstämme sogar berufsmäßig die Vorderzähne aus.

Das Mittel des Güteraustausches von Stamm zu Stamm ist der Handel. Auch er ist uralt, läßt er sich bei uns doch an der Hand bestimmter Gerätmaterialien bis in die frühe Steinzeit nachweisen. Seine primitivste Form ist der sogenannte stumme Handel, bei dem die eine Partei ihre Tauschwaren an einer bestimmten Stelle niederlegt und sich zurückzieht, worauf die andere Partei ihrerseits herankommt, die Waren prüft und an ihrer Statt Erzeugnisse des eigenen Landes oder Gewerbfleißes in entsprechender Menge niederlegt. Selbst ein Feilschen ist auf diese allerdings umständliche Weise möglich. Bei den Wedda auf Ceylon hat sich diese Handelsart bis in die neuere Zeit erhalten.

Die höhere und heute weitverbreitete Form der Handelspraxis ist der Markt. In Afrika ist er eine allgemein übliche Einrichtung, die um so großartiger wird, je weiter man nach Norden kommt. Einige Bilder aus Togo (Taf. 99) geben uns ganz hübsche Einblicke in diesen Zweig primitiven Wirtschaftslebens. Eine im Gegensatz zum Markthandel lediglich von Männern betriebene Form ist der Fernhandel. In gewisser Weise gehören schon die Züge ganzer Wildstämme hierher, die sich, um bestimmte, ihnen fehlende Produkte zu holen, auf friedliche oder aber auch auf kriegerische Weise den Weg durch die Nachbarvölker bahnen. Derartige Handelszüge kennen wir z. B. von den Australiern und den Eskimo. Organisiert, wird dieser Fernhandel zur Karawane, wie sie uns aus Afrika, aber auch aus Zentralasien und Altmexiko bekannt ist.

d) Das Geld.

(Hierzu Tafel 106.)

Daß zwei niedrigstehende Wildstämme bei ihrem Tauschverkehr noch mit einem Verfahren Zug um Zug auszukommen vermögen, verstehen wir wohl; nicht aber, wie schon die nächsthöhere Form des Marktverkehrs ohne ein neutrales Etwas, das für jeden brauchbar ist, weil jeder dafür ohne Mühe jedes beliebige Andere erstehen kann, durchgeführt werden könnte. Gesetzt, der Neger A will Sesam veräußern gegen ein paar Hacken. Er weiß nun, daß sein Freund B solche Hacken besitzt und sie auch zu verkaufen bereit ist. B ist auch zu dem Geschäft bereit, hat aber kein Bedürfnis für den Sesam des A, sondern will für seine Hacken Tabak. Wie kommen sie aus der Verlegenheit heraus? Schon dieses einfache Beispiel zeigt die Schwierigkeiten bloßen Tauschverkehrs und die Notwendigkeit jenes Standardartikels, den wir kurz als „Geld" bezeichnen. In der Tat ist denn auch ein solcher, in einem bestimmten Kreis allgemein gültiger Wertmesser bei jedem höher organisierten Handelsverkehr in irgendeiner Form vorhanden.

Die Geldformen sind außerordentlich mannigfaltig. Dem vermutlichen Ursprung nach trennt Schurtz das nur innerhalb des Stammes geltende von dem auch außerhalb seines Verbandes gangbaren Gelde; jenes nennt er Binnengeld, dieses Außengeld. Das Binnengeld entwickelt sich leicht aus den Geschenken an die Häuptlinge und Priester und aus den Strafzahlungen an die ersteren; es besteht bemerkenswerterweise vorwaltend aus Schmucksachen und sonstigem privaten Wertbesitz

[1] H. Schurtz, Das afrikanische Gewerbe. Hamburg 1900.

Das Außengeld ist das Erzeugnis des Handelsverkehrs zwischen verschiedenen Stämmen; demgemäß wird es den Nachteil einer bloßen Tauschware, deren Wert bei größerem Angebot sofort sinkt, erst dann verlieren, wenn es bei beiden Parteien die halb imaginäre, aber deshalb den Schwankungen des praktischen Lebens entzogene Wertschätzung des Binnengeldes erreicht hat. Das einseitig entwickelte Binnengeld verliert dagegen manchmal den Charakter des Tauschmittels und wird zur reinen Verkörperung des Wertbesitzes, zum Schatz, den man sammelt, lediglich um mit seinem Besitz zu prunken, nicht weil er noch zirkulationsfähig wäre. Das oft viele Zentner schwere Mühlsteingeld von Jap (Abb. 29), die Bronzekanonen mancher Stämme Indonesiens, die alten Matten auf Samoa, die mächtigen Rollen von Muschelgeld auf Neupommern (Abb. 38), die Schädel Erschlagener (Abb. 3) und alten chinesischen Porzellanvasen (Abb. 27) bei den Dajak sind Beispiele solchen Schatzgeldes.

Einen klareren Überblick über die verschiedenen Arten des primitiven Geldes als ihn die Einteilung in Binnen- und Außengeld gewährleistet, ergibt die Ordnung nach Zweck und Material; wir unterscheiden dann Schmuckgeld, Kleidergeld und Nutzgeld.

Unter dem Schmuckgeld nimmt das Muschelgeld den größten Raum ein. Von China und Japan im Osten über Bengalen und Arabien hindurch bis zum Senegal im Westen verbreitet ist die unbearbeitete Kaurischnecke, auf die nordwestamerikanischen Indianer beschränkt die Dentaliumschnecke. Aus durchbohrten, im übrigen aber in der verschiedensten Weise weiter verarbeiteten kleinen und großen Muscheln (Nassa, Tridacna gigas, Trochus niloticus usw.) bestehen die mannigfachen Arten des melanesischen Muschelgeldes, das Diwarra, das Tapsoka usw. (Abb. 2, 20, 35—38 u. 41). Das Geld von der Form der Abb. 2 zirkuliert lediglich bei dem Handel mit Frauen und Schweinen; die an ihm befestigten Schweineschwänzchen geben kund, wie oft es bei derartigen Geschäften schon den Besitzer gewechselt hat. Die großen Diwarraringe (Abb. 38 c) brachte man bis zur Einführung des deutschen Geldes auf Neupommern als Depot im großen Dorfhaus unter, wo sie als Zeichen des Reichtums aufbewahrt wurden. Ein ähnliches Muschelgeld der nordamerikanischen Indianer war das bekannte Wampum (Abb. 5).

An manchen Stellen der Erde sind Glasperlen zum Geld geworden. Alte, in der Erde gefundene stehen unter dem Namen Aggriperlen (Abb. 34; Taf. 79, Abb. 18) in der Wertschätzung der Neger sehr hoch; auf den Palau aber gelten etliche Sorten alter, dort vorhandener Glasflüsse direkt als unveräußerliches Staatsgeld (Abb. 30—33). Unter dem „Zahngeld" sind die in sich selbst zurücklaufenden Eberzähne Neuguineas (Abb. 40) das wertvollste. Man erzielt die merkwürdige Form, indem man dem Tier die beiden Oberhauer ausbricht; den unteren fehlen dann die Widerlager, an denen sie sich abnutzen können, und so wachsen sie ungehindert fort bis zur Kreislinie.

Eine Zwischenstufe zwischen Schmuck- und Nutzgeld bildet das Kleidergeld. Kleiderstoffe als Wertbesitz waren auch bei Kulturvölkern früher sehr beliebt, wie unter anderem zahlreiche Stellen der Bibel beweisen. Kleiderstoffe als eine Art wirkliches Geld fanden sich zur Zeit der sächsischen Kaiser bei den Westslawen; Pelze liefen bei den Russen und in Skandinavien als Geld um, ebenso bei vielen Indianerstämmen. Die aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes hergestellten Stoffe sind in der Südsee vielfach ein geschätzter Wertbesitz und eine Art Binnengeld. In den Teilen Afrikas, die ein Baumwollgewerbe besitzen, werden gewebte baumwollene Stoffe häufig als Geld gebraucht; so im westlichen Sudan ganze Haussatoben, Kleidungsstoffe von gewaltiger Stoffülle (Abb. 1); ebenda außerdem die schmalen Zeugstreifen, wie sie auf dem schmalen Webstuhl Oberguineas hergestellt werden (Abb. 4). Geflochtene Matten dienten demselben Zweck auf Samoa, den Neuen Hebriden und am unteren Kongo (Abb. 6).

Das eigentliche Nutzgeld umfaßt in erster Reihe eine Menge von Nahrungs- und Genußmitteln, deren Beschaffenheit ein längeres Aufbewahren gestattet, und die zugleich eine gewisse einfache Teilbarkeit besitzen. Diese Art Geld ist ursprünglich ausschließlich Außengeld, da der Kommunismus innerhalb der primitiven Stämme gerade die Nahrungsmittel der Verfügung des einzelnen am längsten entzieht, während natürlich zwischen verschiedenen Stämmen ein Austausch überschüssiger Nahrungsstoffe sehr nahe liegt. So konnten auf Island getrocknete Fische, im Somallande Datteln, in Tibet Walnüsse, in Lappland Käse und in vielen Gebieten Getreide das Geld vertreten. Aber wie sich das Binnengeld leichter aus dem überflüssigen, der persönlichen Laune am meisten unterworfenen Schmuck als aus praktischen, brauchbaren Dingen herausgebildet hat, so sind es beim Nutzgeld die Genußmittel, die viel häufiger zum Geld werden als die Nährstoffe. Der in Ziegelform gepreßte Tee (Abb. 21) ist in einem großen Teile Hochasiens und Tibets die wichtigste Geldart; der Paraguaytee erfüllte früher dieselbe Aufgabe in einem Teil Südamerikas; der Tabak dient in einem noch weit größeren Gebiet als Scheidemünze. Im alten Mexiko liefen Kakaobohnen als Geld um, und zwar nur die Bohnen einer minderwertigen Sorte, die fast gar nicht als Getränk verbraucht wurden. Auch hier also ein Übergang zum Zeichengeld. Unter europäischem Einfluß hat vielfach der Branntwein die Aufgaben des Geldes übernommen; Opium, Betelnüsse und Kolanüsse kommen vereinzelt ebenfalls als Geld vor. Am wichtigsten als Geldersatz ist das Salz, das meist in Form von Broten oder, wie in Abessinien, von wetzsteinartigen Stücken kursiert.

Auch die Metalle nehmen eine gewisse Zwischenstellung zwischen Schmuck- und Nutzgeld ein. Die Edelmetalle sind in erster Linie ein Schmuckgeld, und auf dieser Eigenschaft beruht ja auch bei den Kulturvölkern im Grunde noch ihre Wertschätzung. Kupfer und Eisen sind bei Naturvölkern ebenfalls noch vielfach Schmuckmetalle, aber es überwiegt doch schon der praktische Nutzen bedeutend die ästhetische Wertschätzung. Das Eisengeld in seinen verschiedenen Formen ist außerordentlich verbreitet und wichtig, vor allem in Afrika. Hier kursiert es bald in rohen Barren, bald in phantastischen Formen, die gewissermaßen die Prägung vertreten (so namentlich im Hinterland von Gabun (Abb. 9) und Loango (Abb. 11) und im südlichen Kamerun (Abb. 12a u. b), bald endlich in Gestalt von Hackenblättern von noch mehr oder minder unausgearbeiteter Form (Abb. 7, 8, 10, 28 [zentrales Deutsch-Ostafrika] u. 39 [Togo]), Speerspitzen, Wurfeisen u. dgl. In Ostafrika werden jährlich etwa 150000 eiserne Hacken auf den Markt von Tabora gebracht, die größtenteils nicht unmittelbar in der Landwirtschaft verbraucht werden, sondern sich als Geld im Lande verbreiten. Kupfer kursiert ebenfalls in Afrika als Geld, teils in Gestalt von Ringen (so die sogenannten Manilla, Abb. 19, am Kongo und im alten Benin), teils in Barrenform, wie z. B. die kreuzförmigen Kupferbarren (Abb. 18) aus Katanga in einem großen Teile des Kongobeckens.

Das Geld der Kulturvölker gelangt natürlich auch zu den Naturvölkern und übt einen mehr oder weniger starken Einfluß auf die Wertanschauungen aus. Es ist sehr bemerkenswert, daß man die metallenen Münzen zunächst nur als Schmuck schätzt und sie auch gern zu anderen Schmucksachen weiter verarbeitet; aus diesem Grunde hat es oft schwer gehalten, das europäische Geld in Kolonialländern als Umlaufsmittel einzubürgern, da es stets wieder aus dem Verkehr verschwand. Vielfach tritt auch insofern ein Rückschlag ein, als das Geld in seiner Eigenschaft als geprägter und garantiert richtiger Wertmesser nicht erkannt und wieder zu einer Art Ware wird, deren Wert man rein nach dem Gewicht bestimmt; in solchen Fällen zerkleinert man gern die Münzen, um auch geringe Werte abwägen zu können. So entsteht das Hacksilber, das einst in Osteuropa weit verbreitet war und noch heute zu finden ist. Wenn einmal die Prägung einer Kulturmünze das Vertrauen primitiver Völker gewonnen hat, halten sie auch mit großer Zähigkeit an ihr fest und weisen Münzen ähnlicher Art, aber mit anderer Prägung, entschieden zurück. Auf diesem Wege hat der Mariatheresientaler, der mit der Jahreszahl 1780 in Wien und Genf massenhaft geprägt wird, sein ungeheures Verbreitungsgebiet erlangt, das immer noch große Teile Nord- und Mittelafrikas sowie Südarabiens umfaßt.

Eine besondere Abart bildet das Zeichengeld. Wie unsere Banknoten als seine vornehmsten Vertreter erscheinen, so treten anderswo andere Gegenstände, die ihrem Material nach wertlos sind, infolge allgemeiner Übereinkunft an solche Stelle. Das riesige Aragonitgeld von Jap (Abb. 29) ist der ungefügste Vertreter dieser Abart bei den Naturvölkern. Bei den Chinesen haben wir noch heute eine ganze Reihe derartiger, an sich wertloser Geldsorten, die in weit entlegene Zeiten zurückreichen und zum Teil nur einen beschränkten Währungskreis haben. Das ist z. B. das Pu- oder Kleidergeld (Abb. 13, 14 u. 15) und das Messergeld (Abb. 16 u. 17). Beide bestehen aus Bronze. Auch die hölzernen Kasch (Abb. 22) und die spielmarkenähnlichen Gebilde aus Porzellan, Ton und Blei (Abb. 23, 24 u. 25) gehören hierher. Einen reellen Wert bei primitivem Charakter besitzt hingegen bereits der Silberbarren aus Annam (Abb. 26).

3. Der stoffliche Kulturbesitz.

a) Die Technik.

(Hierzu Tafel 107.)

Der Mensch vermag die Umwandlung der von ihm zu seiner Lebensführung benötigten Rohstoffe zu gewerblichen Erzeugnissen nicht durchzuführen ohne den Besitz der Technik; sie ist das geistige Band, mittels dessen er die Urproduktion mit jeder Art von Gewerbtätigkeit verbindet. Aber ist sie ihm noch mehr: nur wer sie beherrscht, vereinigt Wissen und Können; beides aber hat noch in jeder Phase der Menschheitsentwickelung Macht bedeutet. Wer die Technik nicht hat, oder ihrer durch verhängnisvolle Schicksalswendungen verlustig gegangen ist, bleibt im Ringen der Völker um den Fortschritt zurück. Stillstand ist gerade hier Rückschritt.

Die alternde Menschheit von heute blickt in allen ihren Teilen auf einen bedeutenden Schatz technischer Fähigkeiten herab. Bei den Industrievölkern der höchsten Stufe ist dieser Schatz einfach unübersehbar; gleichwohl fußt auch diese höchste Technik mit ihren Wurzeln tief unten in den einfachen Künsten, wie sie der Wilde der Gegenwart übt, und wie sie der urgeschichtliche Mensch Europas vor ungezählten Generationen beherrscht hat.

Der Besitz der Technik an sich ist kein Kriterium unseres Menschentums; viele unserer Vögel sind Meister im Nesterbau; der Biber ein solcher im Wasserbau; die meisten unserer Insekten verfügen ebenfalls über hohes technisches Können. Auch der Gerätbesitz als solcher trennt uns nicht vom Tier, wie wir später sehen werden; entscheidend ist erst die bewußte Weiter- und Fortbildung jener

einfachen ersten Prozesse, mit denen die Bearbeitung der Rohstoffe für den menschlichen Gebrauch eingesetzt hat.

In den Ruhm, dieses erste Bearbeitungsmaterial dem Menschen dargeboten zu haben, teilen sich Holz und Stein. Nicht bloß für das gut durchforschte Europa sprechen wir von einer Steinzeit; eine Kulturstufe, in der Metalle noch etwas gänzlich Unbekanntes gewesen sind, haben nachweislich auch alle anderen Teile der Erdoberfläche gehabt. Dabei ist die Dauer dieser Steinzeit absolut gar nicht abzuschätzen; schon die sogenannte jüngere Steinzeit, wo der Mensch den Stein schliff und polierte, und die in Mitteleuropa am Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends dem Kupfer und der Bronze wich, zählt nach Jahrtausenden; der Zeitraum der Stufe des bloß geschlagenen oder durch Druck bearbeiteten Steins hingegen ist mit keinem Mittel zu berechnen. Und vollkommen unmeßbar schließlich wird jene Epoche der Steinzeit, wo der Mensch von planmäßiger Herausarbeitung selbst rohester Gerätformen noch weit entfernt war, wo er sich vielmehr mit dem bloßen Gebrauch für verwendbar erachteter Handstücke begnügte. Das ist das vielumstrittene Eolithikum, die Morgenröte der beginnenden Kultur.

Die beiden auf Taf. 107, Abb. 5 u. 9, wiedergegebenen Techniken des Steindrückens und des Steinbohrens erweisen sich sonach als recht späte Errungenschaften; jenes tritt im alten Europa erst nach der Mitte der älteren Steinzeit auf, dieses gar erst in der jüngeren. Bemerkenswerterweise kommt es in beiden Fällen nicht auf die Härte des wirksamen Werkzeuges an; im Gegenteil, den Knochen oder das Stück Geweih, mit dem man den Feuersteinsplitter von seinem Kern abpressen will, weicht man sogar erst ein, damit er besser hafte. Zum Bohren aber genügt jedwedes Holz, Bambus, Knochen u. dgl., sofern man nur für Schleifsand zwischen der Bohrfläche und ihrer Unterlage sorgt.

Die Bezeichnung „Steinzeit" bringt es mit sich, daß wir uns ihre Kultur als durch das Vorherrschen mineralischer Gerätschaften charakterisiert denken. In Wirklichkeit hat nicht einmal die steinbegeistertste Kultur ein wesentlich anderes Gesicht gezeigt, als es die ozeanischen und amerikanischen Kulturen bei der Ankunft der Weißen vorwiesen. Einem Steingerät haben auch Jahrzehntausende nichts an; Holz, Knochen und Horn vergehen unter Umständen schon in Jahrhunderten.

Die Bearbeitung dieser letzteren Materialien fällt dem Primitiven naturgemäß leichter als die des Steins; gleichwohl hat es nur der Eskimo zum kunstgerechten Zusammenfügen verschiedener Teile, also zu den Anfängen der Tischlerei gebracht; alle anderen Naturvölker arbeiten ihre Geräte grundsätzlich aus dem Vollen heraus. Den Neger hat nicht einmal der Besitz einer ziemlich hohen Eisentechnik über diese Urstufe hinaus zu tragen vermocht, und selbst mit europäischen Werkzeugen bildhauert er nach wie vor.

Eine sehr alte Technik ist zweifellos auch die Bearbeitung der Felle. Mit dem Augenblick, wo der Mensch den Balg eines erlegten Tieres in seiner Wirtschaft weiter verwenden wollte, erheischte dieser eine mehr oder minder nachdrückliche Zurichtung. Zu chemischer Behandlung sind dabei nur recht wenige Völker gelangt; die Mehrzahl begnügt sich mit einer rein mechanischen Bearbeitung: dem Ausspannen und Strecken des Felles (Abb. 3), dem Entfernen von Fett und Bindegewebe, oft auch der Ober- und Unterhaut, dem Kneten und Walken. Selbst die Entfernung der Haare erfolgt hier und da, so bei den kalifornischen Indianern, noch durch mechanisches Auszupfen; anderswo weicht man die Häute in Urin, Asche u. dgl. ein. Zum Geschmeidigmachen und -erhalten dienen Einreibungen mit Fettstoffen, saurer Milch, Gehirn, Leber u. dgl.

Den Balg der Tiere hat der Mensch in tierarmen Gebieten durch die von der Natur gegebene Rinde der Bäume und durch künstliche Geflechte zu ersetzen gewußt. Rindenstoffabrikation kennen wir in bester Ausführung aus Polynesien (Tapa) und aus Uganda am Victoria-Nyansa; doch ist sie bis zum Aufkommen der haltbareren Gewebe auch in vielen anderen Teilen Afrikas und Südasiens ausgeübt worden. Auch die Arier trugen in alter Zeit das lintwât, das Lindenbastgewand, dessen Name in unserem heutigen „Leinwand" noch fortlebt. Die Technik erinnert überall ganz auffallend an das Verfahren der Fellbehandlung; man löst die Rinde vom Baum los, befreit sie innen und außen auf mechanischem Wege von allem Überflüssigen (hier und da nach vorherigem Einweichen) und klopft und walkt den Stoff mit aller Vorsicht bis zur Erzielung des gewünschten Endzustandes (Taf. 7, Abb. 4; Taf. 107, Abb. 8).

Dem sich früh geltend machenden Bedürfnis nach schützenden Flächen, sei es für die eigne Haut, sei es für Dach und Wand der Wohnung, ist der Mensch außer durch Leder und Rindenstoff auch durch Geflechte gerecht geworden. Die gleiche Technik hat zugleich dem ebenso starken anderen Bedürfnis nach elastischen, leicht transportierbaren Gefäßen, dem Korb in jeder Form abgeholfen. Die Erfindung liegt ja nahe genug; jedes Durcheinanderschlingen der Fiedern eines Palmenwedels, der Zweige eines Busches führt auf sie hin. So ist sie denn auch universal, wenn schon in ungleichem Können verbreitet. Ausgezeichnete Flechter sind in Asien die Japaner; in Afrika die Waganda und ihre Nachbarn, die selbst wasserdichte Körbe zu erzeugen wissen, und einige Völker des Sudans; in Ozeanien die Salomonier. Auch die Australier leisten auf diesem Gebiete Beachtenswertes. Einige Waankole aus der Gegend des Albert-Edwardsees in Zentralafrika bei der Herstellung der gewöhnlichen Gebrauchsmatte zeigt Taf. 107, Abb. 7, Betsimisarakamädchen beim Mattenflechten Taf. 103, Abb. 1.

Die Weberei ist die Tochter des Flechtens,

aber sie ist eine sehr junge Tochter. Daß sie menschheitsgeschichtlich nicht sehr alt sein kann, wird durch ihre lückenhafte Verbreitung erwiesen. Sie fehlt in Australien und Polynesien ganz; in Afrika im Süden jenseit des 20. Grades südl. Br.; in ganz Nordamerika außer im Südwesten; in Südamerika im Amazonastal. In Asien ist sie der ganzen Steppenzone und der Arktis fremd geblieben; jene hat den Filz, diese den Pelz.

Bei alledem besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Flechten und Weben nicht. Hier wie dort haben wir eine Reihe nebeneinander liegender, straff angespannter Streifen oder Fäden: die Kette. Diese Kettenfäden sollen in beiden Fällen durch Querfäden zu einem Ganzen verbunden werden. Beim Flechten geschieht das, indem der Querfaden mit der Hand oder der Flechtnadel abwechselnd über und unter den Kettenfäden hindurchgeführt wird; beim Weben ist der ganze Fortschritt der, daß die Kette von vornherein in zwei Gruppen, in gerade und ungerade Nummern, geteilt, und daß es dann möglich gemacht wird, alle ungeraden Nummern mit einem Male nach oben, die geraden nach unten zu bringen, so daß ein Zwischenraum, das „Fach", entsteht. Durch dieses Fach gleitet dann die verbesserte Flechtnadel, nämlich das Weberschiffchen mit seinem kontinuierlichen Faden, schnell und leicht hin und her.

Das Prinzip der Fachbildung ist überall vorhanden; verschieden ist jedoch der Mechanismus ihrer Herbeiführung. Im einfachsten Fall befestigt man die beiden Kettenfädengruppen je an einer Querleiste, die man zur Fachbildung mit der Hand emporhebt (Kongobecken, Indonesien, Mikronesien usw.; Taf. 33, Abb. 1); anderswo (Westsudan, Oberguinea, Mittelmeergebiet, Europa, West- und Südostasien) besorgt man dieses Heben und Senken der Kettenteile durch eine Zugvorrichtung, die meist von den eigenen Füßen, in China und Japan von der Hand eines zweiten Mannes bedient wird. Das Endglied der ganzen Entwickelung ist die komplizierte Maschinerie unseres Jacquardwebstuhles.

Quellen und Bäche rieseln nicht überall auf der Erdoberfläche. Wollte der Urmensch sich bei seinen Wanderungen von jenem Mangel der Natur unabhängig machen, so standen ihm zum Mitnehmen kleinerer Wassermengen Muscheln, Eier- oder Fruchtschalen, auch Schädeldecken u. dgl. zur Verfügung; für größere Mengen erfand er den Schlauch. In Ermangelung alles anderen, besonders aber bei dem Ausbau der Kochkunst, hat er endlich den **Tontopf** erfunden. Als Dichtungsmaterial für das Flechtwerk des Hauses kannte die Frau — ihr danken wir das alles — Lehm und Ton schon lange; einen Korb durch Bestreichen mit einem derselben Stoffe innen oder außen undurchlässig zu machen, um den Inhalt aufzuheben oder aber um ihn über dem Feuer zu erwärmen, lag darum nicht fern. Führte sie den letzten Prozeß einmal länger durch, bis zum wirklichen Brennen des Tonausstrichs, so war damit die Töpferei grundsätzlich erfunden; vom Weglassen des Geflechts bis zur Herstellung der reinen Form ist dann nur noch ein Schritt.

Schurtz spöttelt über die Formnüchternheit aller primitiven Keramik, die er auf den unkünstlerischen Sinn der Frau, ihrer Erfinderin, zurückführt. Das mag richtig sein. Im gleichen Atem muß man jedoch das Augenmaß und den Symmetriesinn dieser Töpferinnen bewundern, die ohne Töpferscheibe, nur mit der Hand und einigen einfachen Geräten, glatten Steinen, Bambussplittern, Holzbrettchen u. dgl., aus dem nicht einmal rein geschlämmten Ton jene schönen Gefäße hervorzubringen gewußt haben, die wir sowohl in unseren vorgeschichtlichen wie auch den ethnographischen Sammlungen überall sehen können.

Ein paar Bilder aus der einfachen Technik zeigen Taf. 54, Abb. 2 u. 3, und Taf. 107, Abb. 6. Die beiden beliebtesten Verfahren sind das Herausarbeiten der Hohlform aus dem kompakten Tonklumpen (Taf. 107, Abb. 6) oder der Aufbau aus lauter einzelnen „Würsten", die man schließlich verstreicht (Taf. 54, Abb. 1). Die Töpferscheibe darf man als die Vervollkommnung des ersten Verfahrens auffassen; Anfänge von ihr in Gestalt drehbarer Scherben sind bei den Naturvölkern nicht selten. In Nordeuropa ist sie erst seit der Slawenzeit (6.—11. Jahrhundert) im Gebrauch. Nach Lippert ist sie eine Erfindung der alten Ägypter.

Die letzte, größte und folgenreichste technische Errungenschaft der Menschheit ist die Nutzbarmachung der **Metalle**. Die bei uns längst anerkannte Reihenfolge ist Kupfer, Bronze, Eisen, denen wir zur Kennzeichnung unserer modernen Eigenart noch den Stahl hinzufügen dürfen. Zu allen diesen Metallen (außer dem Stahl) sind außer uns nur die West-, Süd- und Ostasiaten und die Neger vorgedrungen. Kupfer und Bronze wurden von den altamerikanischen Kulturvölkern verwandt; keinerlei Metall hatten dagegen bis zur Ankunft des Weißen die Australier und Ozeanier und die amerikanischen Naturvölker. Die Indianer am Oberen See hämmerten das Kupfer kalt, betrachteten es also als Stein.

Die **Eisentechnik** läßt man jetzt ziemlich allgemein aus einem allerdings nicht genau bestimmbaren Gebiet des westlichen Innerasien hervorgehen, von wo sie ihren Siegeszug bis zum Stillen Ozean im Osten und zu den britischen Inseln im Westen angetreten habe. Andere Autoren wieder, vor allem v. Luschan, glauben sie aus Afrika als eine sehr frühe Erfindung der Neger herleiten zu können; der übergroße Reichtum des Erdteils an Eisenerzen habe die Autochthonen selbständig auf den Reduktionsprozeß geführt. Von Afrika sei das Eisen dann zu den Ägyptern und weiter gegangen. Nicht unmöglich ist es, daß beide Parteien recht haben, indem die Technik an mehreren Orten selbständig erfunden worden ist.

Bei uns in Mitteleuropa tritt das Eisen am

Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends ein, während Kupfer und Bronze etwa 1000 Jahre älter sind. Die Technik zerfällt in die Verhüttung der Erze selbst und das Schmieden. Bei jener bilden einfache Gruben, wie man sie in den Ostalpen gefunden hat, oder aus Ton oder Lehm aufgeführte röhrenförmige Schmelzöfen (Taf. 89, Abb. 1, Taf. 98, Abb. 1) die Anfänge, unser Hochofen das gegenwärtige Ende.

Bei der Verhüttung treten Blasebälge (Taf. 89, Abb. 2) nicht überall in Tätigkeit; sobald die Einrichtung des Ofens an sich genügend Zug gewährleistet, fallen sie weg (Taf. 98, Abb. 1). Stets sind sie dagegen eine Begleiterscheinung des Schmiedens. Die malaiische Form (Taf. 107, Abb. 2) gleicht in Prinzip und Wirksamkeit unserer Feuerspritze, sie ist eine Kolbendruckpumpe. Afrika hat zwei Formen: den Gefäßblasebalg von der Form eines großen Doppeltopfes, dessen Lederverschlüsse man abwechselnd auf und nieder führt (Taf. 89, Abb. 1 u. 2), und den Schlauchblasebalg, bei dem die Hand des Gehilfen durch abwechselndes Öffnen und Schließen des oben angebrachten Schlitzes bei gleichzeitigem Heben und Senken des Balges den Luftstrom erzeugt (Taf. 103, Abb. 2). Dieser ist bei beiden Formen kontinuierlich. Geschmiedet hat man ursprünglich mit Hammer und Amboß aus Stein; in Afrika findet man beides vereinzelt noch heute (Taf. 107, Abb. 1). Unter dem Hauch der europäischen Kultur verläßt man jedoch auch auf diesem Gebiet rasch und für immer das Althergebrachte zugunsten des Neuen.

b) Das Feuer.

(Hierzu Tafel 108.)

Alle soeben geschilderten Techniken hat der Mensch auszuüben vermocht, ohne das Feuer zu kennen und zu nutzen; nur für das Schmieden ist sein Besitz Voraussetzung. Gleichwohl gebührt jenem Element ein hervorragender Platz unter den menschlichen Kulturgütern, ja man muß es mit Fug und Recht an die Spitze aller stellen, es förmlich als die Grundlage unserer Kultur überhaupt bezeichnen.

Nicht daß der Mensch ohne Feuer undenkbar wäre; er wird geraume Zeit ohne seine Wohltaten haben existieren müssen. Wohl aber ist nicht nur unsere Vollkultur ohne den Besitz und die Nutzung des Feuers einfach unfaßbar, sondern auch die Lebensführung aller Naturvölker der Gegenwart wie der Vorgeschichte, soweit wir sie zurückzuverfolgen vermögen, beruht in ihrer ganzen Breite auf ihm. Zudem ist das Feuer unter allen Kriterien des Menschentums das zuverlässigste und schärfste.

Eine Prüfung in dieser letzten Richtung erbringt überraschende Ergebnisse. Die Sprache erscheint uns als etwas so spezifisch Menschliches, daß wir nur selten daran denken, daß etwas Entsprechendes auch bei der Tierwelt vorhanden ist. Auch Waffen und Werkzeug sind in Anfängen bereits im Tierreich vertreten; Affen werfen mit abgerissenen Zweigen und Früchten, rollen Steine auf den Gegner, stützen sich beim Gehen auf Stöcke und zerschlagen mit Steinen Früchte. So ist spezifisch menschlich nur die Fähigkeit, bei der Sprache abstrakte Begriffe zu verwenden und die Kunst, Waffen und Werkzeuge absichtlich herzustellen, umzubilden und zu vervollkommnen.

Weit schärfer ist die Feuergrenze. Es künstlich zu erzeugen, versteht kein Tier, seine Benutzung aber beschränkt sich auf die Gewohnheit einiger Vogelarten, des Talegallahuhns in Neusüdwales, des Großfußhuhns der Philippinen und zweier Megapodiernarten von Niuafu und Neubritannien, ihre Eier durch die Wärme großer künstlicher Hügel aus abgestorbenen Pflanzenteilen oder im heißen Lavasand ausbrüten zu lassen.

Anders die Menschheit. Sie besitzt das Feuer heute in allen ihren Teilen, und bis auf vereinzelte Gruppen verstehen auch alle Völker, es auf künstlichem Wege zu erzeugen. Die Frage, wie sich diese letzteren zu behelfen wissen, schneidet ohne weiteres die andere nach der Besitzergreifung des Feuers durch den Menschen überhaupt an. Es stehen sich dabei mancherlei Ansichten gegenüber.

Die uns geläufigste ist die Prometheussage; sie erweist sich, sobald man sie ihres mythischen Beiwerkes entkleidet und den ethnographischen Kern herausschält, als vollkommen richtig, wie wir sehen werden.

Völlig einwandfrei sind auch die beiden anderen vom Blitz, der den Baum entzündet und zu Asche verbrennt, und vom vulkanischen Lavastrom, dessen Außenhülle in tausend Rissen und Spalten erkaltet, während das Innere noch lange weiter glüht. Ein spielend hineingesteckter Halm brachte den Menschen in ebenso einfacher Weise in den Feuerbesitz wie der vom Blitz getroffene brennende Baum, oder wie der auf irgendeine Weise entstandene Waldbrand. In jedem Fall lernte er die Behaglichkeit der Wärme schätzen; im letzten Fall auch den Wohlgeschmack halb und ganz gerösteter Kadaver, deren Genuß er den von allen Seiten herbeieilenden Tieren nur abzusehen brauchte.

Reine Schreibtischkonstruktionen sind dagegen die Reibungstheorie des Sprachforschers Adalbert Kuhn und die andere vom Sonnenrad. Nach Kuhn hätten sich vom Sturm aneinandergeriebene Baumzweige durch eben diese Reibung entzündet; der Mensch habe dem Vorgang nicht nur den bloßen Feuerbesitz, sondern gleichzeitig auch die Technik seiner künstlichen Erzeugung entnommen. Die Sonnenradtheorie schließlich geht von der Ansicht aus, Priester hätten die Sonnenscheibe in Gestalt

eines Rades nachgemacht, hätten dieses zu Ehren des Gottes auf einer Holznabe gedreht, und dabei habe sich das Holz entzündet.

Diese letzte Anschauung wird durch keinen Beleg auf primitiven Kulturstufen gestützt. Für die Kuhnsche Theorie scheint eine Angabe aus Borneo zu sprechen, nach der in heißen Sommern Baumzweige sich durch gegenseitige Reibung entflammen sollen; doch spricht dagegen der Umstand, daß es stets und überall das Bohr- und Schleifpulver ist, was sich bei dem Vorgang des Feuerzeugens entzündet, niemals die Bohr- und Reibwerkzeuge selbst. Beim Sturm aber wird jedes Stückchen Schleifmehl, das sich zwischen den Zweigen bildet, sofort verweht.

Es verbleiben also nur die Blitz- und die Vulkantheorie. Daß sie uns über alle Beziehungen des Menschen zum Feuer befriedigend zu unterrichten vermöchten, wird niemand behaupten wollen, haben sie dem Menschen im besten Fall doch nur gelehrt, das freundliche Element wie ein Haustier zu halten und sorgsam zu pflegen, d. h. vor dem Verlöschen zu bewahren. Die Hauptfrage, wie der Mensch zur künstlichen Erzeugung selbst gelangt ist, lassen sie noch unbeantwortet.

Die Antwort auf diese Hauptfrage wird uns durch die Völkerkunde. Indem sie uns sagt, wie die primitiven Völker von heute das Feuer erzeugen, läßt sie durch Vergleich der Methoden ohne große Fehlergrenzen auch Rückschlüsse auf die ersten menschlichen Errungenschaften in dieser Richtung zu. Folgendes aber sind jene Methoden.

I. Die beiden einfachsten Prinzipien sind die des Reibens und des Bohrens, beides mittels Holz in Holz.

A. Der Feuerpflug (Taf. 108, Abb. 8; Taf. 70, Abb. 2). In einen trockenen Stab schneidet man eine Längsrinne und fährt in dieser mit einem anderen Stabe kräftig hin und her, so daß Schleifpulver entsteht, das in die grabenförmige, vom Reibstock nicht berührte Basis der Rinne herniederrieselt und dort vom ersten ins Glimmen geratenen Schleifpartikelchen entzündet wird. Die Weiterführung des Feuers geschieht mittels gröberen Zunders, der ebenfalls in die Rinne eingeklemmt ist. Verbreitungsgebiet: große Teile Polynesiens und Mikronesiens, Borneo. Auch die phönikische Schöpfungssage spricht von einem solchen Feuerpflug.

B. Der Feuerbohrer (Abb. 3; Taf. 80, Abb. 12). Man schneidet in ein trockenes Holzstück, das sogenannte Bohrbrett, eine kleine Grube, die dem eigentlichen Bohrstab als Drehungslager dienen soll. Der Bohrstab ist in der Regel aus härterem Holz als die Unterlage, doch können beide Teile sehr wohl aus demselben Material bestehen. Man setzt nun den Stab senkrecht in das Grübchen ein, läßt das Bohrbrett von einem Gehilfen festhalten oder hält es auch wohl selbst mittels der Knie oder der Füße fest, falls keine Hilfe zur Hand ist, und quirlt den Bohrstab kräftig zwischen den ausgestreckten Händen. Sein unteres Ende schmiegt sich dabei sehr bald in die ausgequirlte Grube hinein; das feine, heiße Bohrmehl fällt durch einen seitlichen Kerbschlitz aus ihr heraus nach außen auf untergelegten Zunder. Mit dem Augenblick, in dem das Auge des Bohrenden oder seines Gehilfen das erste glimmende Fünkchen erblickt, hört man auf zu quirlen, bläst vielmehr nun sacht, aber unausgesetzt in das Pulverhäufchen hinein. Dieses glimmt rasch auf, und plötzlich steht dann auch der gröbere Zunder in Flammen. Nach meinen genauen Beobachtungen in Deutsch-Ostafrika ist der eigentliche Bohrprozeß stets der bei weitem kürzere Teil; er dauert bei geschickter Handhabung des Bohrstabs nur wenige Sekunden, während das Blasen eine Minute und mehr dauert. Der erfahrene Feuermacher legt übrigens stets ein paar Sandkörnchen in die Bohrgrube, einzig zu dem Zweck, möglichst viel Bohrpulver zu gewinnen.

Die Verbreitung dieses Verfahrens ist fast universal; es ist die Methode der alten Arier, aller Afrikaner von heute, der alten Guantschen, der Australier, des ganzen Amerika und der Hyperboreer.

Der Feuerbohrer ist sehr entwickelungsfähig; er hat denn auch eine mehrfache Weiterbildung erfahren, und zwar

1) in der Richtung auf das Prinzip des sogenannten Draufbohrers (auch Brustleier und Bohrwinde genannt) unserer Tischler. Man setzt das obere Ende des Bohrstabes gegen die eigene Brust oder die durch Leder u. dgl. geschützte Stirn, drückt nun stark auf den biegsamen Stab, so daß er die Form eines C annimmt, faßt ihn in der Mitte und bewegt die Hand im Kreise, wie der Tischler beim Draufbohrer auch. Dieses Verfahren ist bei den Gauchos Südamerikas beobachtet worden (Abb. 4).

2) Sind mehrere Personen beisammen und besitzen sie eine Schnur und einen Gegenstand, der sich zum Widerlager für das freie obere Ende des Bohrstabes eignet, z. B. einen Tierwirbel, eine Muschel, ein hohles Stück Holz, so können sie die Wirksamkeit des Feuerquirlens bedeutend erhöhen, indem sie den Strick um den Bohrstab legen und ihn kräftig hin und her ziehen, wobei der eine die Bohrmütze, eben jenen Deckgegenstand, hält. Dieser Strickbohrer (Abb. 5) ist in Alteuropa und Altindien verbreitet gewesen und noch heute bei den Eskimo im Gebrauch. Nimmt man, wie es dieses Volk tut, die Bohrmütze zwischen die Zähne und drückt die Unterlage mit den Knien fest, so läßt sich der Appart auch von einer Person bedienen.

3) Eine Verbesserung des Strickbohrers ist der Bogenbohrer (Abb. 6). Wegen des beide Strickenden verknüpfenden Bogens ist nur ein Mann zur Bedienung nötig. Er ist bei den Eskimo, in Nordostasien und in Nordamerika verbreitet; in Alteuropa und Altägypten wurde er nur zum Bohren benutzt.

4) Beim Pumpenbohrer (Abb. 7) erfolgt die Drehung des Bohrstabes nach dem Prinzip

der Schraube ihre Ende durch eine Doppelschnur, deren freie untere Enden an einer Querstange befestigt sind. Bei richtiger Anordnung der Schnur braucht man die Querstange nur auf und nieder zu führen, um die gewünschte quirlende Bewegung des Bohrstabes zu erzielen. Gebraucht wurde er im alten Orient, bei den Irokesen Nordamerikas, wo der Drehstab fast mannshoch war, und an der Nordwestküste Nordamerikas. Anscheinend neu und von Europa her eingeführt ist er in Ozeanien.

C. Auf dem Prinzip des Reibens zweier quer aneinander gestellter Hölzer beruht die Feuersäge. Wir kennen von ihr zurzeit folgende Typen:

1) Die malaiische Feuersäge (Abb 2). Von zwei Bambussegmenten dient das eine wieder als Unterlage, wobei die konkave Seite fest auf dem Boden aufliegt. In seiner Scheidelinie hebt man eine Längskerbe aus, die die Wandung durchbricht, um dem später zu erzeugenden Sägemehl den Durchgang zu gestatten. Unter die Kerbe und in sie hinein klemmt der Malaie dann einen Ballen jenes feinen Marks, welches das Innere des Bambus ausfüllt. Jetzt setzt der Mann quer zur Unterlage seine Säge, einen anderen Bambussplitter, an; er stellt sie hochkant und führt sie in ruhigem Sägetempo quer über dem Längsschlitz der Unterlage hin und her. Die Kieselsäure der Rinde bringt auch hier eine Menge feinsten heißen Pulvers zuwege; dieses sammelt sich in der Kerbe, rieselt auf den Zunderballen hinab und entzündet ihn.

2) Statt der Bambussegmente benutzt der australische Ureingeborene im Notfall einen gestürzten, angemorschten Baum; er füllt dessen Risse mit trockenem Gras, über das er dann mit einem Stab in genau derselben Weise hinsägt wie der Malaie über den Bambusschlitz (Abb. 1).

3) Das letzte, erst in jüngster Zeit nach Konstruktion und Verwendung vollkommen klargestellte Sägefeuerzeug, die Poum-Feuersäge (Abb 9), scheint auf ganz bestimmte Bezirke von Neuguinea beschränkt zu sein, das im übrigen den Feuerpflug besitzt. Rudolf Poch schildert dies Verfahren der Poum-Leute folgendermaßen. Man spaltet einen etwa 1 m langen und 5 cm starken Holzknüppel an einem Ende auf, klemmt in das Spaltende einen Holzkeil, umschnürt jedoch den entstandenen Spalt gleichzeitig mit einer Liane, die ein weiteres Aufsplittern verhütet. Jetzt wird der Knüppel an den Pfosten des Hauses oder sonstwo in horizontaler Lage derart festgebunden, daß der Spalt senkrecht nach oben zeigt. In ihn stopft der Poum-Mann nunmehr ein Knäuel trockenen Baumbastes; sein Gehilfe tritt ihm gegenüber, und beide ziehen das Segment einer Rotangliane nachhaltig über den Holzknüppel hinweg, genau über der Stelle, wo der Zunder eingeklemmt ist. Auch hier rieselt das Pulver nach unten und entzündet den Zunderballen.

II. Das Schlagfeuerzeug. Im Hinblick auf die Universalität der Steinzeit mit ihrer Technik des Schlagens von Stein auf Stein sollte man dieses Feuerzeug ebenfalls für universal halten. Dabei ist es unter den Naturvölkern aber auf die Eskimo, die Aleuten, Tschuktschen, Feuerländer und Altmexikaner beschränkt. Alt ist es in Europa und in Ostasien, doch wird hier überall seit langer Zeit Stahl und Eisen aneinandergeschlagen (Abb. 10). Die Ursache für die geringe Verbreitung ist sehr einfach: die Urmenschheit ist an der Zunderfrage gescheitert; sie hat überall wohl den Funken zu erzeugen vermocht, hat ihn aber nur stellenweise nutzbar zu machen verstanden.

III. Die Feuerpumpe, ein pneumatisches Feuerzeug, besteht aus einem handlichen Holzstück, aus dem eine enge Röhre recht gleichmäßig herausgebohrt worden ist (Abb. 11 c). Unten ist die Röhre geschlossen, und in ihr bewegt sich ein Stempel mit einer Vertiefung am unteren Ende (Abb. 11 a u. b). In diese Vertiefung stopft man feinsten Zunder. Preßt man nun den Stempel mit aller Kraft in der Röhre nach unten, so erhitzt sich die komprimierte Luft und entzündet den Zunder. Die Feuerpumpe ist über einzelne Teile Hinterindiens und Borneo verbreitet.

IV. Das Brennglas wird anscheinend nur in Sikkim zum Feuermachen verwendet.

Das sind die mehr oder weniger primitiven Feuererzeugungsverfahren, wie sie die Ethnographie für die Gegenwart festgestellt hat. Untersuchen wir nunmehr, wie der Mensch zu ihnen gelangt ist.

Die Kuhnsche Theorie von dem Vorbild der im Sturm aneinander reibenden Zweige beruht, wie gesagt, auf sich selbst, ebenso die von dem sonst so ausgezeichneten Ethnographen Oskar Peschel von einem Prometheus der Eiszeit, der durch zielbewußtes Nachdenken und Experimentieren das Feuerzeug erfunden habe. Die Sache verhält sich in Wirklichkeit folgendermaßen.

Zunächst ist die Vorfrage zu beantworten, was früher dagewesen ist: die Feuerherstellung oder die bloße Feuerbenutzung. Denkbar wäre jedes von beiden, doch spricht alles für die Priorität der bloßen Feuerbenutzung. Zunächst ist der Brauch der Feuererhaltung und gegenseitigen Entlehnung auch dort noch erhalten geblieben, wo Werkzeuge zur beliebigen Erneuerung des Feuers ganz allgemein zu Gebote standen. Hand in Hand mit dieser dauernden Erhaltung des Feuers geht oft seine Verehrung als etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Belege sind das Feuer der Vesta im alten Rom und das ewige Licht der römischen Kirche. Weniger bekannt ist das heilige Herdfeuer der Herero in Deutsch-Südwestafrika, dessen Wartung ebenfalls einer bestimmten Priesterin, der ältesten Tochter des Häuptlings, obliegt. Diese Dauererhaltung, verbunden mit einer bei jeder Gelegenheit geübten Entlehnung, ist auch gegenwärtig noch überall dort die Regel, wo das schwedische Streichholz noch nicht zur Alleinherrschaft gelangt ist; es fällt weder dem Neger, noch dem Indianer, noch dem Ozeanier ein, seine Feuermaschine in Tätigkeit zu

setzen, solange für ihn die Möglichkeit besteht, sein Feuer brennend zu erhalten oder einen glühenden Brand vom Nachbar zu entleihen.

Die Frage der **Feuererfindung** läuft auf Grund dieses Befundes also auf die andere der **Feuererhaltung** und der Übertragung hinaus. Die Mittel dazu sind das glimmende Scheit und der derbe Block dichten Holzes, der wochenlang fortglüht, sofern die Brandstelle von einer Aschenschicht bedeckt wird, dessen stille Glut sich jedoch leicht wieder zur lebenden Flamme entfachen läßt, sofern man nur feinverteiltes Material, Holzmehl, Pflanzenmark u. dgl. zur Hand hat. Dieser Dauerblock ist daher bei den Naturvölkern bis heute allgemein; unter den Bezeichnungen Scharholz, Julblock, Jule-Clog, Calendeau und Badnjak ist er in Westdeutschland, Skandinavien, England, Südfrankreich und bei den Südslaven noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in Gebrauch geblieben. Seither ist er durch die Grude abgelöst worden.

Den genannten feinverteilten Stoffen kommt jedoch auch noch eine andere Rolle zu. Den Australiern hat man nach ihrer Sage das Feuer von Osten her im Innern eines Grasbaumstengels überbracht, in dessen Mark es langsam fortglomm. So, und nicht anders, ist denn auch die Prometheussage zu verstehen: in dem markreichen Innern des gemeinen Steckenkrautes, des Narthex (Ferula communis), ist den Griechen das Feuer einst überbracht worden. Nach dem Zeugnis des Proclus und des Plinius diente der Narthex den Südländern noch vor 2000 Jahren zur Aufbewahrung und Übertragung des Funkens. Sein Mark dient im Mittelmeergebiet noch jetzt als Zunder.

Das Feuer war also zunächst sozusagen ein Haustier, das man nur zu nähren hatte, um es andauernd zu besitzen. Doch muß gerade diese Unterhaltung der Urmenschheit ein ganz gewaltiges Ausmaß von Sorge und Arbeit aufgebürdet haben, da jeder Regen und jeder Windstoß das schwer ersetzliche Gut zu vernichten drohte. Aus dieser Sorge heraus sind jedoch anderseits auch wieder die größten Fortschritte der Menschheit hervorgegangen. Zunächst die Seßhaftigkeit: bei aller Beweglichkeit war das Feuer doch besser an einer bestimmten Stelle aufgehoben. Sodann das Haus: gegen den Regen mußte man das Feuer von oben durch ein Dach schützen, gegen den Sturm aber durch Wände an den Seiten. Schließlich die Hausfrau, der Herd und die Töpferei. Während der Mann jagte und fischte, hütete die Frau das Feuer. Dorthin kam nach vollendeter Jagd der Mann, um sich zu wärmen und zu trocknen; dort empfing ihn eines Tages die Frau statt mit dem einfach gerösteten Fleisch mit Speisen, die im Wasser gekocht und dadurch verdaulicher und wohlschmeckender geworden waren. Die Frau hatte Körbe innen mit Ton ausgerieben, um sie zu dichten, oder Fruchtschalen außen mit Lehm umhüllt, um sie gegen das Verbrennen zu schützen; in beiden Fällen aber war durch das Feuer die Erdschicht zu Stein gebrannt worden — die Töpferei war erfunden und damit zugleich die Möglichkeit gegeben, die bis dahin sehr schmale Ernährungsgrundlage beliebig zu erweitern. Zu allerletzt der Küchen- oder Hausgarten: die aufgezwungene relative Seßhaftigkeit lehrte die Frau die ersten Anfänge der Pflanzenzucht; noch heute ist die Pflege des Hausgartens Sache der Hausfrau. Nur den Feldbau hat sie an den Mann abtreten müssen.

Die ständige Verlöschungsgefahr hat den Menschen zu den mannigfaltigsten Versuchen angespornt; er hat alles versuchen müssen, sich sein empfindsames Haustier zu erhalten. Auch Späne und Schabpulver hat er verwandt, die ja bei der Herstellung von Waffen und Geräten genugsam abfielen. Da er vor allem das Bohrpulver als ganz besonders geeignet befand, wird er es gelegentlich sogar lediglich als Hauptprodukt, als Nahrung für sein Hausfeuer hergestellt haben.

An dieser Stelle begegnen sich eine ältere und eine neuere Theorie. Jene besagt: Werkzeug und Waffe sind dem Menschen sozusagen angeboren; beide bestehen ursprünglich und für lange Zeit aus Holz und Stein, Knochen und Horn. Alle diese Stoffe setzen nun zu ihrer Verarbeitung das Reiben, Schaben, Bohren, Sägen und Schlagen voraus. Bei diesen stets geübten Tätigkeiten sei nun der Mensch, gelegentlich und unabsichtlich, oder aber auch in der Art des Peschelschen Prometheus absichtlich über das Normalarbeitsmaß hinausgegangen, indem er heftiger rieb, schabte, bohrte, sägte und schlug als gewöhnlich, und dabei sei die entstehende Wärme bis zum Feuerausbruch gesteigert worden.

Demgegenüber betont die andere, von K. v. d. Steinen befürwortete Theorie, daß keine dieser Techniken uns das Bohren und Reiben von **Holz in Holz** erklärt, das für die Feuerbereitung doch allein in Frage kommt. Freilich hat man mit Holz gebohrt und tut es auch noch, aber man bohrt mit Holz in Stein, Muschel, Knochen usw., indem man als Schleifmittel Quarzsand und Wasser heranzieht. Niemals entsteht jedoch bei diesem Verfahren eine merkbare Wärme.

Die Bohrtechnik von Holz auf Holz hat der Primitive nur zu einem einzigen und ganz bestimmten Zweck herangezogen, nämlich zum leichten und raschen Hervorbringen ausgiebigen Bohr- und Schleifmehls zur Wiederbelebung und Unterhaltung seines Dauerfeuers. Und bei diesem Bohren, Reiben und Sägen von Holz auf Holz — da ist der Mensch endlich zu der künstlichen Erzeugung des Feuers selbst gelangt. Es ist ganz belanglos, an wieviel verschiedenen Stellen der Erde und zu wieviel verschiedenen Zeiten das geschehen ist — daß wir die folgenreichste Erfindung der Menschheit gerade dieser Technik zu verdanken haben, steht wohl unverrückbar fest.

Den besten Beweis für die Richtigkeit der Theorie liefert der Befund in Australien. Dessen Urbewohner kennt das Bohren zu technischen Zwecken

überhaupt nicht; gleichwohl verfügt er neben der Feuersäge auch über den Feuerbohrer. Wie aber sollte er unbedingt auf diesen verfallen sein, als zu dem einzigen Zweck, auf diese bequeme Weise geeignete Nahrung für sein Dauerfeuer zu gewinnen? Unter welchen Umständen er, wie auch die gesamte übrige Menschheit auf das Bohren und Reiben von Holz auf Holz gerade zu diesem beschränkten Zweck verfallen ist, ist ziemlich belanglos und nebensächlich. K. v. d. Steinen malt es sich aus, wie ein paar Wilde im nassen Urwald mit Schrecken bemerken, daß ihr Feuer am Verlöschen ist. Späne u. dgl. sind nicht zur Hand; nur schnellbereitetes Pulver kann hier retten. Instinktiv zerbricht der eine seinen Pfeil oder sonst einen Stab. Man quirlt in großer Angst und Aufregung; in erfreulicher Fülle rieselt das Pulver aus dem Grübchen zu Boden. Trotzdem quirlen die beiden beharrlich weiter. Plötzlich glimmt das Pulverhäufchen in sich selbst auf, dem bloßen Glimmen folgt die offene Flamme.

Das Feuer ist erfunden worden, ohne beabsichtigt gewesen zu sein; der beabsichtigte Zunder hat auch gleichzeitig die unbeabsichtigte Flamme geliefert.

c) Waffen und Geräte.

(Hierzu Tafel 109.)

Der Besitz von Waffe und Werkzeug an sich bildet, wie bereits betont worden ist, keine scharfe Grenze zwischen Mensch und Tier; neuerdings hat man beobachtet, daß selbst Insekten sich ihrer für bestimmte Zwecke bedienen. So haben George und Elisabeth Peckham gesehen[1], daß Raubwespen den Boden vor ihren Beutehöhlen pflastern, indem sie einen Kieselstein zwischen ihre Mandibeln klemmen und mit ihm den Boden in schnellen Bewegungen feststampfen. Spezifisch menschlich ist hingegen die Umsicht und Beharrlichkeit, mit der unsere Spezies die einfachen Urwaffen und Urgeräte, Stein und Stock, zu der Mannigfaltigkeit und Höhe, zu den sinnreichen Kriegsinstrumenten und wunderbaren Maschinen hinaufentwickelt hat, die das Wahrzeichen unserer Vollkultur bilden.

Waffe und Werkzeug sind ursprünglich eins; viele unserer Gerätschaften, z. B. das Messer, dienen auch heute noch beiden Zwecken. An die Differenzierung konnte der Mensch erst herantreten, nachdem er durch seine Aufrechtstellung die Hände frei bekommen hatte; seitdem aber ist ihm diese Hand nächst dem sich fort und fort entwickelnden Gehirn der beste Gehilfe im Kampf ums Dasein geblieben. Während das Tier jedem neuen Gegner und Verfolger durch Herausbildung wirksamer Krallen und Hörner oder durch schnellere Beine u. dgl. begegnen muß, sich jeder neuen Naturumgebung überhaupt nur durch körperliche Umbildung anzupassen vermag, reagiert der Mensch seit jener für seine ganze Zukunft so unsagbar bedeutungsvollen Aufrechtstellung auf jeden Eingriff der Natur in seine Lebenshaltung nur noch geistig: er erfindet neue Geräte, schützt sich durch Waffe, Kleid und Haus gegen Feinde und Klima, kurz, sein Körper ist biologisch aus der Reihe der übrigen Organismen ausgeschaltet.

Die Kampfstellung des Menschen gegen die ganze übrige Natur hat ihn seine Erfindungsgabe gerade in Waffen zu Trutz und Schutz betätigen lassen. Erfindungsgabe ist vielleicht nicht einmal das richtige Wort, denn in Wirklichkeit fußt alles Spätere auf den Urformen des Stockes und des Steins. Wir wollen diese Wege wenigstens in großen Zügen verfolgen.

Die älteste Fernwaffe ist der mit der Hand geworfene Schleuderstein. Gern bevorzugt man dabei die Scheibenform. Als Kriegswaffe finden wir sie bei den Akkadern Altbabyloniens und den modernen Indern. Die Scheibe ist durchlocht und wird, in schnelle Rotation um den durchgesteckten Finger versetzt, horizontal geschleudert. In Indien heißt sie Tschakra oder Quoit. Bei den heutigen Sikhs ist sie aus Eisen hergestellt (Taf. 109, Abb. 2). Sehr alt ist auch die Verbindung des Wurfsteins mit dem Stock; man spaltet den Stock oben auf und klemmt den Stein derart ein, daß er sich beim Schwunge lösen muß. Wird der Stock durch einen Riemen oder, bei mehreren Steinen, durch ein System von solchen ersetzt, so entsteht die Wurfkugel (Bola; Taf. 56, Abb. 3).

Ebenso alt wie der Wurfstein ist der Handstein (Taf. 109, Abb. 1). Ursprünglich stiellos, verbindet er sich überall mit dem Stock zum Hammer, der zum Wurf wie zum Schlage dient. Früh schon werden die Schlagflächen des Hammers geschärft, in der jüngeren Steinzeit vorwiegend nur eine, und es entsteht die Hammeraxt (Abb. 3). Ihren Urtypus finden wir noch heute in dem Pareh der Australier (Abb. 4). Durch Zuschärfen beider Schlagflächen entsteht die Doppelaxt (Abb. 5 u. 6).

Die eigentliche Axt hat ihren Ursprung im eckzahnbewehrten Kiefer der großen Säugetiere. Der Ersatz der Zahnklinge durch Stein, Knochen, Horn, Metall bewahrt dabei stets den Charakter der Spaltklinge, des Celts oder Kelts (Abb. 7).

Das Steinmesser geht auf die Urform des flachen Dreikants und des Blattes zurück. Aus jenem haben sich das einschneidige Messer und das einschneidige Schwert, aus dem Blatte der Dolch, die Speer- und Pfeilspitze (Abb. 16 u. 17) und das zweischneidige Schwert entwickelt.

Der Stock wird ursprünglich zum Schlag und zum Stoß gebraucht. Durch Verstärkung wird er zur Keule, durch Zuspitzung zum Dolch und zum Spieß. Auch die Keule dient zu Schlag und Wurf,

[1] „Kosmos" 1911, Heft 9.

in einigen Teilen der Erde (oberer Nil, Australien) auch zum Stich. In derselben Weise dient auch der Spieß zu Wurf und Stoß, und zwar zu Fuß und zu Pferde.

Die weitere Waffenentwickelung zeigt eine bunte Mannigfaltigkeit der Formen. Das Bestreben des Menschen, beim Wurf nicht nur den Schwungarm zu verlängern, sondern auch die sich schließende und öffnende Hand nachzuahmen, führte zur Erfindung der Bandschleuder. Aus der Verbindung der Axt mit dem Spieß entsteht die Helmbarde (Hellebarde); aus derjenigen der Keule und der Schleuder der Kettenmorgenstern (Abb. 8) und der Kriegsflegel (Abb. 9); aus der eigentlichen Wurfkeule die Kehrwiederkeule, der Bumerang. Durch das Hineintragen der Momente des Schneidens und des Stoßes entstehen die im Stillen Ozean noch mehrfach übliche Schneidekeule (Abb. 10, 11 u. 18) und die vereinzelt auftretende Stoßkeule (Abb. 12). Das Schwert ist an die Metallzeit geknüpft. Wird sein Handgriff zum Schaft verlängert, die Klinge dann aber schräg oder rechtwinklig zum Schaft angesetzt, so entsteht der sogenannte Schwertstab (Abb. 13), ein der frühesten Bronzezeit angehörendes Prunkgerät. Ihm äußerlich ähnlich ist das auf Afrika beschränkte Wurfeisen (Abb. 14 u. 15). Fügt das Schwert sich dem Stock als dessen Verlängerung an, so entsteht das Stabschwert (Abb. 29).

Als weiterer Fortschritt des Wurfspeeres stellt sich seine Verbindung mit einer Schleudervorrichtung dar. Die bekanntesten dieser Vorrichtungen sind der Wurfstock (Abb. 20 u. 21), die Wurfschlinge und der Rollriemen, das Amentum der Römer (Abb. 22). Eine eigenartige Stellung nimmt das Blasrohr ein; es ist eine Organprojektion, d. h. eine Verlängerung der Lippen des Menschen.

Eine dritte Stufe der Waffenentwickelung zerfällt in zwei Gruppen. Die erste umfaßt lediglich den Pfeilbogen mit der Abart des Kugelbogens; der anderen gehört die ganze Masse der antiken und mittelalterlichen Maschinengeschütze an. Diese letzteren Fernwaffen bestehen aus einem außerhalb des Menschen stehenden Krafterzeuger und dem Geschoß, das die von jenem erzeugte Kraft in der Ferne zur Wirkung bringt. Für die sehr schwierig zu erklärende Entstehung des Bogens läßt sich am ehesten noch der Wurfstock heranziehen, denn wie dieser will auch er eine leichtere und kräftigere Fortschleuderung des Speeres herbeiführen, als sie mit der bloßen Armkraft möglich ist. Der Pfeil ist nichts weiter als ein kleiner Wurfspieß. Nimmt man statt seiner Tonkugeln oder harte Früchte, so entsteht der Kugelbogen.

Der Pfeilbogen zerfällt in die beiden großen Gruppen des einfachen und des zusammengesetzten Bogens. Jener ist ursprünglich der einfache Stab, wie man ihn vom Busche schneidet; erst später und nicht einmal überall hat man das stärkere untere Ende auf die Stärke des schwächeren oberen zurückgeschnitzt (Abb. 28). Beim Andamanenbogen und dem der Neuen Hebriden, ja selbst auch bei dem sonst so vollkommenen japanischen Bogen besteht diese alte Ungleichmäßigkeit noch heute.

Der zusammengesetzte Bogen ist, wie der Name sagt, aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt. Der Kern besteht stets aus Holz, das im Griffteil rund und stark ist (Abb. 26), während die beiden Flügel sich verflachen. Die Krümmung ist dabei der normalen gerade entgegengesetzt, indem die beim Schießen nach vorn gerichtete Fläche konkav ist. Auf diese Konkavseite preßt der Bogenmacher nun Lagen nasser Sehnenfasern, auf die Konvexseite Platten und Stäbe aus Horn, die durch Fischleim untereinander und mit dem Holzkern verbunden werden. Nach dem Trocknen, das sehr lange Zeit in Anspruch nimmt, wird das Ganze mit Leder u. dgl. sorgsam umhüllt, diese Hülle bei Türken und Persern auch schön bemalt. Der fertige Bogen ist dann ein sehr biegsames und elastisches, dabei aber sehr wirkungsvolles Gerät, mit dem ein geübter Schütze Hunderte von Metern weit schießen kann. Von Türkenbogen ist eine Schußweite von 900 Metern verbürgt.

Verbreitet ist oder war der einfache Bogen über das alte Europa, in dem nur die Skythen und die Griechen unter der Gunst der Nachbarschaft des Orients in den Besitz des zusammengesetzten Bogens gelangt sind, über ganz Afrika mit Ausnahme einiger kleiner Bezirke im Innern und an der Westküste, über Ozeanien, soweit in ihm der Bogen überhaupt noch nachweisbar ist, über ganz Amerika außer dem hohen Norden, über Arabien und Altindien. Der zusammengesetzte Bogen hingegen ist die Form des alten mittelmeerisch-vorderasiatischen Kulturkreises von Griechenland bis Persien; seiner bedienen sich die Türkenstämme; ihn spannen noch heute die Chinesen und Japaner, die Hyperboreer und manche nordamerikanischen Indianer, nur daß bei den armen Völkern der Polarzone an die Stelle des eleganten, aus besten Materialien gefertigten Bogens der Südvölker ein mühsam aus Holzstücken und Knochenteilen zusammengesetztes plumpes Ungeheuer tritt (Taf. 37, Abb. 13), dem man indessen gerade im Hinblick auf jene Armut eine gewisse Anerkennung nicht versagen kann.

Ein Gegensatz besteht zwischen den beiden Bogenarten auch hinsichtlich der Arten des Bespannens und des Spannens. Der einfache Bogen bleibt, mit ganz wenigen Ausnahmen, stets bespannt, beim zusammengesetzten hängt man nach dem Gebrauch zum mindesten das eine Sehnenende ab, worauf der entspannte Bogen mehr oder minder rasch in seine vorhin geschilderte, nach vorn konkave Ruhelage zurückkehrt. Ihn aus dieser von neuem zu bespannen, ist besonders bei kräftigeren Bogen nicht immer leicht; bei dem erst vor mehreren Jahren abgeschafften chinesischen Offiziersexamen alter Art bildete es eine der gefürchtetsten Aufgaben. Um so verständlicher ist es danach, daß von den Freiern der Penelope keiner den Bogen

den Bogen zu bespannen vermag; die Waffe hat 20 Jahre entspannt und demnach nach vorn durchgebogen geruht — nur ihr Kenner und Herr vermochte das widerspenstige Prunkstück zu meistern. Das eigentliche Spannen (griechisch titaino, im Gegensatz zu entanuo, bespannen) ist hingegen bei jeder Bogenart ohne weiteres ausführbar, indem es in jedermanns Kraft oder Belieben gestellt ist, wie weit er die Bogensehne zurückziehen kann oder will. Der Pfeil fliegt unter allen Umständen.

Die älteste und ursprünglichste der Maschinenwaffen ist die Armbrust. Aus ihr sind alle die mannigfachen Maschinengeschütze hervorgegangen, deren sich Altertum und Mittelalter bedienten: die Katapulte, Euthytona, Palintona, Ballisten, Skorpione, Bleiden und Wagenarmbrüste. Nur der Onager (tormentum) beruht auf dem Prinzip des Schleuderstockes.

Die höchste Stufe der Waffenentwickelung umfaßt endlich die Feuerwaffen, die für die Völkerkunde nicht mehr in Frage kommen.

Die Schutzwaffen zerfallen in die Bedeckung des Körpers selbst und eine bewegliche Pariervorrichtung, den Schild. Jene besteht aus dem Kriegskleid oder der Rüstung und dem Helm. Eine der Urformen des Schildes ist der Knüppel oder die Keule, mit der das Wurfgeschoß des Gegners zur Seite geschlagen oder dessen Hieb pariert wurde; eine andere das um den Arm geschlungene rohe Tierfell, ein Stück Rinde, Holz oder Flechtwerk, das den Stoß oder Wurf auffing. Belege sind der schmale hölzerne Parierschild der Völker des oberen Nilgebietes (Abb. 24) und der Australier, sowie die Fellschilde, Holzplatten und Geflechte aller primitiven Völker. Stock und Fell laufen auf dasselbe Endglied hinaus: jener beginnt mit einer kleinen Fellscheibe als Schutz der Hand gegen Keulenschläge (Abb. 23), dieses mit einem kurzen Stab als Versteifungs- und Tragriegel. Dort wächst das Fellstück, hier der Stab. Das Ende ist der ostafrikanische Schild aus Fell oder Leder mit durchgestecktem Vertikalstab (Abb. 25). In ähnlicher Richtung erfolgt auch die Entwickelung des Schildes aus anderen Materialien (Abb. 27).

Die Entwickelung der Gerätschaften des Menschen zur Durchführung seines mehr oder minder komplizierten Wirtschaftslebens würde man für die einzelnen Kategorien leicht in ähnlicher Weise verfolgen können. Leider ist ihre Zahl zu groß, sind sie selbst zu mannigfaltig, als daß wir auf unserem engen Raum uns dieser höchst interessanten Aufgabe unterziehen dürften.

d) Schmuck und Kleidung.

(Hierzu Tafel 11b.)

Die Gewohnheit des Menschen, Teile seines Körpers zu bedecken oder zu schmücken, geht in der Entwickelungsgeschichte seiner Kultur ungemein weit zurück, ist jedoch auf ihn beschränkt und daher entschieden jünger als die Erfindung von Waffen und Geräten einfachster Art, die wir bereits beim Tierreich in Anfängen antreffen. In der Tat kommt die Tracht, wie man Schmuck und Kleidung zusammenfassend nennt, für die körperliche Entwickelungsgeschichte des Menschen nicht mehr in Frage: sie setzt vielmehr erst da ein, wo der menschliche Körper die Fähigkeit und die Neigung, sich bestimmten äußeren Verhältnissen anzupassen oder für bestimmte Lebensumstände durch Veränderungen seiner selbst sich zu verzieren, schon fast ganz eingebüßt hat. Das Haar- und Federkleid der Tiere verdichtet sich der Kälte gegenüber, geht aber bei dauerndem Tropenaufenthalt eventuell ganz verloren; die Tierwelt paßt sich also mit ihrer Körperoberfläche selbst den veränderten Klimaverhältnissen an. Der Mensch kann das nicht mehr; während seiner zweifellos in einem warmen Klima erfolgten Herausbildung zum aufrechtgehenden „Gehirntier" ist unter Mitwirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl sein einstiges Haarkleid verkümmert; damit hat er zunächst die Möglichkeit verloren, durch ein besonderes Haarkleid auf äußere Einwirkungen zu reagieren; gleichzeitig aber hat er auch die Fähigkeit eingebüßt, durch besondere, zum Teil nur zeitweilige Ausstattung und Umgestaltung von Körperteilen innere Triebe anzudeuten oder sich äußeren Einflüssen anzupassen, wie das in der Tierwelt in so mannigfacher Weise der Fall ist (Hochzeitskleid der Vögel, Fische und Amphibien, Kämme, Höcker, Geweihe usw.).

Diese Verluste hat der Mensch in anderer Weise wettzumachen gewußt. Die Anlässe dazu waren: das Schutzbedürfnis gegen Witterungsunbilden, die übermächtig wurden, sobald der Mensch in unwirtlichere Klimate geriet; sodann Schutz gegen Angriffe von Tier und Mensch; schließlich das Bestreben, sich selbst oder seine Gruppe aus der Allgemeinheit hervorzuheben. Die einzelnen Anlässe gerade hierfür sind Legion, doch laufen sie vorwiegend auf die Absicht hinaus, Eindruck auf das andere Geschlecht oder auf die anderen Individuen desselben Geschlechts hervorzubringen. Der Schmuck, denn um diesen handelt es sich bei dem dritten Motiv in erster Linie, geht also in seinem Urgrund direkt auf fortgebildete, lediglich abgeänderte tierische Vorbilder zurück; auch er hebt die Geschlechts- und Gattungsabzeichen hervor, bestimmt Gruppe und Individuum.

Für die Entstehung und Entwickelung der Kleidung kommt eine ganze Reihe von Einflüssen in Frage. Oftmals ist die Grenze zwischen ihr und dem Schmuck gar nicht zu ziehen; besonders in den Tropen ist die Kleidung vielfach so winzig, daß sie als Körperbedeckung kaum zu rechnen ist. Nur hier und da (in Uganda, Polynesien,

dem Sudan usw.) tritt auch in den Tropen das Schutzmotiv in den Vordergrund.

Das Kausalverhältnis der Tracht zur Geschlechtsmoral ist eine vielumstrittene Frage. Die häufigste Ansicht meint, daß die Kleidung erst durch das Schamgefühl bedingt worden sei. In dieser Verallgemeinerung stimmt das nicht, doch beginnt die Bedeckung des Körpers, wo sie überhaupt vorgenommen wird, tatsächlich fast überall mit einer Verhüllung der Geschlechtsteile. Ganz fehlt das Schamgefühl wohl keinem Volke, doch treibt es oft seltsame Blüten. So entkleiden sich Fellahfrauen vor Männern ohne Scheu, wenn nur das Gesicht verhüllt bleibt. Die Araberin wird nie das Hinterhaupt entblößen, die Malaiin und Tonganerin nicht den Nabel sehen lassen; die Frau im Zentralsudan nicht das Gesäß; die Chinesin nicht den verkrüppelten Fuß. Bei alledem findet sich im übrigen doch eine Spur von Scham in bezug auf die Geschlechtsteile, besonders vom Moment des Verheiratetseins an, so daß man schließlich doch wohl berechtigt ist zu sagen, daß der Unterschied zwischen ledig und verheiratet den ganzen Gang der Entwickelung symbolisiert.

Regional kann man die heutige Tracht in die tropische, die subtropische und die boreale einteilen. Jene ist am schwächsten entwickelt oder fehlt auch manchmal ganz; meist ist sie lediglich Hüftumhüllung, die sich zum Schurz verlängert. Das subtropische Kleid besteht aus hemdartigem Unterkleid und Mantel. Große Teile des Leibes bleiben frei; der Mantel bleibt ablegbar. Das boreale Kleid bedeckt den ganzen Körper, ist eng und anliegend und besteht aus Hemd, Rock, Hose, Strumpf, Schuh und Kopfbedeckung; seit dem Zeitalter der Entdeckungen breitet es sich allmählich über die ganze Erde aus.

Für den *Schmuck* hat Selenka[1] eine sehr hübsche Einteilung durchgeführt; er unterscheidet Ring-, Behang- und Richtungsschmuck, Ansatz-, lokalen Farben- und Kleidungsschmuck. Der *Ringschmuck* soll die Rundung der betreffenden Körperteile hervorheben, überhaupt ihre Selbständigkeit ins rechte Licht setzen; der *Behangschmuck* die Körperkonturen durch herabfallende Linien (Bänder, Ketten, Faltengewänder, Talare, offenes Haar) heben; der *Richtungsschmuck* die Tendenz des Vorwärtsstrebens versinnbildlichen (Federschmuck der Indianer, der Roßschweif auf unseren Helmen). Der *Ansatzschmuck* soll imponieren (die Blechmützen preußischer Grenadiere, unser Zylinderhut, die Epaulettes unserer Offiziere, Krinoline und Schleppe u. dgl. m.). Der *Farbenschmuck* wirkt lediglich durch Farbe und Glanz (Blumen im Haar, Edelsteine, Kämme, Agraffen). Der *Kleidungsschmuck* endlich umfaßt alle Gewänder und Kleidungsstücke, soweit sie dem Körper zur wahren Zierde gereichen. Hierher gehört vor allem die Tracht der Japaner in ihrem ganzen Umfang; desgleichen auch die altgriechische Gewandung mit ihrem nicht wieder erreichten Faltenwurf. Unsere moderne Männerkleidung ist im Gegensatz dazu wohl praktisch, dem neuzeitlichen Leben aufs beste angepaßt, aber ein Schmuck ist sie nicht.

Auch die mannigfachen Bemühungen der Naturvölker, das Individuum aus der Menge hervorzuheben, fallen kaum mehr unter den Begriff des Schmuckes, da sie kein Sinnbild der körperlichen Vorzüge (wenigstens nicht in unserem Sinne) sind. Ethnographisch sind sie hingegen um so interessanter, so daß eine knappe Übersicht durchaus notwendig erscheint.

Vielleicht die älteste, noch heute weit verbreitete Art des Naturvölkerschmuckes ist die *Bemalung*; der Schmutzüberzug des in den Morast Geratenen ist ihr Ausgangspunkt. In der Bemalung fallen zudem Schmuck und Kleidung zusammen, indem sie gleichzeitig gegen die Sonne und Insekten schützt und dabei ihren Träger doch noch auffällig genug hervorhebt (Taf. 110, Abb. 4). In späteren Stadien wächst die Bemalung sich zum Ausdrucksmittel für Stimmungen, der Trauer, der Freude, auch des Standes und der Zugehörigkeit aus. Sehr häufig werden die Knaben und Mädchen weiß angestrichen (Taf. 92, Abb. 2); anderswo kennzeichnen die Malmuster den Geheimbund des Betreffenden.

Ein wirklicher Eingriff in den Körper ist das *Epilieren*, das Auszupfen der Wimper- und Barthaare mittels des Fingers, der Pinzette oder Zange; es wird in Amerika, in Afrika und auch anderswo vielfach geübt. Im Gegensatz zu unserem Rasieren und Haarschneiden ist es eine Dauerverzierung, die keine Reparatur mehr zuläßt, weil der Haarwuchs zerstört ist.

Eine Verunstaltung der Form des Kopfes ist die sogenannte *Deformation*; man zwingt den noch bildsamen kindlichen Schädel durch Einpressen zwischen Bretter, durch Festbinden und Einschnüren am Kopfbrett der Wiege oder durch ähnliche Verfahren in Formen, die hier walzenförmig langausgezogen (Abb. 8), dort kurz und breit zusammengepreßt erscheinen. Gebiete solcher Schädelplastik sind oder waren: große Teile Nordamerikas (Flatheads, Tschinuk, Azteken und alle Umwohner des mexikanischen Golfs), viele Teile der Anden Südamerikas (Peru, Tschibtscha, Bolivien); Celebes, die Philippinen, Altfrankreich, Altniederösterreich, die alte Schweiz usw. Entstehungsursache der Sitte ist sicher zumeist eine unstete Lebensweise, bei der man den Kopf des kleinen Kindes festbinden mußte, sollte er auf dem Transport keinen Schaden erleiden.

Eine ungeheure Verbreitung über die Erde haben sodann die *Ziernarben* und die *Tätowierungen*. Jene führt man ohne Zuhilfenahme eines Färbmittels einfach durch wiederholte Einschnitte in dieselben Körperstellen herbei; bei dieser bringt man mit besonderen feinspitzigen Instrumenten oder auch mit Nadel und gefärbtem Zwirn einen Farbstoff (Schießpulver, Pflanzensäfte, Ruß u. dgl.) unter die Epidermis.

[1] E. Selenka, Der Schmuck des Menschen; Berl. 1900.

Den Ausgangspunkt für beide Arten von Schmuck kann jede Wunde bilden, besonders die im ehrenvollen Kampf erhaltene Narbe reizt zu absichtlicher Nachahmung und leicht auch natürlich zu schmuckhafter Weiterbildung. Legt man auf die Wunde ein Kühlmittel, frische Erde, kühlen Pflanzensaft u. dgl., so ist damit der Entstehung der Tätowierung der Weg gewiesen.

Die Narbenverzierung kennt verschiedene Arten: den Knopf und den einfachen Wulst. Jener entsteht durch Heraustrennen richtiger kleiner Hautlappen, wie er für die nach ihm direkt benannten Knopneusen Südafrikas und die Bangala am mittleren Kongo (Abb. 10) so charakteristisch ist. Die Narbentatowierung sucht mehr durch Muster selbst zu wirken, durch geometrische Figuren, aber auch durch förmliche Gemälde. Beide Arten von Narben sind vorwaltend auf dunkelfarbige Rassen beschränkt, von deren Haut eine Farbentatowierung sich nicht abheben würde. Hauptgebiete dieser Ziernarben sind Ost- und Westafrika, dort insbesondere die Makonde (Abb. 9), Wamuéra, Matambwe, Jao und andere Völker des Rovumagebietes, hier die Stämme in der weiteren Umgebung des unteren Kongo. Auch das Innere des Kongobeckens gehört hierher; bei den durch Wissmanns Forschungen bekannten Baluba und Baschilange glich die Haut fast täuschend einem reliefgemusterten Plüschgewebe.

Die Tatowierung ist unterschiedslos über alle Rassen verbreitet. Häufigste Technik (Südsee, Europa) ist das Einführen von Farben mittels feiner Stiche; die erwähnte Methode des gefärbten Fadens ist bei den Amurvölkern üblich. Bei den Dajak auf Borneo drückt man das Muster mittels geschnitzter Matrizen auf die Haut; in Nordwestamerika zeichnet man es mit Holzkohle vor.

Der Motive für Ziernarben und Tatowierung gibt es viele; sie sind Abzeichen der Familie, der Sippe, des Stammes, sie dienen als Mutprobe bei der Pubertätsweihe, Erinnerung an bestimmte Ereignisse, Nachahmung von Arm- und Beinschmuck (Polynesien), Symbol des Berufs u. dgl. m.

Eine ebenfalls häufige Verunstaltung betrifft die *Zähne*; außer in Afrika ist sie bei den Malaien weit verbreitet. Bei den Bantu scheint das Auskerben der mittleren oberen Schneidezähne (Abb. 2) ursprünglich allgemein gewesen zu sein; es findet sich noch heute von den Herero in Deutsch-Südwestafrika bis zum Victoria Nyansa. Ein wahres Dichtigkeitsmaximum von Zahnverstümmelungen ist das Gebiet um den Njassasee bis zur Ostküste hinüber; dort gibt es an Verstümmelungsarten alles, was den Schneidezähnen anzutun ist: Ausbrechen aller vier unteren oder bloß der zwei mittleren Schneidezähne, Spitzfeilen aller vier oberen oder bloß der zwei mittleren oberen (Abb. 1), hier und da auch der unteren Schneidezähne; schließlich auch noch das Auskerben der Zahnkronen selbst. Bei den Malaien feilt man in die Zähne Querrillen, die man mit Goldplättchen ausfüllt.

Doch das umfangreichste, in seinen Wirkungen fast immer geradezu abenteuerlich anmutende Kapitel der Körperverunstaltungen bezieht sich auf das *Einfügen von Fremdkörpern in den menschlichen Leib* selbst, auf die Verzierung des Ohres in allen seinen Teilen, der Nase in Flügel und Scheidewand, des Mundes in Ober- und Unterlippe.

Uns Weißen noch am verständlichsten, weil von uns teilweise selbst noch geübt, ist der *Ohrzierat*. Wie bei uns, so ist er auch bei den Naturvölkern meist in das durchlochte Ohrläppchen eingehängt, oder in dieses selbst eingeklemmt. Bei dieser Sitte kommt es in manchen Provinzen zu ganz ungeheuerlichen Abmessungen der Einsatzkörper. Bei den küstennahen Stämmen Ostafrikas, den Suaheli, Wamwera, Makonde und so fort, handelt es sich noch um Holzscheiben vom Durchmesser eines Zweimarkstückes (Taf. 85, Abb. 3); bei den Wagogo sind es schon derbe Holzwalzen von Unterarmstärke (Taf. 86, Abb. 2); die Bakulia, Wassonjo und andere Stämme des abflußlosen Gebietes zwischen Victoria-Nyansa und Kilimandscharo vermögen hingegen ohne jede Schwierigkeit Klötze von den Abmessungen einer mäßigen Konservenbüchse oder auch diese Büchse selbst in den bis zur Schulter aufgeweiteten Ohrläppchen unterzubringen (Taf. 86, Abb. 3; Taf. 110, Abb. 6). Zu ganz ähnlichen Abmessungen gelangen auch die Musgu im Tschadseebecken (Abb. 3) und die Botokuden in Südamerika (Taf. 49, Abb. 12). Die alten Inka-Peruaner wurden wegen ihrer gewaltigen Ohrpflöcke von den Spaniern Orejones (Großohren) genannt. Keine Stäbchen, sondern Pflöcke und Stifte fügt man im Kilimandscharogebiet und am Ostrande des großen zentralafrikanischen Urwaldes in den oberen Ohrrand ein.

Auf den vorderen Orient, den erythräischen Völkerkreis, ist das Einführen von Pflöckchen in den *Nasenflügel* beschränkt. In Vorderindien beheimatet, ist die Sitte dann nach Vorderasien und auch nach Ostafrika überpflanzt worden, wo sie von den Suaheli an der Küste neuerdings mehr und mehr ins Innere des Landes eindringt.

Die Methode des Einfügens von Fremdkörpern in die durchbohrte *Nasenscheidewand* hat ihre Hauptverbreitungsgebiete in Amerika und im australisch-melanesischen Kulturkreis. Die Nordwestamerikaner trugen in ihrem Septum Zierate aus Kupfer, Knochen, Muschel, Holz; in Südamerika sind quergesteckte Stifte üblich, an denen Gehänge der verschiedensten Art baumeln. Goldgehänge dieser Art trug man im alten Kolumbien. In Melanesien und Australien bleibt der Septumstift meist ohne Behang (Taf. 61, Abb. 3; Taf. 110, Abb. 4).

Am seltsamsten berührt uns das Einfügen von Fremdkörpern in die *Lippen*. Man verfährt dabei fast immer so, daß die Lippe im jugendlichen Alter mittels einer Ahle durchbohrt wird, worauf man die offene Wunde durch Einfügen von Strohhalmen am Verheilen hindert. Mit weiteren Halmen,

elastischen Blattspiralen u. dgl. wird die Öffnung systematisch aufgeweitet, bis sie einen Stift aufzunehmen vermag (Taf. 110, Abb. 5 u. 7). Entweder verbleibt es nun bei diesem, oder aber man geht im Verfahren weiter und klemmt immer größere Scheiben ein, die dann schnabelartig vorstehen. Erst durch die Erschlaffung der Muskulatur, das Ausbuchten des Kiefers und das Schlechtwerden der Zähne senken sie sich mehr und mehr nach unten.

Die am längsten bekannte Provinz dieser Lippenverunstaltung sind die Gēsvölker, insbesondere die Botokuden in Südamerika, bei denen beide Geschlechter ein botoque (portugiesisch, einen Spund) in die Unterlippe einfügten (Taf. 49, Abb. 12). Klötzchen, Pflöcke und Scheiben aus leichtem Holz sowie Ketten aus Muschelscheibchen sind dann in der weiten Provinz des Gran Chaco, bei den Lengua, Toba usw. üblich, ferner bei den alten Abiponen, den Suya des Schingugebietes und den Bororo (Taf. 49, Abb. 5). Bei den Altmexikanern trug man Lippenpflöcke aus Obsidian. Bei den Eskimo tragen nur die Männer, bei den Nordwestamerikanern nur die Frauen Unterlippenpflöcke. Je nach seiner Größe steigt der Ruf und der gesellschaftliche Rang des Trägers.

In Afrika liegt eine große Lippenscheibenprovinz in dem Gebiet zwischen dem Njassasee und der Ostküste; bei den Wamuëra, Matambwe, Makua, Wangindo, Wajao, Wampoto fügen sich die Frauen derartige Holzscheiben (Pelele, Ndonja) in die Oberlippen (Taf. 85, Abb. 3; Taf. 110, Abb. 9); bei den Mawia südlich vom unteren Rovuma sollen auch die Männer einen solchen Zierat tragen. Bei diesem Volk, vereinzelt auch bei den Wamwera tritt zu der Oberlippenscheibe auch noch ein Unterlippenpflock. Das Pelele wächst nach meinen Beobachtungen bis zum Durchmesser von 7 cm und zu einer Höhe von 3—4 cm an.

Eine zweite Provinz liegt am Ostrande des großen Urwaldes und im Gebiet des oberen Nils. Dort tragen die Weiber der Wawira und ihrer Nachbarn ebenso große Lippenscheiben wie die Völker am Rovuma, während die Männer sich mit Strohhalmen begnügen, die oft zu vielen in die durchlochte Lippe gesteckt werden (Taf. 110, Abb. 7). Bei den Bongo, Mittu, Lubah und anderen Völkern im Gebiet des oberen Nils tragen Männer und Frauen Ringe, Stifte, Spiralen in Nase, Mundwinkel, Ober- und Unterlippe.

Das Höchstmaß an Abenteuerlichkeiten leisten sich die Musgu südlich vom Tschadsee. Sie sind, wie wir wissen (vgl. S. 94), ein tüchtiges Ackerbauervolk, das sich zudem Lehmhäuser von einer für Afrika wahrhaft unvergleichlichen Schönheit der Linienführung baut (Taf. 96, Abb. 3). Um so überraschender wirkt es, sehen zu müssen, wie sich ihre Frauen mit Stiften in den Nasenflügeln, mit großen Scheiben in den Ohren, mit noch größeren in der Ober- und Unterlippe entstellen. Es ist in der Tat das Geschmackloseste, was die Menschheit in dieser Richtung geleistet hat (Taf. 110, Abb. 3). Nach Aussage der Musgumänner geschieht die Entstellung übrigens nicht in Verfolgung eines perversen Schönheitsideals, sondern zu dem für uns allerdings auch kaum verständlichen Zweck, die Frauen möglichst häßlich zu machen. Ließe man sie in ihrer natürlichen Anmut, so liefen sie zu sehr Gefahr, von den räuberischen Nachbarstämmen begehrt zu werden.

Die letzte Gruppe von Eingriffen in den eigenen Körper betrifft das Haar und seine Pflege. Häufig beruhen diese Eingriffe auf dem Gebot der Praxis: man bindet das Haar auf oder in einen Knoten, damit es den Träger nicht behindert; oder man beschmiert es mit Lehm, Kuhdung und Öl, um das Ungeziefer fern zu halten. Aus beiderlei Anfängen entwickeln sich dann ungezählte Varianten, die zumeist nicht mehr in das Gebiet der Verunstaltung, sondern in das des wirklichen Schmuckes fallen. Verhältnismäßig wenig wissen dabei die schlichthaarigen Rassen (Mongolen, Malaien, Indianer) aus ihrem Haar zu machen (vgl. jedoch die Haartracht der Hopifrauen; Taf. 44, Abb. 5); um so mehr die kraushaarigen (Neger, Melanesier, Papua), die einen großen Teil ihrer nicht geringen Phantasie auf die Ausgestaltung ihrer Frisur verwenden. Taf. 57, Abb. 7 u. 12; Taf. 60, Abb. 2; Taf. 68, Abb. 3, 4 u. 7; Taf. 75, Abb. 3; Taf. 77, Abb. 1; Taf. 78, Abb. 1, 6, 11 u. 12; Taf. 82, Abb. 2; Taf. 83, Abb. 1; Taf. 86, Abb. 2; Taf. 96, Abb. 1 geben Belege dieser Kunst.

e) Bauwerke.

(Hierzu Tafel 111.)

Gegen die Unbilden der Witterung und die Nachstellungen seiner Feinde schützt sich schon ganz allgemein das Tier; um wievielmehr dürfen wir daher Maßnahmen zum gleichen Zweck beim Menschen voraussetzen. In der Tat ist gegenwärtig kein Volk der Erde ohne künstliche Wohnung; auch die niedrigstehenden sind über die Benutzung der natürlichen Zufluchtsstätte, wie Höhlen, dichtes Buschwerk u. dgl., ausnahmslos hinausgeschritten.

An eine vollständige Wohnung treten drei Hauptforderungen heran: Schutz nach oben gegen Regen und Sonne durch das Dach, nach den Seiten gegen Wind und Kälte durch die Wände, nach unten gegen Feuchtigkeit und Kälte des Erdbodens durch den Boden. Ihnen allen zugleich genügen die Wohnungen der Naturvölker längst nicht immer, doch ist zu bedenken, daß besonders bei den Tropenbewohnern das Haus im Grunde genommen nur als Unterschlupf für die Nacht in Frage kommt.

Urformen der Hütte sind die „boscjes" der Buschmänner, d. h. die einfach zu einem Schutzdach verflochtenen Zweige eines belaubten Busches. So dann der Windschirm der Australier, Negrito, Wedda und anderer (Taf. 18, Abb. 3; Taf. 68, Abb. 1). Auch der Toldo der Tehueltschen (Taf. 111, Abb. 4) ist seinem Wesen nach ein solcher Windschirm. Bricht man die Zweige ab, steckt sie im Kreise in die Erde und verflicht sie oben, so entsteht das Gerippe der von uns so oft angetroffenen Kugel- oder Kuppelhütte (Abb. 1). Hat man nur starre Stangen zur Verfügung, so entsteht das Zelt (Abb. 7). Lehnt man zwei Schirme gegeneinander und dichtet First und Giebel, so entsteht das Giebeldach (Abb. 5 u. 6).

Eine neue Phase im Wohnbau tritt mit der Einführung der Wand ein. Sie ist aus dem Bedürfnis hervorgegangen, den engen Hüttenraum, dessen ganze Peripherie sowohl beim Giebeldach wie beim Zelt, weniger bei der Kuppelhütte, einen toten, unnützen Winkel bildete, besser auszunutzen. Zu dem Zweck setzte man alle jene Urformen auf einen Unterbau — einen rechtwinkligen oder runden, je nachdem — und verkleidete die so entstandenen Seitenflächen bis zum völligen Abschluß des nun geräumigeren Innern (Abb. 3, 8 u. 9).

In tropischen, überhaupt pflanzenreichen Gebieten entstehen bei der Wahl des Bau- und Deckmaterials keine Schwierigkeiten; ihre Bewohner brauchen nur in die Pflanzenwelt hineinzugreifen. In nördlichen Gebieten oder in Steppen und Wüsten, wo pflanzliches Material seltener ist, hat der Mensch zum Leder gegriffen und den Filz erfunden (Abb. 4 u. 7); oder aber er hat sich dem Erdbau zugewandt (Taf. 111, Abb. 3; Taf. 96, Abb. 3). Der Arktiker endlich hat sogar den Schnee als Baumaterial heranziehen müssen (Abb. 2).

Die nicht immer leichte Frage des Bodenschutzes hat der Mensch vielerorts durch die Erhebung seiner Hütte auf Pfahlroste oder gar auf Bäume zu lösen versucht (Abb. 9 u. 10). In großen Teilen West- und Mitteleuropas bestand die Sitte des Pfahlbaus durch lange vorgeschichtliche Zeiträume hindurch, von der jüngeren Steinzeit bis in die erste Eisenzeit (drittes bis erstes vorchristliches Jahrtausend). Unter den Naturvölkern sind die Malaien die begeistertsten Pfahlbauer; auch die Indianer an der Nordküste Südamerikas haben Pfahlbauten, desgleichen die Neger. Baumhäuser gibt es auf Neuguinea und in Südasien; auch südlich vom Tsadsee hat Nachtigal solche gefunden.

Nicht geringe Schwierigkeiten hat dem Menschen auch der Hausverschluß bereitet. Beim Windschirm und seinen Abarten ergibt sich die Tür von selbst, ebenso der Abzug des Rauches. In den höheren Hüttenformen hat man, um Unbefugten den Eingang zu erschweren, die Tür entweder sehr klein gemacht (Abb. 3) oder sie sehr hoch gelegt. In einzelnen Teilen des Kongobeckens muß man in die Häuser förmlich hineinturnen. Das Eindringen kalter Luft oder des Regens sucht man hier und da durch Vorbauten zu verhindern (Abb. 1), die sich bei den Arktikern zu langen Gängen auswachsen (Abb. 2). Bei Erdbauten, wie den versenkten Temben Ostafrikas und manchen Hüttentypen des westlichen Nordamerika (Kalifornier, Binnenselisch, Pueblos), bewerkstelligt man den Zugang vom Dach aus mittels Leitern oder gekerbter Baumstämme. Fenster sind den Naturvölkern kaum bekannt.

Nicht ohne Bedeutung für die Art des Wohnbaues sind bei den Naturvölkern die sozialen Verhältnisse. Es ist weniger der Geschmack des Einzelnen, der zur Geltung kommt, als der Unterschied in Rang und Reichtum. Viel tiefer greift jedoch jene andere, von uns oft berührte Organisation in Altersklassen und Männerbünde ein, indem sie den Stamm in scharf getrennte Gruppen aufteilt: die Männer und Jünglinge bewohnen gemeinsam ein Haus von beträchtlichen Abmessungen, die Frauen hingegen hausen je einzeln in viel einfacheren kleinen Hütten. Anderswo wieder wohnt die ganze Sippe oder der ganze Stamm unter einem gemeinsamen Dach. Wir haben solche Erscheinungen in Indonesien und Südamerika kennen gelernt.

Zum Hervorrufen eines bestimmten Stils tragen außer den bisher genannten Faktoren auch noch andere bei; so die Ornamentik, die Flecht- und Webkunst, die Töpferei (Abb. 3); selbst die Schiffbaukunst (Abb. 10). Oft sind die Wanderungen der Völker von ausschlaggebender Bedeutung; wer aus einem holzreichen Gebiet in ein holzarmes gelangt, wird seine bisherige Bauweise den neuen Baustoffen anpassen müssen. Lehrmeister dabei sind natürlich die Vorbewohner, unter deren Einwirkung es leicht zu Mischstilen oder wenigstens zu einem Durcheinander verschiedener Haustypen kommt (Abb. 8). Dennoch gibt es selbst in Gegenden mit nachweislich starker Völkerbewegung ziemlich einheitliche Stile; so hält ein großer Teil Afrikas an der Kuppelhütte oder der Zylinderhütte mit Kegeldach fest, während für die Malaien der Viereckbau charakteristisch ist. Man findet ihn von Madagaskar bis Polynesien.

f) Verkehrs- und Transportmittel.

(Hierzu Tafel 112.)

Bei den Ortsbewegungen, welche die Menschen von jeher ausgeführt haben, haben sie früh künstlicher Hilfsmittel bedurft, einmal um selbst große Entfernungen in kurzer Zeit zurückzulegen, sodann zur Fortschaffung größerer Gütermengen von einem Ort zum anderen. Für jeden der beiden Zwecke kann man mit Hilfe geeigneter Geräte entweder die eigene Kraft umsetzen, oder aber man

verwendet fremde Kräfte, Tiere oder Naturgewalten. Soweit jene Geräte dem Lastentransport dienen, umfassen sie das große Reich der Tragbänder, Körbe, Schubkarren, Tragstöcke, von denen eins oder gleichzeitig auch mehrere überall auf der Erde bekannt sind. Die Mittel zur Ermöglichung oder Erhöhung der Eigenbewegung sind an Zahl geringer und räumlich beschränkter; es sind Kletterstricke, Stelzen, das Ruder, Schnee-, Schlitt- und Eisschuhe, neuerdings auch das Fahrrad und der Rollschuh. Das Problem des menschlichen Fluges ist durch Heranziehung fremder dynamischer Kräfte gelöst worden.

Stark und vielseitig hat sich der Mensch bei der Einstellung tierischer Kräfte in seinen Dienst gezeigt, und noch bewundernswerter in der Ausnutzung der Naturkräfte, des Wassers, des Windes, des Dampfes, der Explosivstoffe und der Elektrizität. Doch auch hier ist die Beihilfe von Geräten und Maschinen notwendig, bei den Tieren meist, den Naturkräften stets. Beide Gruppen, ausgenommen die Luft- und zum Teil die Wasserschiffahrt, bedürfen zudem der Vorarbeit durch Anlage besonderer Straßen und Wege. Dem Amerikaner Mason, der sich mit den Verkehrs- und Transportmitteln der Menschheit am eingehendsten beschäftigt hat, verdanken wir den Hinweis, daß unsere Fußbekleidung das erste Verkehrsmittel ist. Das berührt uns seltsam, ist aber vollkommen richtig; unsere Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit wird durch jeden Schuh, selbst schon durch die einfachste Sandale nicht unwesentlich erhöht. Eine Abart des Schuhs ist der **Schneeschuh**, ein Hauptverkehrsmittel der arktischen und subarktischen Völker. In Skandinavien, Nordsibirien und am Amur hat er die Form des auch von uns zu Sportzwecken übernommenen schlittenförmigen Ski, in Nordamerika und Nordjapan die des umrahmten Netzes, das das Einsinken des Fußes in den Schnee verhüten soll. Auf dem Eis entspricht dem Ski der **Schlittschuh**, der keineswegs eine neue Erfindung, sondern uralt ist; schon Jahrtausende vor Christus lief man in Mitteleuropa auf Knochenschlittschuhen. Dem Rahmenschneeschuh entspricht der Eisschuh mit seiner zacken- und spitzenbesetzten Sohle.

In der Art, wie die Menschen selbst die Lasten tragen, besteht eine große Mannigfaltigkeit von Land zu Land. Wir benutzen Rücken und Schultern, die Mittelmeervölker den Kopf, viele Afrikaner und Amerikaner die Stirn als Widerlager. Für Ostasien und große Teile Afrikas ist der **Tragstock** charakteristisch, der seine vornehmste Form in den verschiedenen Arten der **Sänfte** gefunden hat.

Die Ausnutzung der Tierwelt zum Tragen von Lasten oder des Menschen selbst ist nicht allgemein; Japan fällt hier aus und das ganze negroide Afrika; ebenso Australien und die Südsee. Amerika hat im Süden lediglich das Lama und Alpaka, im Norden den Hund und das Pferd; Asien hingegen zieht Pferd, Elefant, Ren, Jak, Kamel, Esel, Schaf und Hund heran. In den Wüsten-, Steppen- und Gebirgsgegenden der Erde beruht die raumbeherrschende Macht des Menschen noch immer auf der Trag- und Zugkraft dieser Geschöpfe.

Einen gewaltigen Fortschritt bedeutet die Verbindung der tierischen Zugkraft mit dem Fahrzeug, mit **Wagen und Schlitten**. Letzterer ist das Verkehrsmittel der Gebiete mit dauernder Schneeschicht, also der gesamten nördlichen Polarregion, der weiten Ebenen Rußlands, Sibiriens und Nordamerikas. In Europa ist er zum bloßen, seit dem Aufleben des Wintersports allerdings vielbenutzten Vergnügungsfahrzeug geworden. Weit nach Süden vorgeschobene Vorkommnisse sind die Bergschlitten von Madeira und Hawaii.

In der Form sind einkufig der lappländische Schlitten, der die Gestalt eines hinten abgestutzten Bootes hat, und der kanadische Toboggan, der nichts ist als ein vorn aufgebogenes Brett. Alle anderen Schlitten sind zweikufig. Als Zugtiere dienen in Nordamerika der Hund, im Norden der Alten Welt Ren und Hund; weiter südlich das Pferd.

Der Wagen setzt bereits Wege voraus, ein Grund, warum er nur lückenhaft verbreitet ist. Sein Hauptgebiet ist Europa, wo der Norden und die Mitte den vierrädrigen Wagen, der Westen und Süden den zweirädrigen Karren bevorzugen. In Asien ist er wichtig in Vorderindien, auf Sumatra und Java, in den Lößgegenden Chinas und der Mandschurei. Der japanische Karren, die Jinrikischa (Rikscha), nebenbei gesagt die Erfindung eines Amerikaners, wird in Ermangelung von Zugtieren von Menschen gezogen (Taf. 13, Abb. 11). In Afrika ist der Wagen in der Form des von 20 und mehr Ochsen gezogenen schweren Planwagens auf den trockenen Süden beschränkt. In Amerika hat in den Vereinigten Staaten die Eisenbahn jeden Wagenverkehr vorweggenommen; in Mittel- und Südamerika ist er vorhanden, doch tritt er hinter dem Saumverkehr zurück.

Die höchste Stufe der Verkehrstechnik, die **Heranziehung der Naturkräfte**, ist weder von den Naturvölkern noch den außereuropäischen Kulturvölkern durch eigene Kraft erreicht worden; ihre Beschränkung auf den Weißen ist es denn auch mit in erster Linie gewesen, die unserer Rasse die erdbeherrschende Stellung erworben und gesichert hat.

Den Übergang zu der Betrachtung der Verkehrsmittel zu Wasser bildet ein Blick auf die **Brücke**. Für die Kulturvölker von heute ist selbst die Besiegung breiter Meeresarme kein Hindernis mehr; bei den Naturvölkern stellt schon die Überspannung schmaler Abgründe durch Taue (Taf. 54, Abb. 1), wie in den Kordilleren Südamerikas, oder die Überbrückung mäßig breiter Flüsse mittels Lianen, wie im Kameruner Waldland, die Höchstleistung dar.

Die **Verkehrsmittel zu Wasser** haben zwei Ausgangspunkte: Körper, die an sich auf dem Wasser schwimmen und dabei noch andere zu tragen vermögen, und Hohlkörper, die man eigens herstellen muß, die dann aber aus jedem beliebigen

[illegible] Stoff gefertigt werden können. Die erste Gruppe umfaßt das Floß in allen seinen Arten, die andere das Schiff. Universalgut der Menschheit ist keins; viele Steppen- und Wüstenvölker kennen weder das eine, noch das andere.

Die ursprünglichste Form des Floßes stellt wohl das in Abb. 10 wiedergegebene Vorkommnis von der Nordküste Neuguineas dar; auf völlig unbearbeitetem Wurzelstrunk ruderten die Eingeborenen auf das Schiff des deutschen Forschers Finsch zu. Höhere Formen sind das Floß aus Ambatsch (Herminiera elaphroxylon, Abb. 5) vom oberen Nil, die sogenannten Catamarans von der Koromandelküste Vorderindiens und die Balsa von der Westküste Südamerikas und vom Titicacasee. Die letzteren sind aus Rohrbündeln zusammengebunden, ganz wie die Flöße der alten Maori von Neuseeland.

Eine Zwischenform zwischen Floß und Schiff sind die Balgflöße Mesopotamiens, Vorderindiens (Abb. 6) und Nubiens. Im Zweistromland sind sie seit uralten Zeiten gebräuchlich; sie heißen dort Kellek oder Killaak.

Ur- und Ausgangsform des Schiffes ist der Einbaum; selbst in Europa hat er sich an entlegenen Stellen aus der Steinzeit bis in die Gegenwart herübergerettet; anderswo, wie in Afrika, ist er ganz allgemein verbreitet. Nur die Waganda am Victoriasee haben das Plankenboot (Abb. 3). Den schönsten Einbaum Nordamerikas haben wir an dessen Nordwestküste kennen gelernt (S. 37).

Ein Einbaum ist seinem Wesen nach auch das malaiische Boot, nur daß es sich hier einmal zum Doppelboot (Abb. 4), sodann auch zum Auslegerboot entwickelt hat (Abb. 7 u. 8). Jede dieser Vorrichtungen soll das Umschlagen der an sich sehr schmalen Schiffskörper verhindern. Das Doppelboot, das zu Cooks Zeiten in Polynesien ganz allgemein war, ist heute kaum mehr anzutreffen. In Indonesien ist es durch die schwere Prauh (Taf. 29, Abb. 3) verdrängt worden.

Parallelerscheinungen zum Einbaum sind das Fell- und das Rindenboot. Die Kanus der Australier (Taf. 59, Abb. 12), auch vieler Südamerikaner, bestehen einfach aus einem an den Enden zusammengebogenen Stück Baumrinde, das in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinandergehalten wird; bei den Indianern Britisch-Nordamerikas hingegen legt sich ein sauber zusammengenähter Birkenrindenmantel in elegantester Linienführung um ein sehr sinnreich erdachtes Holzgerüst (Abb. 1). Fellboote primitivster Bauart, sogenannte Bullboote, benutzten die Prärieindianer zum Übersetzen der Flüsse (Taf. 40, Abb. 3). Die höchsten Formen des Fellbootes haben wir im Kajak (Abb. 9) und Umiak (Taf. 36, Abb. 4 u. 5) der Eskimo kennen gelernt.

Das Plankenboot besitzen in seinen Anfangsformen die Polynesier und Mikronesier, deren Inseln kein für den Einbaum passendes Holz liefern. Bei den Maori war es in wundervoller Weise geschnitzt, auch mit Aufsätzen an Bug und Heck versehen (Abb. 2). In der Hand der Kulturvölker hat sich diese vollendetste Schiffsform zu einer völlig unübersehbaren Mannigfaltigkeit entwickelt; vom Holzbau ist man zum Eisen- und Stahlschiff übergegangen; und heute beherrschen die Dreadnoughts die Meere.

4. Der geistige Kulturbesitz.

a) Die Sprache.

(Hierzu die Tafeln 113 u. 114.)

In ungleich feinerer Weise noch als die Technik beruht die menschliche Sprache auf dem Zusammenwirken von Körper und Geist; jener bringt die Gebärden und Laute hervor, dieser gibt ihnen die Bedeutung. Aus diesem Grunde muß sich auch die Sprache aus denselben schwachen, sagen wir ruhig: tierischen Anfängen herausentwickelt haben, wie der menschliche Körper selbst und wie auch sein Geist. Die Innigkeit der Wechselbeziehungen kann man dabei nicht besser ausdrücken als durch die Wendung, daß zwar der Geist die Sprache geschaffen hat, daß aber andererseits jede höhere geistige Entwickelung des Menschen erst durch die Sprache möglich geworden ist.

Auf diesem Standpunkt hat man nicht immer gestanden; neben der biblischen Lehre, die Sprache sei dem Menschen von Gott überkommen, haben wir eine andere, nach der der Mensch sie durch Zufall oder gar durch geflissentliches Nachdenken erfunden habe. Heute herrscht in den Entstehungstheorien der Entwickelungsgedanke ganz allgemein vor, doch gehen auch jetzt noch die Ansichten recht weit auseinander. Die einen huldigen der sogenannten Nachahmungstheorie, indem sie behaupten, der Mensch habe die Laute, die manche lebenden Wesen, Dinge und Geschehnisse unzweideutig kennzeichnen (Wauwau den Hund, Kikeriki den Hahn, „Klatsch" den Fall oder Schlag) nur nachzuahmen brauchen, um die Sprache erfunden zu haben. Andere wieder sagen, jeder Körper habe einen bestimmten Klang (Glocke, Hammer, Glas, Stein, Holz) und nötige dadurch auch die Stimmwerkzeuge zu ganz bestimmten Schwingungen. In dieser rohen Form trifft die Ansicht natürlich nicht zu, denn nicht alle Dinge und Begriffe werden durch Geräusche charakterisiert. Mit Recht weist dagegen Heinrich Schurtz auf die Verfeinerung hin, die der Sprachforscher Ludwig Heyse dieser „Bimbaumtheorie", wie man sie spöttisch nennt, hat angedeihen lassen. Jedem äußeren

Eindruck, auch dem durch das Auge vermittelten, entspricht nach Heyse eine Klangvorstellung, wie ja auch umgekehrt dem Klang eine bestimmte Farbe entspricht (Klangfarbe). Demnach hätte also der Urmensch jeden gesehenen Gegenstand mit einem Klange belegt, einer Wortwurzel, die dann weiter gebildet worden sei.

Die Ethnologie geht auch bei diesem Gegenstand von den Naturvölkern aus, ja sie greift, wie schon so oft, sogar bis in die Tierwelt zurück. Zwischen dieser und uns besteht lediglich ein Grad-, nicht ein Artunterschied, indem auch sie über mehr oder minder zahlreiche willkürliche Laute (Lock-, Warnungs-, Paarungs-, Droh-, Sammellaute usw.), eine nicht geringe Tonmodulation und über ganz ähnliche Reflexlaute (beim Schmerz, bei Überraschungen) verfügt wie der Mensch. Beiden gemeinsam sind schließlich bestimmte Begleitlaute zu Stimmungen (Behagen, Furcht, Wut) und das, was Schurtz als „geselligen Lärm" bezeichnet, das Bedürfnis, ja der förmliche Trieb des Redens und Schwatzens bei den Menschen, der fröhliche oder aufgeregte Spektakel, den Sperlinge, Krähen, Dohlen, Brüllaffen und andere bei ihren Zusammenkünften anscheinend verursachen müssen.

In diesen beiden letzten Momenten nun sieht Schurtz die Hauptquellen der Sprache. Er weist darauf hin, daß die Mehrzahl aller Sprachwurzeln sich auf bestimmte Tätigkeiten bezieht: auf Graben, Wühlen, Scharren, Flechten, Binden u. dgl.; woraus man zunächst den Schluß ziehen darf, daß jene ältesten Sprachwurzeln als Begleitlaute menschlicher Tätigkeiten entstanden sind. Bei der nunmehr notwendigen Untersuchung, wie denn der Mensch zu diesen Begleitlauten gekommen ist, bedarf es dann nur des Hinweises auf die Arbeitsmethoden der Primitiven. Deren Tätigkeit ist, wie Bücher in seinem bekannten Buch „Arbeit und Rhythmus" nachweist, von Geräuschen begleitet, die zunächst inhaltslose Wiederholungen derselben Laute sind, sich später aber zu wirklichen Arbeitsliedern entwickeln. In dieser Entwickelung, meint Schurtz, ist die Entwickelung der Sprache direkt wiedergegeben; war einmal ein bestimmter Laut für eine Tätigkeit in Gebrauch gekommen, so ergab die Aussprache dieses Lautes auch das Erinnerungsbild der Tätigkeit selbst (pu, puff für heftiges Ausatmen beim Stoß, beim Lauf usw.). Die fernere Differenzierung ist dann leicht (graben, Grab, Gruft, Grube). Auch wie der Mensch zu solchen Ausrufen gekommen, ist kaum schwer zu erklären. Jedes taktmäßige Ausstoßen der Luft führt zum Ton; auch die Nachahmung der Arbeitsgeräusche selbst lag nahe. Schließlich mag die Heysesche Theorie von nicht geringer Bedeutung sein.

Das Endergebnis läßt sich also dahin zusammenfassen, daß die Sprache als Begleiterin der menschlichen Arbeit entstanden ist. Der Mensch aber hat, wenn auch zunächst nur spielend, immer gearbeitet, hat arbeiten müssen, um sein durch Waffe und Werkzeug gewonnenes Übergewicht über die übrige Natur aufrechtzuerhalten. Die Sprache ist demnach auch ebenso alt wie der Mensch selbst.

Aber hätte der Mensch sich, so muß man fragen, gerade auf eine Wortsprache zu versteifen brauchen? Konnte er nicht auch eine andere Verständigungsform entwickeln? Eine Gebärdensprache, eine solche durch Signale, durch den Pfiff? Daß dergleichen durchaus im Bereich der Möglichkeit gelegen hätte, wird durch nichts besser bewiesen als dadurch, daß es derartige Sprachen tatsächlich gibt. Wir wollen wenigstens das Wesentlichste aus dem reichen Schatz derartiger Vorkommnisse hervorheben.

Einer wohlausgebildeten **Gebärdensprache** befleißigen sich bekanntlich unsere Taubstummen; aber auch wer im Vollbesitz seiner Sprachorgane ist, arbeitet immer noch mehr mit Achselzucken, Kopfbewegungen und Gesten als ihm zum Bewußtsein kommt. Gut ausgebildete Verständigungsmethoden dieser Art besitzen sodann die Australier, die Nordamerikaner (Taf. 114, Abb. 13) und Eskimo (Taf. 114, Abb. 14), vor allem aber die Neapolitaner, die sie zu einer förmlichen Meisterschaft ausgebildet haben.

So brauchbar und praktisch die Anwendung der geräuschlosen Gebärde in Jagd und Krieg ist, so wenig taugt sie für andere Zwecke, zum Gebrauch im Dunkeln oder durch undurchsichtige Gegenstände hindurch. Kein Wunder, wenn der Mensch ganz allgemein zum Laut als seinem allgemeinsten Verständigungsmittel gegriffen hat.

Etwas Absonderliches war die **Pfeifsprache** der alten Guantschen auf den Kanarischen Inseln, bei der man sich durch Pfiffe über weite Täler hinweg verständigte. Näher liegen uns, weil an unsere militärischen Signale erinnernd, die **Signalsprachen** von Togo, Kamerun und anderen Teilen Afrikas und vielen Teilen Südamerikas, bei denen man das Pfeifen mittels geeigneter Instrumente besorgt (Taf. 113, Abb. 2 u. 10). Diskreter ist der in Abb. 3 wiedergegebene Apparat; seiner bedienen sich die Jäger in den Steppen Togos auf ihren Treibjagden, um durch kastagnettenartiges Aneinanderschlagen von Ring und Schelle im übermannshohen Grase Fühlung zu behalten. Demselben Zweck dienen auch die zierlichen Trömmelchen an den Bogen der Madi und anderer Völker zwischen Uëlle und Nil.

Das gegebene Fernsprechinstrument primitiver Stufen ist die Trommel. Die bekannteste und am besten durchgebildete **Trommelsprache** haben wir in Kamerun kennen gelernt (S. 95; Taf. 113, Abb. 1). Gleich im Prinzip, wenn auch nicht in der Vollkommenheit, sind die Trommelsprachen vieler anderer Westafrikaner (Abb. 11), mancher Südamerikaner (Abb. 6) und Melanesiens (Abb. 7). Im Kongobecken, ebenso auf den Neuen Hebriden legt man den Trommelbaum oftmals gar nicht erst um, höhlt ihn vielmehr gleich in seiner natürlichen Stellung aus (Abb. 5).

Vollkommener noch als die Trommelsprache der Duala ist das Cambaryhu des Amazonasbeckens. Auch dieses beruht auf der Trommel, doch verstehen die Indianer das Instrument so aufzustellen und den Aufstellungsraum so abzudichten, daß der Trommelton keineswegs überall, sondern nur an ganz gleich eingerichteten „Stationen“ gehört wird. Es ist also die reinste drahtlose Telegraphie bei Wilden!

Ein paar Trommelsprachensysteme anderer Art zeigen noch die Abbildungen 8 u. 9. Auf den Philippinen haben die Jesuiten ihre Kirchenglocken nach dem Prinzip von Abb. 8 konstruiert; auf Neuseeland aber rief man in den früheren, von stetem Krieg und Kampf durchtobten Zeiten die Krieger durch die weithallenden Töne eines Schallbrettes herbei, das in der in Abb. 9 angegebenen Weise aufgehängt wurde.

Eine Art Übergang zur Schrift bildet bei vielen Naturvölkern die Verwendung bestimmter Zeichen, durch die dem anderen etwas mitgeteilt werden soll, sobald er auf seinem Wege den Ort des Zeichens berührt. Die Stelle unseres Wegweisers vertreten beim Neger einfache Striche in den Sand und Staub des Pfades. Wandert eine Karawane dieses Wegs daher, so zieht sie sich während des Marsches immer weiter auseinander. Damit nun die Nachkömmlinge den rechten Weg nicht verfehlen, zieht die Spitze quer über jeden Seitenweg einen deutlich sichtbaren Querstrich; ein einfaches, aber durchaus sicheres Verfahren. Andere Völker verwenden in der gleichen Weise Holzstäbe und Zweige. Will der Abnakijäger seinen Stammesgenossen hinterlassen, in welcher Richtung er gegangen ist, so steckt er einen Stab in der Marschrichtung schräg in die Erde. Ein nahe am Fußende des Schrägstockes senkrecht in die Erde gesteckter Pflock sagt: „Ich bin in der und der Richtung gegangen, bin aber nicht weit.“ Steckt der Pflock weit vom Fußende ab, so heißt das: „Ich bin weit.“ Mehrere Pflöcke bedeuten je einen Tag der geplanten Abwesenheit (Taf. 114, Abb. 8). Bei den Tunguſen besagt ein abgehauenes Bäumchen im Walde, woran ein Pfeil mit der Spitze nach unten steckt: „Ich stelle in der Nähe Selbstschüsse.“ Ein Klotz, der in die Türstelle eines alten Zeltplatzes geschlagen ist, rät davon ab, an derselben Stelle wieder ein Zelt aufzuschlagen. Ein Pferdekopf, der auf abgeschälte Rinde gezeichnet ist, fordert auf, ein zurückgelassenes Pferd zu suchen. Auch unsere Barbierbecken, die alten Wirtshausschilder und Gildenabzeichen sind ja im Grunde nichts anderes; auch sie stammen aus der Zeit einer nur wenig verbreiteten Lesekunst.

b) Die Schrift.

(Hierzu die Tafeln 113 u. 114.)

Die Schrift ist für das Auge, was die Sprache für das Ohr. Dergestalt ergänzen beide einander, ohne jedoch ursächlich zusammenzuhängen; die Ur- und Vorstufe jeder Schrift ist vielmehr die Bilderschrift. In ihrem ersten Stadium gibt diese nichts anderes als eine mehr oder weniger gelungene Nachbildung des Gegenstandes an sich; wer die Bedeutung solcher Bilder kennt, kann daher diese Schrift lesen. Dieser Stufe gehören die meisten Schriftsysteme der Naturvölker an; alle Bilderschrift der Indianer zählt hierher; ebenso die der Azteken (Taf. 46, Abb. 3 u. 8) und das ursprüngliche Chinesisch und Altägyptisch. Schließlich auch noch die australischen Botenstäbe (Taf. 114, Abb. 3—5) und die Bilder an den Bais der Palauinseln und der Westkarolinen.

Abb. 10 auf Taf. 114 stellt einige Figuren aus einem sogenannten Wintercount dar, einer Tierhaut, auf der die Sioux oder Dakota die Geschichte ihres Stammes durch je eine Zeichnung des Hauptjahresereignisses wiedergeben. Der bekannteste ist der des Lone Dog, der den Zeitraum von 1800/01 bis 1870/71 umfaßt; die vier hier wiedergegebenen Jahresfiguren bilden den Anfang der spiralig angeordneten Zeichnungen. Die Figur a, die das Hauptereignis des Winters von 1800/01 darstellt, bedeutet, daß 30 Dakota durch die Krähenindianer getötet worden sind. Die Striche sind in der Bilderschrift dieser Stämme bereits konventionelle Zeichen, indem jeder Strich einen getöteten Stammesgenossen bezeichnet.

Figur b, auf den nächsten Winter bezüglich, ist eine rot gezeichnete, mit Flecken bedeckte menschliche Figur; sie besagt, daß viele Angehörige des Stammes an den Pocken starben. Die Flecke stellen die Pusteln dar. Figur c erinnert an den Pferdediebstahl eines Dakota, bei dem mit Hufeisen beschlagene Tiere erbeutet wurden. Figur d endlich, den Winter 1803/04 bezeichnend, erzählt von krausharigen Pferden, die den Krähenindianern durch Dakota abgenommen worden sind. Derartige Pferde gibt es in jener Gegend noch jetzt.

Auch das früher schon (S. 110) unter der Rubrik Geld angetroffene Wampum gehört hierher; die alten Indianerstämme überreichten bei Friedensschlüssen und anderen wichtigen Gelegenheiten Gürtel mit eingestickten Figuren von der Art der in Abb. 11 wiedergegebenen; die Figur bedeutete dann den Inhalt jener Abmachungen, legte sie „schriftlich“ fest.

Diese Art Schrift leidet allerdings an einer sehr bedeutenden Beschränkung: nur wer jenen Abmachungen persönlich beigewohnt hat, oder wem ihr Inhalt authentisch mitgeteilt worden ist, kann sie „lesen“; jedem anderen ist sie ein Buch mit sieben Siegeln. Im Sinn unseres Schriftbegriffes sind lediglich die 30 Striche in Fig. a des Lone Dogschen Wintercounts Schriftzeichen; allenfalls

auch noch die Fig. 9, die einen hungernden Indianer darstellt. Die Wiedergabe der Rippen hatte jederzeit und unter allen Präriestämmen diese Bedeutung. Auch eine Abkürzung kommt schon vor, indem man statt der vielen Rippen nur eine einzige in Form eines derben Querstriches zeichnet.

Eine höhere Stufe beginnt in der Bilderschrift mit dem Augenblick, wo das Bild nicht mehr bloß den Sinn, sondern einen ganz bestimmten Laut bezeichnet, wo z. B. die Zeichnung eines Pferdes nicht mehr die Anwendung aller Synonyma, wie Gaul, Klepper, Roß, Mähre, gestattet, sondern wo für sie beispielsweise die Silbe Roß festgelegt worden ist. Damit beginnt die Stufe unseres Rebus, bei der die Silbe Roß ja in jeder Zusammensetzung (Rosenberg, Roßleben, selbst in Wörtern wie groß, verrosten u. dgl.) verwendbar ist. Diesem Stadium der **Silbenschrift** gehören das Spätägyptisch und Chinesisch an, auch einiges Aztekische und Teile der Weyschrift (vgl. S. 8, 45 und 97).

Die Weiterbildung der Silbenschrift zur **Buchstabenschrift** ergibt sich schließlich von selbst: man hatte nur nötig, die Geltung eines Zeichens auf die ersten oder letzten Laute der Silbe zu beschränken und diese neuen abgekürzten Zeichen zur Zusammenstellung der Wörter zu benutzen, also z. B. das Wort Gabe nicht mehr aus den beiden Silben Ga und be zusammenzustellen, sondern aus den vier selbständig gewordenen Buchstaben G, a, b und e.

Unsere eigene Schrift stammt nach altüberkommener, schon von den Griechen berichteter Lehre von dem Phönikischen, das zugleich die Mutter der Schriften des ganzen Orients bis zu den Mongolen im Osten gewesen ist. Gegen den ersten Teil dieser Lehre werden neuerdings Bedenken in dem Sinn erhoben, daß nicht Syrien, sondern Kreta die eigentliche Heimat unserer Schrift sei; von dieser Insel sei sie durch die Philister nach Palästina gebracht worden und von da erst zu den Phönikern gelangt.

Wie bei der Sprache, so haben wir auch in der Schrift noch andere Anfänge und Behelfe als Lautsprache und Bilderschrift. Alt und weit verbreitet sind das **Kerbholz** (Abb. 12) und die **Knotenschrift** (Abb. 1 u. 2). Beide sind bei Naturvölkern noch heute in Gebrauch; auf den Knoten im Taschentuch als Erinnerungsmittel haben selbst vergeßliche Europäer noch nicht verzichtet. Das bekannteste Beispiel der Knotenschrift ist das Quipu (Abb. 1); andere Vorkommnisse, allerdings mit mystischem Einschlag, sind die sogenannten Bäckerknoten in den Gebildbroten Süddeutschlands (Abb. 7). Auch die malaiischen „Brandbriefe" gehören hierher. Glaubt sich ein battakischer Plantagenarbeiter Sumatras durch seinen Arbeitgeber benachteiligt, so schreibt er ihm auf Bambus in der Schrift seines Stammes einen Beschwerdebrief. Um diesem jedoch den nötigen Nachdruck zu verleihen, hängt er Symbole seiner rachsüchtigen Absicht, Modelle von Waffen und ein Palmfaserbündel, wie es von den Battakern zu Brandstiftungen verwendet wird, an das Ganze (Abb. 6).

c) Die Kunst.

(Hierzu Tafel 115.)

Zur Erkennung wenn auch nicht der Anfänge, so doch älterer Formen der Kunst haben Urgeschichte und Ethnographie gemeinsam das meiste beigetragen; sie haben sich gleichzeitig dabei aufs glücklichste ergänzt.

Mit wachsendem Erstaunen hat man bei dem genaueren Eindringen in die paläolithische Kultur der vorgeschichtlichen Europäer in den Höhlen Nordspaniens, Südfrankreichs und der Nordschweiz Wandbilder und Skulpturen gefunden, die alle Kunstwerke aus den jüngeren Perioden der Vorgeschichte an Naturwahrheit bei weitem übertreffen. Zu gleicher Zeit hat uns die ethnographische Forschung in den Felsmalereien der Buschmänner (Taf. 115, Abb. 5 u. 19; Taf. 81, Abb. 1), den Höhlen- und Rindenzeichnungen der Australier (Taf. 115, Abb. 10 u. 11; Taf. 59, Abb. 1, 3 u. 4), den Ritzzeichnungen der Eskimo (Taf. 114, Abb. 14; Taf. 115, Abb. 22) und mancher Nordasiaten, schließlich in den Schnitzwerken der Nordwestamerikaner (Taf. 115, Abb. 24; Taf. 38, Abb. 5) Kunstwerke kennen und schätzen gelehrt, die im gleichen Grade wie die paläolithischen naturwahr und bei weitem charakteristischer sind als die entsprechenden Erzeugnisse höherstehender Natur- und Halbkulturvölker. Die anfangs auftauchenden Zweifel an der Echtheit jener vorgeschichtlichen Meisterwerke sind erst durch den Hinweis auf die offenkundige künstlerische Befähigung, die unter den lebenden Naturvölkern gerade solche abgedrängten Jägervölker betätigen, endgültig behoben worden.

Den Schlüssel für das Können der beiden, zeitlich doch um vielleicht 20000 Jahre auseinanderliegenden Gruppen hat man sehr bald in dem innigen Verhältnis des Jägers zur umgebenden Natur gefunden; was diese Männer Tag für Tag vor Augen sahen, womit sich ihr ganzes Denken und Tun beschäftigte, das vermochten sie in der auferzwungenen Muße des Aufenthalts in Höhle und Hütte leicht und fehlerlos in Bild und Skulptur umzusetzen. Immerhin hat gerade diese Urkunst den Anlaß geboten, den Anfängen der menschlichen Kunstübung überhaupt ein sehr weitgehendes und allgemeines Interesse zuzuwenden. Der derzeitige Stand dieser Forschung läßt sich in großen Zügen etwa folgendermaßen zusammenfassen.

Angesichts des weitgehenden Naturalismus

der Jägerzeichnungen lag zunächst der Gedanke nahe, die einzelnen Bilder seien Bildnisse, die die Künstler wirklich abgezeichnet hätten. Doch schon der Umstand, daß die Bilder sich in dunkeln Höhlen oder an sonstigen entlegenen Stellen befinden, zwang zu dem Schluß, daß die Vorbilder in Wirklichkeit weitab gewesen sein müssen, daß also auch die beschriebenen Bilder aus der Erinnerung gezeichnet worden sind. Dennoch besteht zwischen ihnen und den mehr oder minder schematischen Bildwerken der anderen Kulturstufen ein Unterschied insofern, als das Erinnerungsbild dort frisch, hier dagegen undeutlich und verschwommen vorliegt, wenn es sich nicht überhaupt um einen sozusagen von den Vorfahren ererbten Stil handelt. Jenes exaktere Verfahren nennt Verworn das physioplastische, dieses das ideoplastische[1]; ein wirkliches Abzeichnen kommt bei keinem Naturvolk vor, ist vielmehr erst eine Errungenschaft unserer höchsten Kulturstufe.

Dieselbe Unfähigkeit, oder wohl besser bloße Ungeübtheit des Porträtierens ist, wie zahlreiche und sehr umfassende Untersuchungen ergeben haben, im übrigen auch unserer gesamten Kinderkunst eigen; selbst im Angesicht des Gegenstandes zeichnen unsere Kleinen nicht nach der Natur, sondern aus dem Schatz ihrer Erinnerungen und Vorstellungen heraus; keines blickt beim Zeichnen nach dem Vorwurf hin. Jede Beobachtung in der Schulklasse, wie sicherlich auch die an jedem Nichtzeichner überhaupt, wird das bestätigen.

Verworn hat den augenscheinlichen Rückgang bei den Völkern neolithischer Kulturstufe alter Zeiten und den höheren Naturvölkern der Gegenwart zum nicht geringen Teil auf das Aufkommen der Seelen- und Geisteridee zurückgeführt; die Natur habe sich für die heranreifende Menschheit mit allerlei unheimlichen übersinnlichen Wesen bevölkert, und dadurch habe die bisherige Unbefangenheit der künstlerischen Auffassung gelitten. In Wirklichkeit ist es wohl die Abwendung von dem alten und ausschließlichen Beruf des Jägers und Sammlers allein, was Blick und Hand weniger scharf gemacht hat. Eine wirkliche Beisetzung der Toten hat nach neueren Funden bereits im frühen Paläolithikum stattgefunden. Damit ist wohl der Beweis erbracht, daß der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode und damit der Seelenglaube selbst vor dem auffallenden Rückgang der vorgeschichtlichen Kunst bestanden hat.

Auch sonst zeigt die Urkunst, soweit sie selbständige Bildwerke umfaßt, einige allen Gruppen gemeinsame Züge. Auch die reiferen Völker bevorzugen die Wiedergabe von Tier und Mensch (Taf. 115, Abb. 1—4, 7, 8, 12, 14, 17, 21), wobei die Profilstellung stark vorherrscht. Eine Ausnahme macht die Landschaftszeichnung eines Melanesiers, wie sie in Abb. 10 wiedergegeben ist. Sie stellt die in der Torresstraße gelegene Insel Mer (Murray Island) dar. Die Skizze zeigt deutlich die vulkanische Spitze der Insel mit einer grauen Wolke; an beiden Enden Hütten der Eingeborenen; in der Mitte des rechten Abhanges eine jähe Wand; endlich mehrere Palmbäume, neben deren größtem eine Art Auge angebracht ist, das einer wirklichen Terrainfalte entspricht. Die Zeichnung stimmt mit einer von dem Gewährsmann Haddon aufgenommenen Skizze im wesentlichen überein, ist aber als Spiegelbild erfaßt.

Perspektive fehlt bei der Urkunst. Man findet sie weder in den sonst so lebendigen Szenen aus dem Buschmannsleben, noch bei den Australiern, noch hat man sie in den zahllosen Felszeichnungen aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend, den sogen. Hällristningar, gefunden, die man in einzelnen Teilen Schwedens, besonders den Provinzen Bohuslän, Östergötland und Schonen, sowie den benachbarten Teilen des südlichen Norwegens entdeckt hat. Ebensowenig ist sie unter den zahlreichen Zeichnungen auf den Felswänden an den Laghi delle Meraviglie an der Riviera beobachtet worden. Bei Abb. 10 ist die Perspektive wohl nur zufällig entstanden; man malt, wie unsere Kinder und Ungeübten, die Beine nebeneinander (Abb. 12) oder läßt die, welche der vom Beschauer abgewendeten Seite angehören, ganz weg (Abb. 14).

Ein besonderes Kapitel ist die Ornamentik. Wie unsere ethnographischen Museen zeigen, blüht sie bei den Naturvölkern selbst da, wo das freie Kunstwerk zurücktritt. Die früher allgemein geteilte Anschauung vom Entstehen des Ziermusters aus der geometrischen, sinnlosen Figur (Linie, Rechteck, Kreis u. dgl.) ist seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der anderen gewichen, nach der die geometrischen Figuren in Wirklichkeit oftmals nur die Endglieder von Entwicklungsreihen sind, deren Anfang figürlich und sinnhaft war. Belege für diese Anschauung sind die Ornamente in Abb. 2, 3, 6, 9, 18 u. 20, bei denen man nachweisen konnte, daß sie tatsächlich nichts anderes als bis zur geometrischen Figur stilisierte Tierzeichnungen sind. Der Weg zu diesem Abschleifen ist die Wiederholung, die man überhaupt die Mutter der Ornamentik nennen kann, denn von ihr wird die ganze unfreie Kunst der Menschheit beherrscht. Figur 1 ist ein hübsches Beispiel für diese Vereinfachung durch fortwährende Wiederholung. Daß bei alledem auch das rein geometrische Ornament als Ausgangspunkt nicht selten ist, liegt schon in Material und Technik vieler ursprünglichen Kunstübungen begründet. Flechten und Töpfern führt ohne weiteres zu geometrischen Mustern; ebenso die frühgeschichtliche Bronzetechnik mit ihrem vielen Drahtschmuck. Bestimmend ist schließlich noch die Abhängigkeit des Künstlers vom Raum; sie bedingt Kümmerformen, wenn er eng ist; Wucherformen bei Geräumigkeit (Abb. 15). Eine bestimmte Bedeutung darf man bei Wucherformen nicht in allen Fällen suchen.

---

[1] M. Verworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst (Jena 1907) und Anfänge der Kunst (ebenda 1909).

d) Spiel und Spielzeug.

(Hierzu die Tafeln 116 und 117.)

Die kulturgeschichtliche Bedeutung einer anscheinend so nebensächlichen Erscheinung wie des Spiels und des Spielzeuges wird sofort offenbar, sobald man die Tatsache beachtet, daß sich ernstgemeinte Tätigkeiten früherer Perioden zwar in voller Lebendigkeit, aber nur in der leichten Form des nunmehr völlig zwecklosen Zeitvertreibs bis in unsere Tage herüber gerettet haben. Der Flitzbogen und die Armbrust sind die bekanntesten Beispiele dieser *Überlebsel*, wie die Völkerkunde derartige Erscheinungen nennt; auch unser Waldteufel ist nichts anderes als die Ablösung des alten Schwirrholzes, das wir bei den Naturvölkern noch als unheimliche Geisterstimme kennen gelernt haben (S. 60). In entlegenen Teilen Deutschlands (Westfalen) kommt es übrigens auch jetzt noch in seiner alten Brettform vor.

Doch auch das Umgekehrte ist der Fall: das Spiel ist die Vorübung für den Ernst des Lebens; das Kind lernt tändelnd, was es als Erwachsener ernsthaft betätigen soll. Es symbolisiert damit die ganze Kulturentwickelung der Menschheit selbst, denn nach Büchers überzeugendem Beweis ist *das Spiel älter als die Arbeit*; noch heute gibt es Naturvölker, die selbst ihren Acker im Rhythmus von Tanz und Lied bestellen. Gespielt wird zudem überall; die Verbreitung der Arbeit aber zeigt Lücken.

Die größte Gruppe bilden die *nachahmenden Spiele*, bei denen die Knaben die Beschäftigungen des Vaters (Bogenschießen, Speer-, Lasso-, Bola- und Bumerangwerfen, Steinschleudern usw.), die Mädchen die der Mutter (Kochen, Backen, Haushalt spielen, Puppenwarten) üben. Manches unter ihnen schärft die Sinne, anderes stärkt den Körper. Eine zweite Gruppe sind die *geistigen Kampf- und Wettspiele*; eine dritte endlich die *Hasard- oder Glücksspiele*, die auch bei den Primitiven keineswegs fehlen.

Aus dem ungeheuren Formenreichtum der beobachteten Spiele seien nur einige wenige Typen hervorgehoben.

Ein Überlebsel ist die *Stelze*; sie ist nicht nur bei uns, sondern auch in West- und Ostafrika und auf den Markesas in die Hand der Jugend gelangt. Von Geduldspielen ist das Cats cradle der Engländer weitverbreitet, unser Abheb- oder *Fadenspiel*, bei dem es gilt, eine Schnur zwischen den Fingern zu allerlei Figuren zu verstricken. Wir kennen es von den Eskimo (Taf. 117, Abb. 3), aus Melanesien, Australien, Borneo, Java, Ostafrika und anderswoher. Vielleicht europäischer Herkunft ist das Ikifundospiel vom Tanganjikasee (Taf. 117, Abb. 7), bei dem es darauf ankommt, die Platten aus dem Schnursystem zu lösen. Indem man die Schnurschleife bei b unter Nachholung von Schnur von a her nach c führt, sie durch das Loch bei c steckt und so lange Schnur nachholt, bis die rechte Platte durch die Schleife geht, ist die Lösung sehr einfach. Fast universal ist der Ball! Den Fußball kennen die Malaien (Taf. 116, Abb. 2) und die Neger; Schlagball wurde von den Nordamerikanern als heilige Zeremonie, aber doch unter ganz ähnlichen Regeln wie unsere europäischen Schlagballspiele geschlagen (Taf. 116, Abb. 6). Das seltsamste aller amerikanischen Ballspiele war das mexikanische Tlachtli (Taf. 116, Abb. 3). Das Bild stellt den Spielplatz im Grundriß dar; ein Spieler steht daneben. Eingefaßt waren die Tlachtli von Wällen; auf den breiten Endflächen standen die Zuschauer. Die beiden Spieler suchten den massiven Gummiball durch die schmale Verbindungsstraße in das feindliche Feld oder auf den Körper des Gegners zu schleudern, oder ihn gar durch einen engen Steinring an der Seitenwand zu treiben. Geworfen wurde bemerkenswerter Weise nicht mit der Hand, sondern mit der Hüfte, der ein auch in der Zeichnung wiedergegebenes Stück Hirschleder als Schutz diente. An den Händen trugen die Spieler, die sich beim Wurf bis zur Erde bücken mußten, Handschuhe.

Den *Kreisel* finden wir von Europa bis Ostasien und Melanesien im Osten und bis Amerika im Westen; er scheint europäischer Herkunft zu sein. Neben unserm Kegeltyp haben die Neger noch Scheibenkreisel (Taf. 117, Abb. 4 u. 5); auch der Brummkreisel ist ihnen nicht fremd (Taf. 117, Abb. 20).

Von körperlichen Kampfspielen ist der *Ringkampf* weit verbreitet; Spielgefechte mit dem Kampfstock haben wir im Norden von Deutsch-Ostafrika und bei den Sulu kennen gelernt.

Von den geistigen Kampfspielen hat die weiteste Verbreitung das *Brettspiel* Mankale, dessen Bezirk von China bis Senegambien reicht. Die Neger ersetzen das Spielbrett selbst oft durch ein paar Reihen schnell in die Erde gegrabener Vertiefungen (Taf. 116, Abb. 9); anderswo ist das Brett schön geschnitzt (Taf. 116, Abb. 11). Die Aufgabe ist, seine Spielsteine nach bestimmten Regeln durch alle Löcher zu treiben. Bei dem malaiischen Riman-Rimanspiel (Taf. 117, Abb. 16) gilt es, mit 24 Steinen einen größeren, den Tiger, einzuschließen.

Ein *Wettrennspiel* ganz in der Art der unseren ist das Tascholiwe der Zuñi (Taf. 116, Abb. 10). Die 4mal 10 Felder werden durch 40 Steine dargestellt, die „Reiter" durch Strohhalme oder Stäbchen. Gewürfelt wird mit drei faßdaubenförmigen Brettchen über einem größeren Stein. Statt der Augen haben die Würfel verschiedene Farben. Gleiche Farben beim Wurf bringen den Spieler schneller vorwärts als ungleiche; Zusammentreffen zweier Spieler auf ein und demselben Stein macht den Letztgekommenen „tot", d. h. zwingt ihn zum Neuanfang, und so fort.

Etwas Derbmahnes sind die Spottduelle der Eskimo, die ganz unseren Schnadahüpfeln entsprechen. Um „Kopf oder Schrift“ handelt es sich dagegen bei dem Hasard der Jaundevölker Südkameruns. Spielmarken von der Form der in Taf. 116, Abb. 12, wiedergegebenen wirft man dort dem Bankhalter in einen Korb. Wird dieser dann zur Erde gestülpt, so ergibt die Lage der Marken Gewinn oder Verlust. Wie die alten Germanen verspielten die Jaunde Haus und Hof, Weib und Kind, ja selbst ihre eigene Freiheit.

Die Waffe in der Hand des Knaben hat zu ebenso vielen Formen geführt wie die Puppe bei den Mädchen. Nachbildungen europäischer Gewehre zeigen Taf. 117, Abb. 2 u. 18; die uns bekannte Fangarmbrust Taf. 117, Abb. 1. Puppen verschiedener Art sehen wir in den Abbildungen 12, 14, 15 u. 19 der Tafel 117.

Umfangreich ist auch das Kapitel Lärm- und Musikinstrumente. Von der harmlosen Flöte (Taf. 117, Abb. 11) und der recht sinnreichen Rotationsknarre (Taf. 117, Abb. 17) reichen sie bis zu der schrecklichen Natura (Taf. 117, Abb. 6) hinauf, die ich in Deutsch-Ostafrika kennen lernte. Streicht man mit angefeuchteten Fingern an dem Grashalm herab, so erfolgt ein Ton, der die Nerven des Europäers auf eine harte Probe stellt. Harmloserer Natur ist das Schlauchspiel Pinó der Tukano. Steckt der arglose Freund seinen Finger in die geflochtene Röhre, so bekommt er ihn nicht leicht wieder heraus, da der Schlauch, ganz nach dem Prinzip der Mandiokapresse Tipiti, beim Langziehen nur enger wird.

Ein paar ganz „unafrikanische“ Spiele fand ich 1906 im Süden von Deutsch-Ostafrika: das Kindertelephon (Taf. 117, Abb. 8) und das Diabolo (Taf. 117, Abb. 9). Jenes ist unzweifelhaft von Europa entlehnt; das Diabolo hingegen war damals bei uns kaum erst aufgekommen. Vielleicht entstammt es der europäischen Diaboloseuche aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Eine Reihe besonders bemerkenswerter Kinderspiele zeigen noch die Abb. 1, 4, 5 u. 8 auf Taf. 116. Nr. 1 ist eine Kette ohne Ende, indem die bereits „Übergangenen“ sich vorn wieder ansetzen. Nr. 4 ist ein Tippspiel: die Kinder strecken ihre Hände in die Mitte des Kreises, schwingen sie in verschiedenster Weise rhythmisch auf und nieder und fahren dann gleichzeitig einander an die Ohren (Abb. 4a). Dann biegen sie unter Gesang alle ihre Oberkörper vor (Abb. 4b), verknüpfen nach bestimmten Regeln Hände und Finger, u. dgl. mehr. Das Make gegelaki (Abb. 5) spricht für sich selbst; vier Knaben bilden den Radreifen, vier andere die Speichen; der Knabe auf der Kokosnuß die Nabe. Das Ganze dreht sich lustig im Kreise. Ein Tanzspiel von der Art unseres Seilspringens zeigt Abb. 8. Wollen die Dajakfrauen das geisttötende Reisstampfen unterbrechen, so legen sie zwei Stampfer quer, zwei andere senkrecht dazu darüber. Zwei Frauen ergreifen die letzten, eine dritte tritt in das Stampferviereck. Jetzt schlagen die ersten beiden die oberen Stampfer im Takt, aber in den verschiedensten Modifikationen gegen die unteren und gegeneinander, wobei die Tänzerin Sorge zu tragen hat, daß sie in den kritischen Augenblicken weit über aller Gefahr in der Luft schwebt. Das Spiel erinnert an unser Seilschleudern.

e) Die Religion.

(Hierzu die Tafeln 118 u. 119.)

Die Definition Kants: „Die Religion ist die Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote“, ist auf die eigenartigen Verhältnisse bei den Naturvölkern ebensowenig anwendbar wie die oft zitierte andere: „Religion ist die Weise, Gott zu erkennen und zu verehren.“ Besser trifft den Kern der Sache Schleiermachers „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit“, denn mit einer solchen haben wir es bei den Primitiven tatsächlich zu tun; jeder von ihnen fühlt sich inmitten der Natur verlassen, vereinsamt, umgeben von übernatürlichen, oft unheimlichen Gewalten, die mächtiger sind als er und denen ein gewisser Einfluß auf das Wohl und Wehe aller Menschen unbedingt zuzuschreiben ist.

Diesem passiven Gefühl der Abhängigkeit und des Alleinseins als dem einen Wesenszug aller Religion entspricht nun der ebenso wesentliche andere der aktiven Reaktion: der Mensch steht unter dem Zwang, gegen solche Beeinflussung angehen zu müssen, sich ihrer zu erwehren, sie gegebenenfalls unschädlich zu machen, ja die fremde Kraft möglichst in seine eigenen Dienste zu bannen, um sie zu seinem Besten zu verwenden. Dieses Handeln ist, was wir Kultus nennen; wir finden es in irgendeiner Form bei der gesamten Menschheit; auf ihm beruhen in Wirklichkeit die Hauptunterschiede selbst unserer höchsten Religionsformen. Insgesamt kann man dieses Fühlen und Handeln des Primitiven etwa dem Verhalten gleichstellen, das jeder von uns betätigt hat, wenn wir als Kinder auf den dunklen Hausboden geschickt wurden. Auch dort war man allein, umgeben von unheimlichen Gewalten. Ganz instinktiv, reflexartig, haben selbst die tapfersten unter uns gegen sie durch Singen, Sprechen oder Pfeifen reagiert. Das Wesen alles religiösen Kultus ist damit treffend gekennzeichnet.

An derartig elementare Anfänge der Religion hat man erst sehr spät zu denken begonnen; man legte ausschließlich den Maßstab der höheren Religionsformen, wohl gar den des Christentums, an; kein Wunder, daß man bis in die letzten Jahrzehnte hinein allen Ernstes die Frage aufwerfen

konnte, ob nicht doch ein großer Teil der Menschheit tatsächlich vollkommen religionslos sei. Heute gehen wir selbstverständlich auch hier entwickelungsgeschichtlich und ethnographisch zugleich vor. Es zeigt sich da zuerst, daß jede der vorhandenen Religionsformen der Gegenwart das zeitweilige Endergebnis einer recht langen Entwickelung ist, die für unseren eigenen Fall durch nichts besser bezeichnet wird als durch die geradezu erstaunliche Fülle uralten Volkstums, das sich in der Form von Überlebseln und Aberglauben bis in unsere Tage erhalten hat. Richard Andree hat ein ganzes stattliches Buch mit der Schilderung der kleinen und großen Opfergaben zu füllen vermocht, die von der katholischen Bevölkerung Süddeutschlands noch heute den Heiligen dargebracht werden. Man opfert dort Nachbildungen erkrankter Körperteile: Augen, Nasen, Arme, Beine, Brüste, Gebärmütter u. dgl., in Wachs, Holz und Metall, auch Nachbildungen erkrankter Tiere, alles entweder, um den Heiligen zur Fürbitte für die Heilung der Krankheit zu veranlassen, oder aber, um ihm für die geleistete Hilfe zu danken. Manches ist nach Andree von den Völkern des Altertums entnommen, das meiste aber eigenes, aus dem alten Heidentum überkommenes Gut, das zwar den neuen christlichen Verhältnissen angepaßt worden ist, seinem Wesen und seiner Ausführung nach sich jedoch nicht im geringsten von den Erscheinungen abhebt, die wir bei den Primitiven der Erde ganz allgemein wiederfinden. Das „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit" von diesen Naturgöttern und Geistern, das den vor- und frühgeschichtlichen Europäer beseelte, ist lediglich auf andere Mächte übertragen worden.

Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus galt als Vertreter der von den Naturvölkern gefürchteten Kräfte der **Fetisch**; die Mehrzahl von ihnen waren Fetischisten, d. h. sie beteten und opferten dem erstbesten Gegenstand, einem Stein, der ihnen an den Kopf geflogen war, einem Klotz, an den sie sich gestoßen hatten, lediglich, weil er ihnen als mit übernatürlicher Kraft und Macht begabt erschien. Mit Theodor Waitz und E. B. Tylor kam zwischen 1860 und 1870 der **Animismus** auf, die Lehre, nach der dem Primitiven die ganze Welt belebt oder beseelt erscheint (anima = die Seele). Alles um ihn her, die Luft, die Bäume, die Berge, die Flüsse, ist der Sitz übersinnlicher Kräfte, die man durch Opfer von Speise und Trank, von Zeugstoffen u. dgl., aber auch von Tieren und selbst Menschen besänftigt, und über die man sogar eine gewisse Gewalt zu erlangen vermag, sofern man nur im Besitz der richtigen Veranlagung oder auch der Kenntnis der wirksamen Riten ist.

Diese Tylorsche Lehre vom Animismus hat ein Menschenalter hindurch die vergleichende Religionswissenschaft beherrscht. Seitdem man inzwischen erkannt hatte, daß der Fetischismus in Wirklichkeit auch nur Animismus ist, indem dem vom Stein getroffenen Wilden dieser Stein eben doch auch als der Sitz einer stärkeren Macht erscheint, galt er nicht nur als die älteste und einfachste Form der menschlichen Religion, sondern auch als die verbreitetste. Soweit diese letztere Eigenschaft in Frage kommt, hat die Lehre auch jetzt noch ihre volle Geltung, um so mehr, als auch der Manismus und der Animalismus sich zum Animismus gesellen, um dessen Gesamtgebiet erheblich zu vergrößern. **Manismus** kommt her von manes, die Seelen der Verstorbenen; der deutsche Ausdruck dafür ist Ahnendienst. **Animalismus** (von animal = das Tier) deckt sich in vielen Fällen mit dem Begriff des **Totemismus**; im allgemeinen soll er den Tierdienst an sich (Verehrung von Schlangen, Stieren u. dgl.) bedeuten. In das Gebiet des Animismus fallen sie aus dem Grunde, weil in der Anschauung der Wilden der Tod durchaus keine so einschneidende Trennung der Seele und des Leibes bildet wie bei uns; zwar der Körper ist nach dem Tode unbeweglich, die Seele hingegen kann in näherer oder weiterer Entfernung ihres bisherigen Aufenthaltsortes verweilen und sich bewegen. Oft handelt es sich auch nur um eine von mehreren Seelen, über die der Mensch zu Lebzeiten verfügt hat. Daher muß mit dem Wohl- oder Übelwollen jener schweifenden Seelen ebenso stark gerechnet werden wie mit den Geistern sonstiger Art in der Umgebung des Menschen. Das Tier ist für den Wilden entweder schon an sich etwas Mysteriöses, das verehrungswürdig erscheint, oder es kann im Gefolge des Seelenwanderungsglaubens als Kultobjekt in Frage kommen.

Dergestalt sind in der Tat die meisten unserer Naturvölker Animisten. Die Mehrzahl von ihnen huldigt dem **Ahnendienst**, indem sie den Vorfahren Wohnsitze in Gestalt geschnitzter Figuren bereitet, vor denen man opfert und betet; oder indem sie die wiederausgegrabenen Schädel verehrt, oder den Sitz der Ahnen in bestimmten Bäumen sucht und so fort. Andere wieder, wie die alten Japaner (Shinto) und die alten Arier, lassen die Naturerscheinungen, Sonne, Mond und Sterne, Wind und Wasser, beseelt sein, erheben sie zu Gottheiten und verehren sie — kurz, fast jeder Teil der Menschheit hat einen Weg gefunden, sich mit der beseelt gedachten Natur in ein Kausalitätsverhältnis zu stellen.

Eine Allgemeinerscheinung dieses Animismus ist das **Priestertum**; Männer besonderer, zur Ekstase geneigter Veranlagung, oder aber andere, welche die wirksamen Riten in besonderer Schule erlernt haben, sind die gegebenen Mittelspersonen zwischen Mensch und Gottheit; ihr Gebet ist kräftiger, ihr Opfer belangreicher als das der gewöhnlichen Sterblichen; ihnen allein kann es auch nur gelingen, die Gottheit durch genaueste Anwendung aller Riten dem priesterlichen Willen untertan und gefügig zu machen. Der Schamane Nord- und Mittelasiens, auch der des vorbuddhistischen Tibet, gehört hierher; desgleichen der

Moganga der Neger, der Angekok der Eskimo, der Paje der Indianer, ja selbst der Brahmane Vorderindiens ist aus solchem animistischen Urpriestertum hervorgegangen, dessen eigenstem Wesen wir indessen nicht gerecht würden ohne die Berücksichtigung des folgenden Umstandes.

Seit etwa dem Beginn des neuen Jahrhunderts mehren sich die Stimmen, daß nicht der Animismus die Urform jeder Religion sei, sondern daß unter ihm noch etwas anderes, von ihm verschiedenes und älteres liege, das wir in Ermangelung eines passenderen Namens einstweilen als Präanimismus bezeichnen. Weniger gelehrt, aber verständlicher, dabei dem Inhalt vollkommen gerecht werdend, klingt der Ausdruck Zauberglaube. Nach dieser neuen, vor allem von Theodor Preuß verfochtenen Lehre bedarf der Mensch durchaus nicht erst einer besonderen Ekstase, um sich sozusagen durch die Besiegung der Gottheit in den Besitz göttlicher Macht zu setzen, wie es nach den bisherigen Anschauungen nötig ist, sondern der Mensch (und ebenso auch das Tier) besitzt diese mystische Kraft bereits von Haus aus; sie ist ihm angeboren, wohnt in ihm, gehört zu seinem Wesen; er kann damit absichtlich zaubern (hexen, anderen Böses antun u. dgl.), greift aber vielleicht auch ganz unabsichtlich in das Leben anderer ein. Ein Beispiel der letzten Art ist der bekannte böse Blick, der seinem Inhaber doch gar nicht zum Bewußtsein kommt, während jeder Abergläubische ihn aufs höchste fürchtet und abzuwehren sucht.

Der Zauberglaube hat genetisch mit dem Animismus nichts gemein; der letztere ist vielmehr erst das Erzeugnis einer späteren Zeit der Seelen- und Geisteridee, der der Zauberglaube allerdings in bestimmter Weise vorgearbeitet hat. Insofern ist der Name Präanimismus sehr wohl gerechtfertigt.

Vom Zauber durchsetzt ist nun das ganze Leben der primitiven Menschheit. Verzog der Bison zu lange, so tanzten ihn die nordamerikanischen Indianer durch ihr Orenda, wie die Zauberkraft mit einem Irokesenwort benannt wird, herbei. Bei den Pueblo haben wir gleichartige Zaubertänze zur Erzeugung des Regens kennen gelernt. Der Freimaurer durchsticht nach dem Volksglauben das Bild seines Feindes, und im gleichen Augenblick ist dieser durch die Zauberkraft jenes Mannes eine Leiche. Auch die Tiere zaubern nicht erst durch das Mittel des ihnen innewohnenden fremden Geistes, sondern durch sich selbst, durch ihre eigene Zauberkraft; nicht der die Grille bewohnende Geist macht das Wetter warm oder kalt oder läßt die Früchte reifen, sondern es ist das Tier selbst mit seiner Zauberkraft.

Besonders stark ist die Wirkung der Körperöffnungen. Der böse Blick gehört hierher; auch der Hauch und der Speichel des Mundes, der Kot und der Urin; ebenso die Töne. Noch heute bespeit bei uns der Kaufmann sein erstes eingenommenes Geld, und mit voller Inbrunst blasen wir, um den Schmerz zu bannen, auf verletzte Stellen unseres Körpers. Anspeien ist bei den Massai und anderen Völkern der gewöhnliche, den Gegenzauber aufhebende Gruß.

Und noch etwas: um einen bestimmten Wunsch zur Tatsache werden zu lassen, führt man ihn im kleinen oder auch nur symbolisch selbst aus. Wünscht bei uns die Braut, daß ihr Zukünftiger unter den Pantoffel komme, so schiebt sie bei der Trauung ihren eigenen Fuß sacht über den ihres „Gebieters“. Ersehnt der Pueblo Regen, so bringt er rauchend Wolken hervor. Und wollen die Australier und die Südslawen die Natur zu neuer Fruchtbarkeit veranlassen, so feiern sie zur Bestellzeit obszöne Feste, die die Befruchtung der Erde symbolisieren. Bei den alten Mexikanern nahmen derartige Befruchtungsfeste im Jahreskalender einen großen Raum ein.

Dies alles fassen wir unter dem Ausdruck Analogiezauber zusammen. Er beherrscht, wie es scheint, die ganze untere Menschheit, denn auch der Schamanismus, wie wir das oben gekennzeichnete Priestertum zusammenfassend nennen wollen, findet seine eigentliche Grundlage erst in diesem Zauberglauben. Der Animismus ist auch ihm erst aufgepfropft.

Preuß geht in der Verfolgung der Theorie sehr weit. Der bekannte Nasengruß mancher Völker ist nach den bisherigen Ansichten der letzte Rest eines früheren Beriechens; nach Preuß erstrebt er hingegen die Neutralisierung des gegenseitigen Hauches, ebenso wie der Mundkuß die Neutralisierung des gegenseitigen Speichels bezweckt. Der Mutterkuß ist dann etwas davon Verschiedenes; in ihm haben wir nach dieser Anschauung einen nur einseitigen Wohltätigkeitszauber zu sehen, den die Mutter ihrem kleinen Liebling aus ihrer eigenen Zauberkraft heraus angedeihen läßt.

Das ist die neue Lehre vom Präanimismus; sie ist durch eine lange Reihe von Tatsachen so gut belegt, daß man sich eigentlich wundern muß, warum die Völkerkunde nicht bereits früher auf sie gestoßen ist. Der weiteren Anerkennung des Animismus ist sie dabei nicht im mindesten gefährlich, läßt doch der Seelen- und Geisterglaube in jedem Primitiven — und auch in manchen „höher Zivilisierten“ — noch genug Raum für den viel elementareren, aber auch um so leichter verständlichen Glauben an die eigene Zauberkraft.

Auf den beiden Tafeln 118 u. 119 sind wenigstens eine kleine Anzahl von Vorkommnissen und Erscheinungen aus der Religion der Naturvölker zusammengestellt.

Einen sibirischen Schamanen in seinem typischen Kostüm zeigt Taf. 118, Abb. 2, einen demselben Kulturkreis angehörigen Lappenbaum Abb. 1. Spielt, wie wir gesehen haben, in den Schamanismus neben dem Animismus sehr stark auch der Zauberglaube hinein, so gelten bestimmte Bäume fast immer als Sitz der Ahnen, denen man in der Weise opfert, daß man Zeuglappen u. dgl. an

den Bäumen befestigt. Solche Lappenbäume sind außerordentlich weit verbreitet; gern hat man bei ihrer Verehrung die ursprünglich wertvollen Opfergaben durch Minderwertiges ersetzt, durch Holzspäne in Nordostasien (s. die Abb. 1), durch Papierschnitzel (gohei) im japanischen Shintotempel.

Als typische Fetische galten früher Figuren wie die in Taf. 118, Abb. 3, dargestellte von der Loangoküste im Norden der Kongomündung; man sah in diesen meist über und über mit afrikanischen und europäischen Eisennägeln beschlagenen Menschen- und Tierfiguren Gottheiten, die um ihrer selbst willen von den in Geheimbundwesen und Aberglauben völlig versunkenen Eingeborenen verehrt würden. Das mag in der Tat hier und da ebenso der Fall sein, wie ein russischer Muschik oder sonst ein dumpfes Gemüt eine Reliquie oder ein Heiligenbild an sich verehrt und anbetet; im Prinzip indes liegt auch hier jene Kombination von Animismus und Geisterkult vor, die wir bei der Mehrzahl der Naturvölker von heute antreffen. Fühlt sich jemand bestohlen, so wendet er sich an den Besitzer des Fetisches mit dem Ersuchen, durch dessen Macht den Dieb festzustellen. Der Mganga zitiert nun die Verdächtigen und veranlaßt sie entweder, ihrerseits der Figur einen neuen Nagel einzuschlagen, oder er schlägt selbst einen solchen ein. Dadurch wird nicht die Figur an sich gereizt, sondern der Geist, der in ihr wohnt, und dessen Zorn sich nunmehr über den Schuldigen ergießt. Bei der zur Mystik geneigten Natur des Negers ist es nicht verwunderlich, daß der Schuldige sich durch unsicheres Zuschlagen oder sonstige Symptome der Unruhe verrät.

Als einen reinen Ausfluß des Zauberglaubens haben wir dagegen wohl das Menschenopfer bei den Azteken (Taf. 118, Abb. 5) anzusprechen. Wie das Bild zeigt, fand die Opferung auf der Plattform des Tempels statt. Die fünf Gehilfen des Opferpriesters hielten den Unglücklichen fest, während der Priester ihm mit dem breiten Feuersteinmesser die Brust aufschnitt und das Herz herausriß. Das hielt der Priester dann zur Sonne empor; denn diese galt es mit dem Blute zu stärken, auf daß sie ihren Lauf mit erneuter Kraft zum Segen der Saaten fortsetze. Theodor Preuß sieht in den Opfern dramatische Zauberakte, in denen der alte Vegetationsdämon zugunsten eines jungen, kräftigen Nachfolgers getötet wird. Dessen Macht unterstützte man seinerseits bei großen Festen durch eine allgemeine Ausübung des Befruchtungsvorganges selbst.

Scharf treten Geister- und Seelenfurcht bei den Völkern Hinterindiens zutage. Bei den Chingpaw oder Katschin in Birma heißen die Geister Nat. Sie bevölkern die ganze Natur, sind bösartig und wollen deshalb in bestimmter Weise behandelt sein. Das geschieht durch die Tumsa und die Mitway, zwei Priesterklassen, die im Wesen völlig mit den Schamanen Nordasiens übereinstimmen. Bei jedem Dorf befinden sich Altäre aus Bambus (Taf. 119, Abb. 6), meist tischartige Gestelle von 120—126 cm Höhe. Auf ihnen opfern die Schamanen Büffelochsen, Schweine und Geflügel. Dabei feiert das Volk Feste, die ganz wie im alten Mexiko, bei den modernen Pueblo, den Australiern usw. auf Fruchtbarkeitszeremonien hinauslaufen. Es handelt sich hier wie dort um Analogiezauber.

Auf den Nikobaren heißen die Geister iwi oder enmai. Um sie fernzuhalten oder durch endgültige Entfernung unschädlich zu machen, feiert man ebenfalls Feste, bei denen die Rolle der Schamanen von den Manlöene gespielt wird. Nachdem diese trunken geworden sind, fangen sie die iwi und setzen sie in kleinen Körben auf ein Henmai, ein Floß mit Masten, an denen Lebensmittel für drei Tage befestigt sind (Taf. 118, Abb. 4). Mehr bekommt der Geist nicht; nach dieser Frist muß er Hungers sterben. Das Floß rudert man weit ins Meer hinaus und überläßt es dort den Strömungen und den Winden.

Als Dauerschutz gegen die Ahnenseele verwendet man auf denselben Nikobaren „Kareau", Schnitzwerke von menschlicher oder tierischer Gestalt (Taf. 119, Abb. 7), deren drohende Haltung jene Geister verscheuchen oder doch schrecken soll.

Gestelle von der Form des Na-Kopah endlich (Taf. 119, Abb. 3) errichten auf Car Nikobar die Verwandten der Seele eines kurz vorher Verstorbenen, um sie in dem frischen Grün des Aufbaues für möglichst lange Zeit zurückzuhalten, sie vielleicht gar mit ihrem Schicksal zu versöhnen.

Recht ansprechende Belege aus dem Ahnenkult sind die Abb. 2, 4 u. 5 auf Taf. 119. Trifft den ostafrikanischen Neger des Lebens Not, eine Krankheit od. dgl., so streut er auf den Weg, meist an einer Kreuzung oder Gabelung, Mehl in bestimmten Formen (Abb. 4). Das ist ein Bittopfer; es soll die Seele des verehrten Ahnen, die dieses Wegs daherkommt, veranlassen, dem Nachfahren zu raten und zu helfen. Figuren von der Form von Abb. 2 befestigt der Salomonier am Bug seines Bootes; der Ahn, der in ihr wohnt, soll dem Seefahrer glückliche Fahrt gewährleisten. Eine ähnliche Beschützerrolle spielen auch die bei den Bewohnern Neuguineas häufigen Schnitzereien von der Form der Figur 5.

Ein neues, in der Religion der Naturvölker durchaus nicht allgemeines Motiv berühren wir schließlich mit der Abb. 1 auf Taf. 119: den Glauben an einen Erlöser, einen Messias. Das Bild stellt eine Szene aus der Bewegung der nordamerikanischen Indianer von 1890 und den benachbarten Jahren dar. Damals trat im Westen der Union der Prophet Wovoka vom Stamme der Paiute mit der Lehre auf, die Rothaut, die Jahrhunderte hindurch von den Weißen bedrückt und mißhandelt worden sei, müsse wieder zu ihren alten glücklichen Verhältnissen zurückkehren. Das Mittel dazu sei die Erreichung eines ekstatischen Zustandes, durch den man sich mit den abgeschie-

deinen Freunden wieder zu vereinigen vermöchte. Mit ungeheurer Geschwindigkeit griff die Lehre seit 1888 um sich; fast alle Stämme des Westens tanzten, hypnotisierten sich auf alle mögliche Weise, auch durch Starren in die Sonne, wie die Abbildung zeigt, und warteten das neue Reich ab. Ein jähes Ende erreichte die Bewegung zunächst durch die Tötung des Häuptlings Sitting Bull, des Hauptförderers dieses Geistertanzes (Ghost Dance) unter den Sioux, und durch das Massaker von Wounded Knee am 29. Dezember 1890 durch die Unionsarmee. Ganz ähnliche Messiaserwartungen finden wir außer bei den alten Israeliten auch bei afrikanischen Völkern; so bei den Warundi im Osten des Tanganjika; auch bei den alten Azteken und den Peruanern.

f) Die Totenbestattung.

(Hierzu Tafel 19.)

Den animistischen Anschauungen der Menschheit entsprechen ganz allgemein bestimmte Maßnahmen zur Behandlung der Toten; man fürchtet die Rückkehr der durch den Tod gereizten Seele und behandelt die Leiche demgemäß sozusagen als Feind, oder aber man hat die Scheu vor dem Toten überwunden und ergreift freundlichere Maßnahmen.

Nach äußerlichen Gesichtspunkten unterscheiden wir bei der Totenbestattung die Methoden des Auffressens der Leiche, des Aussetzens, Verbrennens, Beisetzens, Mumifizierens und Skelettierens. Den Kannibalismus, soweit er sich auf das Verzehren von Leichen erstreckt, glaubt Steinmetz als eine ursprünglich allgemein menschliche Durchgangsphase ansehen zu können. Eine höhere Form von ihm hat die Menschheit schon mit dem Augenblick erklommen gehabt, wo sie die Leichen des eigenen Stammes verschonte, sie vielmehr gegen solche der Nachbarstämme austauschte. Präanimistisch, weder von Seelenglauben noch Seelenfurcht angekränkelt, scheint die Urform des Aussetzens zu sein: man wirft die Leiche einfach in den Busch. In der Form der „Türme des Schweigens" (Taf. 24, Abb. 2) hat sich diese Sitte selbst bei einem sonst so hochstehenden Volk wie den Parsen Vorderindiens erhalten. Anderswo wirft man die Leiche in den Fluß oder ins Meer, oder man setzt sie, wie in Hinterindien und Indonesien, in ein Schiff, das man den Wellen überläßt.

Das Verbrennen des Toten kommt in allen Teilen der Erde vor. Gewöhnlich verbrennt man auch einen Teil des Besitztums des Verstorbenen; wohl auch seine Weiber und Sklaven. In Europa gehören die Aschenurnen der Bronzezeit zu den häufigsten vorgeschichtlichen Funden.

Die Beisetzung soll dem Toten eine Wohnung bereiten, die seiner bisherigen ähnlich ist. Oft wird die Leiche in der Hütte selbst begraben; anderswo errichtet man ihr kleine Häuschen (Abb. 10), auf Borneo gar Pfahlbauten (Abb. 8). Gern wählt man als Totenwohnung die Wohnform früherer Zeiten: natürliche Höhlen oder künstliche, die man mit großer Anstrengung eigens für die Toten errichtet, nachdem die Lebenden längst im offenen Gelände hausen. Die Dolmen Europas, Nordafrikas und Westasiens gehören hierher, ebenso die Pyramiden der Ägypter. Durch Überschüttung der Dolmen und Ganggräber mit Erde entstanden dann die Hünengräber Westeuropas, die Kurgane Rußlands und Sibiriens, die Mounds Nordamerikas. Selbst unser einfaches Begräbnis erinnert vielleicht an die alten mietenförmigen Wohngruben, in denen unsere Vorfahren vor 2000 Jahren hausten. Ebenso wie wir, schützen auch die Naturvölker die Toten gern vor der direkten Berührung mit der Erde (Abb. 7). Sammelgräber sind häufig (Abb. 4 u. 6).

Weitverbreitet ist die Luftbestattung; auf Bäumen oder Pfählen ruht die Leiche hoch oben über dem Boden (Abb. 1, 3 u. 6). Der Wunsch, den Körper des Toten möglichst lange zu erhalten, führte zur Mumifizierung (Abb. 2), deren einfachste Methode das Räuchern der Leiche ist. Altägypten und Altperu mumifizierten allgemein. Bei der Skelettierung werden entweder alle Knochen, meist jedoch nur der Kopf aufbewahrt, den man dann als Trophäe, aber auch als Verehrungsobjekt betrachtet. Der Wunsch, die Erinnerung an den Toten zu wahren und zugleich seine Grabstätte zu bezeichnen, führt zur Errichtung von Grabdenkmälern. Im alten Europa errichtete man mächtige Menhirs und Bautasteine; anderswo wählt man Grabpfähle; in Nordamerika enthält der Stein oft schriftartige Anspielungen auf die Taten des Verstorbenen (Abb. 5).

Das sind die Hauptarten der Totenbestattung. Äußerlich wiederholen sie auch bei den Naturvölkern manches bei uns Übliche oder üblich Gewesene; wirtschaftlich wirken sie hingegen oftmals wesentlich anders. Die fast überall üblichen Totenopfer nehmen einen furchtbaren Charakter an, wenn man, wie im alten Aschanti und Dahome, den Toten auch Menschen nachsendet. In Indonesien und Nordwestamerika ruinieren sich die Witwen durch Totenfeste. Anderswo hat man diese Opfer herabgemildert; statt sich selbst zu töten, opfert die Witwe ein Fingerglied; statt des Eigentums gibt man dem Toten nur Nachbildungen seiner Geräte mit; anstatt die Speisen unberührt auf dem Grabe stehen zu lassen, verspeisen die Leidtragenden sie selbst. Auch in Deutschland hat sich dieser Leichenschmaus bis in die Gegenwart erhalten.

Register.

Literaturverzeichnis.

In einem knappen Leitfaden der Völkerkunde den Quellennachweis für jede einzelne Tatsache zu verlangen, wäre unbillig; er wäre allein schon aus Raumgründen undurchführbar. Für eingehendere Studien über einzelne Teilgebiete und Fragen der Völkerkunde sei deshalb außer auf die im Text selbst verzeichneten wenigen Quellen auf die nachstehend angegebenen, im allgemeinen leicht zugänglichen Schriften und Werke hingewiesen.

Sehr eingehende Quellenkunden für unsere Zwecke sind enthalten in Helmolt, Hans, Weltgeschichte. 9 Bände (Leipzig 1899—1907), im 9. Bande; ferner in den Einzelbänden der „Allgemeinen Länderkunde" von W. Sievers:

Europa. Bearbeitet von A. Philippson. 2. Aufl. Leipzig 1906.

Asien. Bearbeitet von W. Sievers. 2. Aufl. Leipzig 1904.

Afrika. Bearbeitet von F. G. Hahn. 2. Aufl. Leipzig 1901.

Nordamerika. Bearbeitet von E. Deckert. 2. Aufl. Leipzig 1904.

Süd- und Mittelamerika. Bearbeitet von W. Sievers. 2. Aufl. Leipzig 1903.

Australien, Ozeanien und Polarländer. Bearbeitet von W. Sievers und W. Kükenthal. 2. Aufl. Leipzig 1902.

Für die deutschen Kolonien und ihre Nachbargebiete kommen als höchst ausführliche Quellenkunden in Frage:

Meyer, Hans, Das Deutsche Kolonialreich. 2 Bde. Leipzig 1909 und 1910, und

Brose, M., Die deutsche Kolonialliteratur. Berlin. Jährlich seit 1896. Seit 1909 herausgegeben von Henoch.

In allen Einzelfällen schließlich wende man sich zur Gewinnung des ersten Einblickes und der Hauptliteratur an ein gutes Konversationslexikon.

Rasseneinteilung der Menschheit. Europa.

Boule, M., L'homme fossile de la Chapelle-aux-Saints. L'Anthropologie. Paris 1909.

Byhan, A., Europa. In Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 1910.

Deniker, J., Les races de l'Europe. Paris 1898.

— Les races et les peuples de la terre. Paris 1900.

Gorjanović-Kramberger, Der diluviale Mensch von Krapina in Kroatien. Wiesbaden 1906.

Hoernes, M., Natur- und Urgeschichte des Menschen. 2 Bde. Wien und Leipzig 1909.

Keane, A. H., Ethnology. Cambridge 1896.

— Man past and present. Cambridge 1900.

Klaatsch, H., Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit. Zeitschrift für Ethnologie, 1910.

Klaatsch, H., Entstehung und Entwickelung des Menschengeschlechts. In „Weltall und Menschheit". Bd 2 Berlin 1902.

Ranke, J., Der Mensch. 3. Aufl. Leipzig 1911—12.

Ripley, W. Z., The races of Europe. London 1900.

Schötensack, O., Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Leipzig 1908.

Schwalbe, G., Die Vorgeschichte des Menschen. Braunschweig 1904.

Stratz, C. H., Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1904.

Asien.

Nord- und Ostasien.

Aston, W. G., Shinto, the way of the Gods. London 1907.

Baelz, E., Die Menschenrassen Ostasiens. In „Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft". Bd. 39. Wien 1909.

Byhan, A., Die Polarvölker. Leipzig 1909.

— Nord-, Mittel- und Westasien. In Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 1910.

Chamberlain, B. H., Things Japanese. 5. Aufl. London 1905.

Conrady, A., Chinas Kultur und Literatur. Leipzig 1903.

Heigl, F., Die Religion und Kultur Chinas. Berlin 1900.

Lauterer, J., Japan. Leipzig 1904.

Meyers Reisebücher: Weltreise. Leipzig 1912.

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama, seit 1873.

Münsterberg, O., Japanische Kunstgeschichte. 2 Bde. Braunschweig 1904/05.

— Chinesische Kunstgeschichte. Bd. 1. Eßlingen 1910.

Murray, Handbook for travellers in Japan. 7. Aufl., bearbeitet von Chamberlain und Mason. London 1903.

Navarra, B., China und die Chinesen. 2 Bde. Bremen 1901.

Patkanow, S., Die Irtysch-Ostjaken. 2 Bde. St. Petersburg 1897 u. 1900.

— Essai d'une statistique et d'une géographie des peuples palaeoasiatiques de la Sibérie. St. Petersburg 1903.

Rein, J. J., Japan. 2 Bde. Berlin 1881 u. 1886. Bd. 1, 2. Aufl. 1905.

Rittich, A. F., Die Ethnographie Rußlands. Ergänzungsheft Nr. 54 zu Petermanns Geogr. Mitt. Gotha 1878.

Scheube, B., Die Ainos. Yokohama 1882.

Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Leipzig 1904.

Wenckstern, F. v., A Bibliography of the Japanese Empire. Bd. 1: London und Leiden 1895; Bd. 2: Kobe 1907.

Williams, S. W., The Middle Kingdom. 2 Bde. 2. Aufl. New York 1899.

Zentral-, Süd- und Ostasien.

Annandale und Robinson, The peoples of the Malay Peninsula. Scottish Geographical Magazine. Edinburg 1904.

Blumentritt, F., Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Ergänzungsheft Nr. 67 zu Petermanns Geogr. Mitteilungen. Gotha 1882.

Census of India. General Report of the ... London 1893.

[illegible], Der Buddhismus und seine Kultur. Leipzig 1888.

Ferrars, M. u. [illegible], Burma. London 1900.

Grünwedel, A., Buddhistische Kunst in Indien. Berlin 1900.

Hagen, B., Die Orang-Kubu auf Sumatra. Frankfurt a. M. 1908.

Die orientalischen Religionen (Indien und Iran von Oldenberg, Islam von Goldziher, Lamaismus von Grünwedel, China von de Groot, Japan von K. Florenz und Hans Haas). In Paul Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. III, 1. Berlin u. Leipzig 1906.

Hunter, W., The Imperial Gazetteer of India. 14 Bde. London 1885—87.

Martin, R., Die Inlandstämme der Malaiischen Halbinsel. Jena 1905.

Murray, Handbook for travellers in India. 4. Aufl. London 1901.

Oldenberg, Herm., Buddha. 5. Aufl. Stuttgart 1906.

Radloff, W., Aus Sibirien. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1893.

— Ethnographische Übersicht der Türkenstämme Sibiriens und der Mongolei. Leipzig 1883.

Rhys Davids, Der Buddhismus. Deutsch von A. Pfungst in Reclams Universalbibliothek.

Rockhill, W. W., The Land of the Lamas. New York 1891.

Sarasin, P. und F., Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Wiesbaden 1892.

— Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes. Wiesbaden 1906.

— Reisen in Celebes. 2 Bde. Wiesbaden 1905.

Schlagintweit, E., Indien in Wort und Bild. 2 Bde. Leipzig 1880.

Schmidt, Emil, Ceylon. Berlin 1897.

— Indien. In Helmolts Weltgeschichte, Bd. 2, Leipzig 1902.

Schmidt, W., Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 5. Braunschweig 1906.

Svoboda, W., Die Bewohner des Nikobaren-Archipels. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. 5. Leiden 1892.

Thurston, Edgar, Castes and tribes of the Southern India. Madras 1909.

Vámbéry, H., Das Türkenvolk. Leipzig 1885.

Volz, W., Süd- und Ostasien. In Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 1910.

Waddell, L. A., The Buddhism of Tibet or Lamaism. London 1895.

Amerika.

Allgemeines.

Brinton, D. G., The american Race. New York 1891.

Brühl, Gust., Die Kulturvölker Altamerikas. New York 1875—87.

Krickeberg, W., Amerika. In Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 1910.

Seler, Ed., Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. 3 Bde. Berlin 1902, 1904, 1908.

Nordamerika.

Annual Reports of the Bureau of American Ethnology to the Smithsonian Institution. Washington 1881 ff.

Boas, Fr., The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay. 1 and 2 Report Bulletin of the American Museum of Natural History. New York 1907.

Catlin, George, Illustrations of the manners, customs and conditions of the North American Indians. 2 Bde. 8. Aufl. London 1851. Neuausgabe Edinburg 1903.

Contributions to North American Ethnology. Washington 1877 ff.

Friederici, Georg, Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika. Braunschweig 1906.

Handbook of American Indians north of Mexico, edited by Fr. Webb Hodge. 2 Bde. Washington 1907 u. 1910.

Krause, Fritz, Die Puebloindianer. Abh. d. Kaiserl. Leopold.-Karol. Akademie der Naturforscher. Band [illegible]. Halle 1907.

Morice, A. G., The Great Déné Race. Anthropos. Bd. 1 bis 4. Wien 1906—09 ff.

Nansen, Fridtjof, Eskimoleben. Deutsch von Langfeldt. Leipzig u. Berlin 1903.

Sarfert, E., Haus und Dorf bei den Eingeborenen Nordamerikas. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 7. Braunschweig 1908.

Schmidt, Emil, Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten. Braunschweig 1894.

Mittelamerika.

Lehmann, Walter, Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 6. Braunschweig 1907.

Sapper, Karl, Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 3. Braunschweig 1904.

Südamerika.

Brehm, R. B., Das Inkareich. Jena 1885.

Cuno, H., Die soziale Verfassung des Inkareichs. Stuttgart 1896.

Dobrizhoffer, Martin, Geschichte der Abiponen. 3 Bde. Wien 1783 u. 1784.

Ehrenreich, Paul, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens. Braunschweig 1897.

— Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse. Petermanns Mitteilungen 1891.

— Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker. Archiv f. Anthropologie. N. F. Bd. 3. Braunschweig 1904.

Hyades, P., und Deniker, J., Mission scientifique du Cap Horn. Bd. 7. Paris 1891.

Kersten, Ludw., Die Indianerstämme des Gran Chaco bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. 17. Leiden 1905.

Koch-Grünberg, Th., Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwestbrasilien. 2 Bde. Berlin 1909.

Martens, O., Ein sozialistischer Großstaat vor 400 Jahren (Tahuantinsuyu). 2. Aufl. Berlin 1895.

Martius, C. F. Ph. v., Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. 2 Bde. Leipzig 1867.

Middendorff, E. W., Peru. 3 Bde. Berlin 1893—95.

Musters, G. Ch., Unter den Patagoniern. Deutsch von Martin. Jena 1873.

Squier, E. George, Peru. Deutsch von Schmick. Leipzig 1883.

Steinen, K. v. d., Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1894.

Uhle, M., Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. 2 Bde. Berlin 1889/90.

Australien und Ozeanien.

Allgemeines, Australien und Tasmanien.

Cunow, H., Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger. Stuttgart 1894.
Curr, E. M., The Australian Race. 4 Bde. Melbourne 1886/87.
Graebner, F., Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 37. Berlin 1905.
Lauterer, J., Australien und Tasmanien. Freiburg i. B. 1900.
Ling Roth, A., The aborigines of Tasmania. Halifax 1899.
Roth, Walter E., North Queensland Ethnography. Bulletin 1—12. Records of the Australian Museum 1899 to 1909.
Sarg, F. C. A., Die australischen Bumerangs. Veröff. d. städt. Völkermuseums. Frankfurt a. M. 1911.
Smyth, Brough, The aborigines of Victoria. 2 Bde. Melbourne 1878.
Spencer, B., und Gillen, F. J., The northern tribes of Central Australia. London 1904.
Strehlow, C., und Leonhardi, M. Frhr. v., Die Aranda- und Loritjastämme in Zentralaustralien. Frankfurt a. M. 1907 ff.
Thomas, N. W., The natives of Australia. London 1906.
Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker. Bd. 5, Teil 2, und Bd. 6. Bd. 6, 2. Aufl. Leipzig 1876.

Melanesien.

Codrington, R. H., The Melanesians. Oxford 1891.
Hagen, B., Unter den Papuas. Wiesbaden 1899.
Krieger, M., Neuguinea. Berlin 1900.
Mac Gregor, Sir William, British New Guinea. London 1897.
Meinicke, C. E., Die Inseln des Stillen Ozeans. 2 Bde. Leipzig 1875/76.
Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907.
Sievers, W., Die Schutzgebiete in der Südsee. In Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Bd. 2. Leipzig 1910.

Mikronesien und Polynesien.

Fornander, A., An account of the Polynesian Race and the ancient history of the Hawaiian people. 3 Bde. London 1877—85.
Geiseler, Die Osterinsel. Berlin 1883.
Hochstetter, F. v., Neuseeland. Stuttgart 1863.
Kraemer, A., Die Samoa-Inseln. 2 Bde. Stuttgart 1902/03.
— Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Stuttgart 1906.
Lesson, A., Les Polynésiens. Paris 1880.
Marcuse, A., Die hawaiischen Inseln. Berlin 1894.
Mariner, W., Nachrichten über die Freundschaftlichen oder Tonga-Inseln. Weimar 1819.
Thomson, W. D., Te Pito te Henua or the ethnology and antiquities of Easter Island. Washington 1891.
Williams, Thomas, und Calvert, Fiji and the Fijians. London 1858.

Afrika.

Allgemeines.

Ankermann, B., Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnolog. Notizblatt. Bd. 2. Berlin 1902.
— Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 37. Berlin 1905.
Frobenius, Leo, Der Ursprung der Kultur. 1. Band: Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin 1898.
Luschan, F. v., Afrika. In Buschan, Illustrierte Völkerkunde. Stuttgart 1910.
— Eisentechnik in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 41. Berlin 1909.
Meinhof, K., Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Leipzig 1899. 2. Aufl. Berlin 1910.
Schurtz, H., Das afrikanische Gewerbe. Leipzig 1900.
Weule, K., Der afrikanische Pfeil. Leipzig 1899.

Südafrika.

Barthel, Kurt, Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrikanischen Kontinents. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1893.
Bent, Th., The ruined cities of Mashonaland. London 1892.
Fritsch, Gust., Die Eingeborenen Südafrikas. Mit Atlas. Breslau 1872.
Haarhoff, B. J., Die Bantustämme Südafrikas. Diss. Leipzig 1890.
Hall, R. N., Great Zimbabwe, Mashonaland, Rhodesia. London 1905.
Irle, J., Die Herero. Gütersloh 1906.
Maciver, R., Mediaeval Rhodesia. London 1906.
Passarge, Siegfr., Die Buschmänner der Kalahari. Mitteilungen a. d. deutschen Schutzgebieten. Bd. 18. Berlin 1905.
— Die Grundlinien im ethnographischen Bilde der Kalahariregion. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1905.
— Südafrika. Leipzig 1908.
Richter, Martin, Kultur und Reich der Marotse. Leipzig 1908.
Schultze, Leonh., Aus Namaland und Kalahari. Jena 1907.
— Südwestafrika. In Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Bd. 2. Leipzig 1910.
Stow, G. W., The native Race of South Africa. London 1905.

Ostafrika.

Baumann, O., Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894.
Kandt, R., Gewerbe in Ruanda. Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 36. Berlin 1904.
Merker, Mor., Die Massai. Berlin 1904. 2. Aufl. 1910.
Meyer, Hans, Ostafrika. In Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Bd. 1. Leipzig 1909.
Nigmann, E., Die Wahehe. Berlin 1908.
Stuhlmann, F., Beiträge zur Kulturgeschichte von Ostafrika. Berlin 1909.
— Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
Weule, K., Negerleben in Ostafrika. Ergebnisse einer ethnologischen Forschungsreise. Leipzig, 2. Aufl. 1909.
— Wissenschaftl. Ergebnisse meiner ethnographischen Forschungsreise in den Süden Deutsch-Ostafrikas. Mitteilungen aus d. deutschen Schutzgebieten. Ergänzungsband 1. Berlin 1908.

Westafrika.

Desplagnes, L., Le plateau central nigérien. Paris 1907.
Frobenius, Leo, Auf dem Wege nach Atlantis. Berlin 1911.
— Kulturtypen aus dem Westsudan. Ergänzungsheft Nr. 166 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1910.
Meyer, P. E., Erforschungsgeschichte und Staatenbildungen des Westsudans. Ergänzungsheft Nr. 121 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1897.
Passarge, S., Adamaua. Berlin 1895.
— Kamerun. In Hans Meyer, Das Deutsche Kolonialreich. Bd. 1. Leipzig 1909.
— Togo. Ebenda. Bd. 2. Leipzig 1910.
Wauters, A. J., L'État Indépendant du Congo. Brüssel 1899.

Zentral- und Nordafrika.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849–1855. 5 Bde. Gotha 1857 bis 1858.
Junker, W., Reisen in Afrika. 3 Bde. Wien 1889–91.
Nachtigal, G., Sahara und Sudan. 3 Teile. Berlin 1879 bis 1881; Leipzig 1889.
Schweinfurth, G., Im Herzen von Afrika. 2 Bde. Leipzig 1874.
Wissmann, H., Wolf, L., François, C. v., und Müller, H., Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883–85. Leipzig 1888.

Vergleichende Völkerkunde.

Allgemeines.

Andree, Rich., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878. Neue Folge. Leipzig 1889.
Frobenius, Leo, Völkerkunde in Charakterbildern. 2 Bde. Hannover 1902.
Lippert, Jul., Kulturgeschichte der Menschheit. 2 Bde. Stuttgart 1886–87.
Meyer, Ed., Geschichte des Altertums. 2. Aufl. Bd. 1, 1. Hälfte. Einleitung. Elemente der Anthropologie. Stuttgart 1907.
Müller-Lyer, F., Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. München 1908.
Schultze, Fritz, Psychologie der Naturvölker. Leipzig 1900.
Schurtz, H., Urgeschichte der Kultur. Leipzig 1900.
Tylor, E. B., Die Anfänge der Kultur. Deutsch von Spengel und Poske. 2 Bde. Braunschweig 1873.
Vierkandt, A., Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896.
— Die Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig 1908.
Weule, K., Die Kultur der Kulturlosen. Ein Blick in die Anfänge menschlicher Geistesbetätigung. Stuttgart 1910.
— Kulturelemente der Menschheit. Anfänge und Urformen der materiellen Kultur. Stuttgart 1911.
Wundt, W., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Leipzig 1900ff.

Gesellschaft und Wirtschaft.

Bachofen, Antiquarische Briefe. 2 Bde. Straßb. 1880–86.
— Das Mutterrecht. Stuttgart 1861. 2. Abdruck 1897.
Bücher, K., Arbeit und Rhythmus. 4. Aufl. Leipzig 1908.
— Die Entstehung der Volkswirtschaft. 8. Aufl. Tübingen 1911.
Friedrich, E., Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie. Leipzig 1904.
Grosse, E., Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. B. 1896.
Morgan, L. H., Die Urgesellschaft. Aus d. Engl. von Eichhoff u. Kautsky. 2. Aufl. Stuttgart 1900.
Schäffle, A. E. F., Bau und Leben des sozialen Körpers. 2 Bde. 2. Aufl. Tübingen 1896.
Schurtz, H., Altersklassen und Männerbünde. Berlin 1902.
— Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes. Weimar 1898.
Spencer, Herb., Principles of sociology. 3 Bde. London 1877–96.
Starcke, C. N., Die primitive Familie. Leipzig 1888.

Der stoffliche Kulturbesitz.

Andree, Rich., Die Metalle bei den Naturvölkern. Leipzig 1884.
Götz, W., Die Verkehrswege im Dienst des Welthandels. Stuttgart 1888.
Hettner, A., Die geographische Verbreitung der Transportmittel des Landverkehrs. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1894.
Jähns, Max, Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen. Berlin 1899.
Kapp, E., Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877.
Klemm, Gust., Werkzeuge und Waffen. Leipzig 1854.
Krause, Ed., Die Werktätigkeit der Vorzeit. In „Weltall und Menschheit". Bd. 5. Leipzig, Berlin o. J.
Mason, O. T., Primitive Travel and Transportation. Annual Report of the Bureau of Ethnology (National-Museum). Washington 1896.
Noiré, Ludw., Das Werkzeug. Mainz 1880.
Schurtz, H., Grundzüge einer Philosophie der Tracht. Stuttgart 1891.

Der geistige Kulturbesitz.

Geiger, Lazarus, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2 Bde. Stuttgart 1868 bis 1872.
Wundt, W., Völkerpsychologie. Bd. 1: Die Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1904. 2 Teile.

Mallery, G., Picture writings of the American Indians. Annual Report of the Bureau of Ethnology X. Washington 1893.

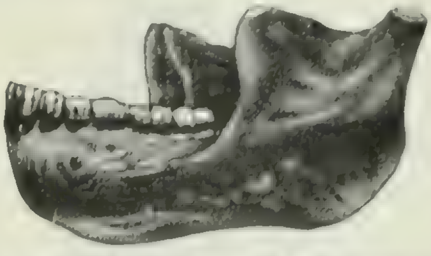
Balfour, The evolution of decorative Art. London 1893.
Grosse, E., Die Anfänge der Kunst. Freiburg i. B. 1894.
Haddon, A. C., Evolution in Art. London 1895.
Hein, A. R., Die bildenden Künste bei den Dajak auf Borneo. Wien 1890.
Hoernes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1898.
Woermann, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Bd. 1. Leipzig 1899.

Groos, K., Die Spiele der Menschen. Jena 1899.
— Die Spiele der Tiere. Jena 1896.

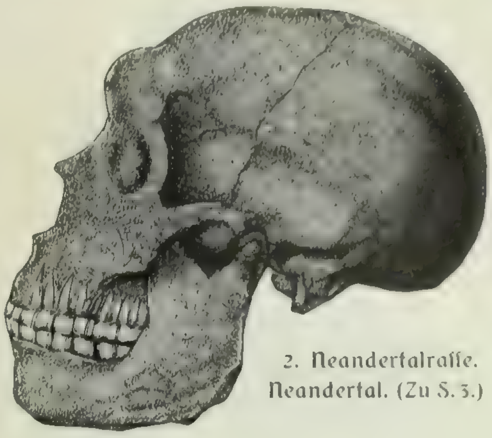
Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2 Bde. 3. Aufl. Freiburg 1905.
Hewitt, J. N. B., Orenda and a definition of religion. American Anthropologist. N. S. IV.
Preuß, K. Th., Der Ursprung der Religion und Kunst. „Globus", Bd. 86/87. Braunschweig 1904/05.
Roskoff, G., Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880.
Schultze, Fritz, Der Fetischismus. Leipzig 1871.

Preuß, K. Th., Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordostasiaten. Königsberg 1894.
Vix, Die Totenbestattung in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit. Leipzig 1896. (Reclams Universalbibliothek.)

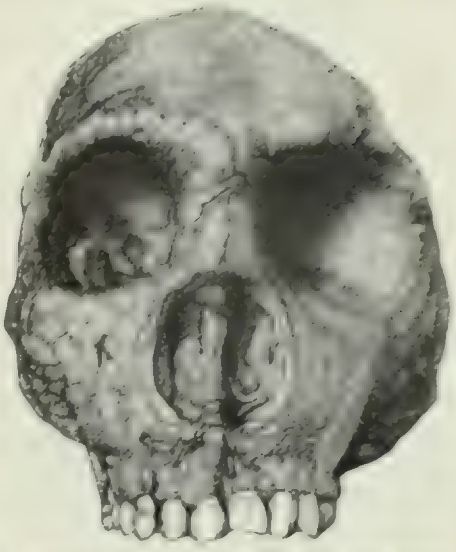
Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig



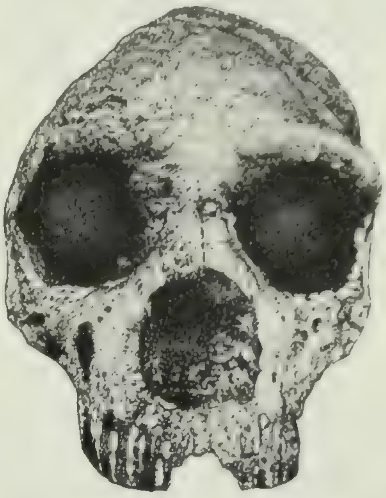
1. Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Diluvialſanden von Mauer bei Heidelberg. (Zu S. 3.)



2. Neandertalraſſe. Neandertal. (Zu S. 3.)



4. Neandertalraſſe. Le Mouſtier (Dordogne) (Zu S. 3.)



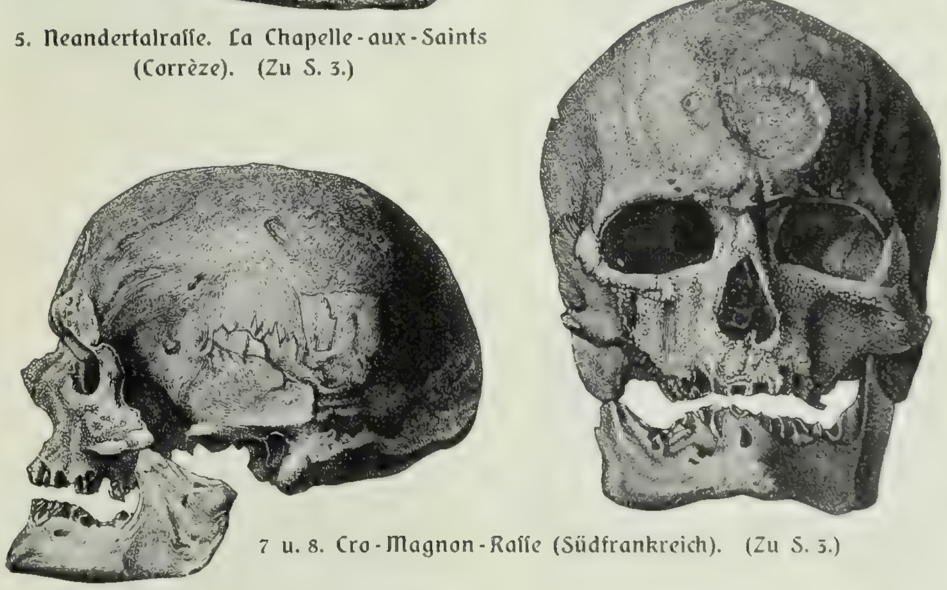
3. Neandertalraſſe. Gibraltar. (Zu S. 3.)



5. Neandertalraſſe. La Chapelle-aux-Saints (Corrèze). (Zu S. 3.)



6. Neandertalraſſe. Le Mouſtier (Dordogne). (Zu S. 3.)



7 u. 8. Cro-Magnon-Raſſe (Südfrankreich). (Zu S. 3.)



11. Urauſtralier. (Zu S. 58.)



9 u. 10. Aurignacraſſe (Homo aurignacensis *Hauseri*). Departement Dordogne. (Zu S. 2, 3.)

Die Verkleinerung iſt bei den einzelnen Schädeln nicht die gleiche.

Asiatische Völker



1. [illegible] (Zu S. 2, 4, 6, 7.)



2. Chinese. (Zu S. 5, 8.)



3. Japanerin. (Zu S. 5.)



4. Schamane aus dem Kuldschagebiet. (Zu S. 5.)



5. Mandschu. (Zu S. 5, 8.)



6. Golde. (Zu S. 5, 6.)



7. Mangune. (Zu S. 5, 6.)



8. Giljake. (Zu S. 5.)



9. Burjäte. (Zu S. 5, 6, 14.)



10. [illegible] (Zu S. 5.)



11. Koreaner. (Zu S. 5, 10.)



12. Giljakin. (Zu S. 5.)



1. Wedda. (Zu S. 2, 4, 23.)



2. Singhalese. (Zu S. 5, 23.)



3. Javane. (Zu S. 6, 25.)



4. Palofrau. (Zu S. 5, 23.)



5. Schanmädchen. (Zu S. 5, 23.)



6. Birmane. (Zu S. 5, 24.)



7. Schom-pen-Mann, Nikobaren. (Zu S. 5, 6, 24.)



8. Mann von Süd-Andaman. (Zu S. 5, 6, 23.)



9. Mann von Süd-Celebes. (Zu S. 6, 25.)



10. Negritomann. (Zu S. 2, 5, 6, 23, 25.)



11. Dajakkrieger. (Zu S. 6, 25.)



12. Igorrote. (Zu S. 6, 25.)



1. [illegible] (Zu S. 6. [illegible])



2. Türke aus [illegible] (Zu S. 6. 17.)



3. Ossete. (Zu S. 5. 17.)



4. [illegible] (Zu S. 6. 19.)



5. Chewsurische Frau. (Zu S. 5. 17.)



6. Digorier. (Zu S. 5.)



7. Kalmück. (Zu S. 5.)



8. Karakalmück. (Zu S. 5.)



9. Karakalpak. (Zu S. 5.)



10. [illegible] (Zu S. 6. 16.)



11. Dungane. (Zu S. 5.)



12. Solone. (Zu S. 5.)



1. Hindutänzerin. (Zu S. 5.)



2. Hindu von Delhi. (Zu S. 5, 20.)



3. Pariafrau. (Zu S. 6.)



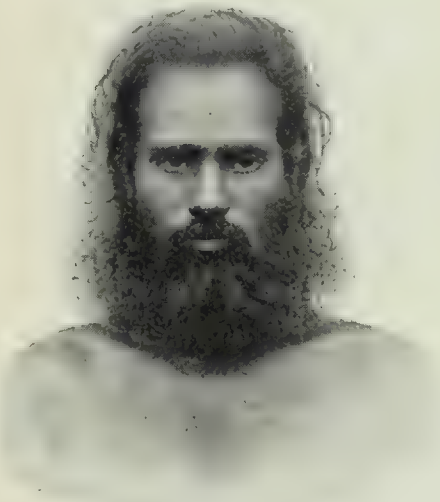
4. Parsifrau. (Zu S. 5.)



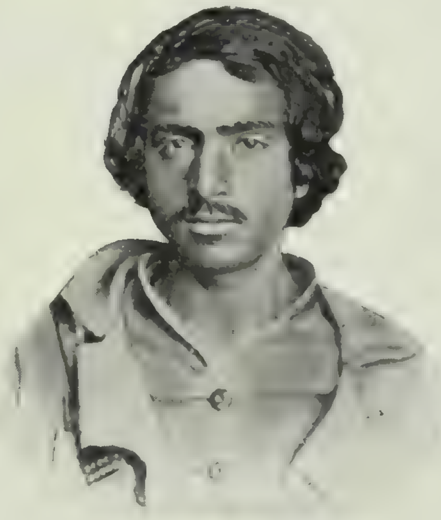
5. Sikh. (Zu S. 5.)



6. Frau aus Kaschmir. (Zu S. 5.)



7. Indischer Fakir. (Zu S. 5.)



8. Afghane. (Zu S. 5, 18.)



9. Sarte aus Taschkent. (Zu S. 5, 18.)



10. Usbeke aus Serafschan. (Zu S. 5, 18.)



11. Perser (Schah Nassr-ed-din). (Zu S. 5, 18.)



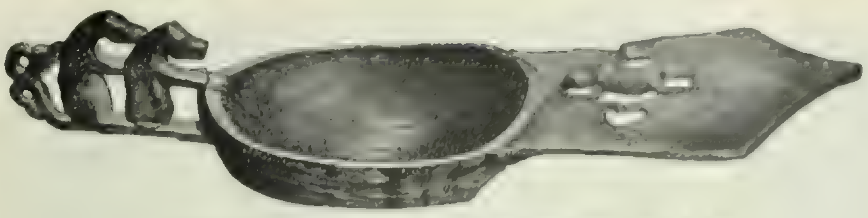
12. Tadschik aus Taschkent. (Zu S. 5, 18.)



1. Sojotensiedelung. (Zu S. 6.)



2. Burjätenjurte bei der Stadt Troizkossawsk. (Zu S. 6. 15.)



1. Holznapf der Giljaken mit Bärenamulett. (Zu S. 7.)



2. Ainu beim Wurzelgraben mit dem Grabstock. (Zu S. 7.)



3. Hundeschlitten der Ainu. (Zu S. 7.)



4. Herstellung von Rindenstoff aus Ulmenbast. (Zu S. 7, 112.)



5. Koreanische Schneeschuhläufer. (Zu S. 7.)



6. Ainu, mit dem Bogen schießend. (Zu S. 7.)



7. Ainu beim Seehundfang. (Zu S. 7.)
(Abbildung 2–7 nach japanischen Holzschnitten.)



1. Tracht eines Mandarinen. (Zu S. 8.)



2. Palankin (Tragstuhl) aus Bambus. (Zu S. 9.)



3. Tracht eines Vizekönigs. (Zu S. 8.)



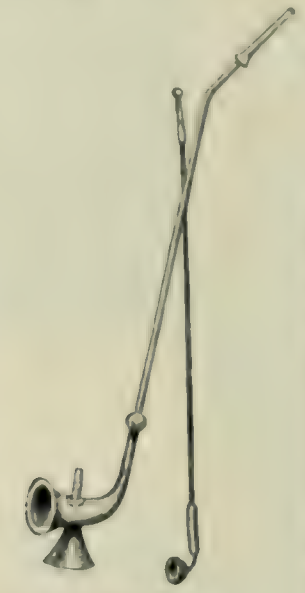
4. Frauenschuh für den Krüppelfuß. (Zu S. 8.)



5. Ting tsû, Korallenknopf auf dem Hut eines Mandarinen. (Zu S. 8.)



6. Grabdenkmal des Kaisers Yung-Lo. (Zu S. 8.)



7. Tabakspfeifen. (Zu S. 8, 108.)



8. Frauentracht. (Zu S. 8.)



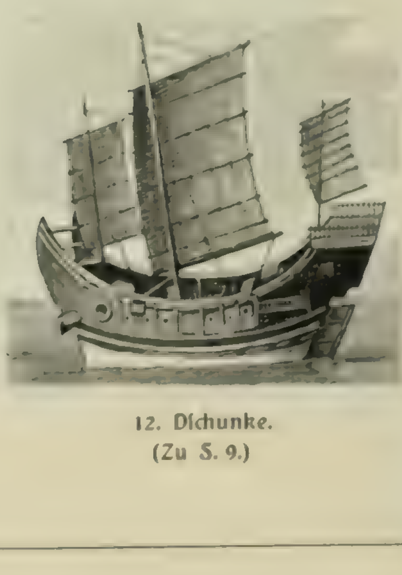
11. Kamelrückenbrücke bei Wan-schou-schan. (Zu S. 8.)



9. Tor der Großen Mauer am Nan-kou-Paß. (Zu S. 8.)



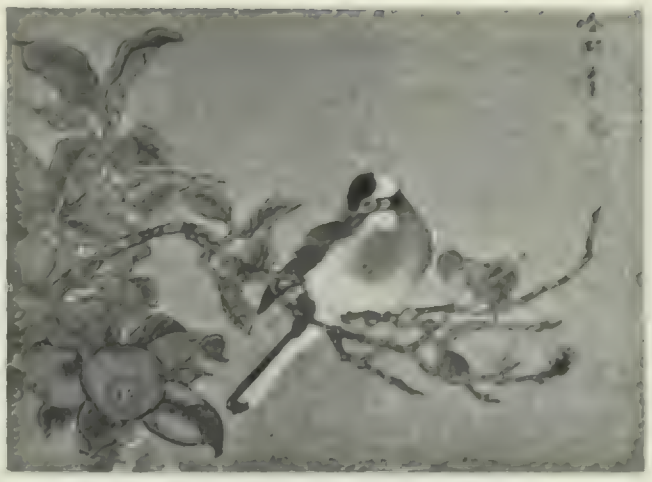
10. T'ien-Ning-Szú-Pagode bei Peking. (Zu S. 8.)



12. Dschunke. (Zu S. 9.)



1. Die fünf Akâśa-Garbha Bodhisatva. (Bronzen; zu S. 9, 29.)



2. Vogel auf einem Apfelzweig. (Gemälde; zu S. 9.)



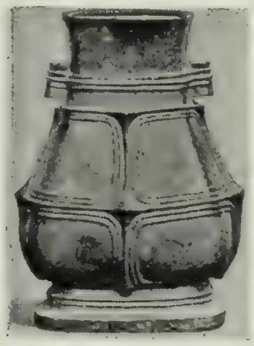
3. Vase. (Porzellan; zu S. 9.)



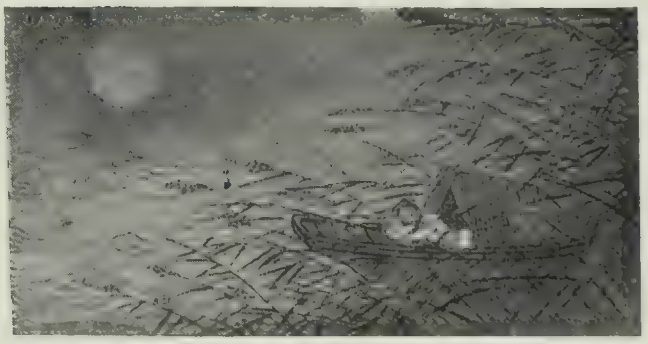
4. Buddha Shâkyamuni. (Gemälde; zu S. 9, 28, 29.)



5. Teevase. (Porzellan; zu S. 9.)



6. Opfergefäß. (Bronze; zu S. 9.)



7. Landschaft. (Gemälde; zu S. 9.)



8. Opfergefäß. (Bronze; zu S. 9.)



9. Prinz Huan-yeh. (Gemälde; zu S. 9.)



10. Priester Chien-chên. (Bronze; zu S. 9, 29.)



11. Bodhidharma. (Gemälde; zu S. 9, 29.)



1. Examenhallen in Tientsin. (Zu S. 9.)



2. Chinesischer Schubkarren. (Zu S. 8, 9, 108.)



3. Koreanischer Minister. (Zu S. 10.)



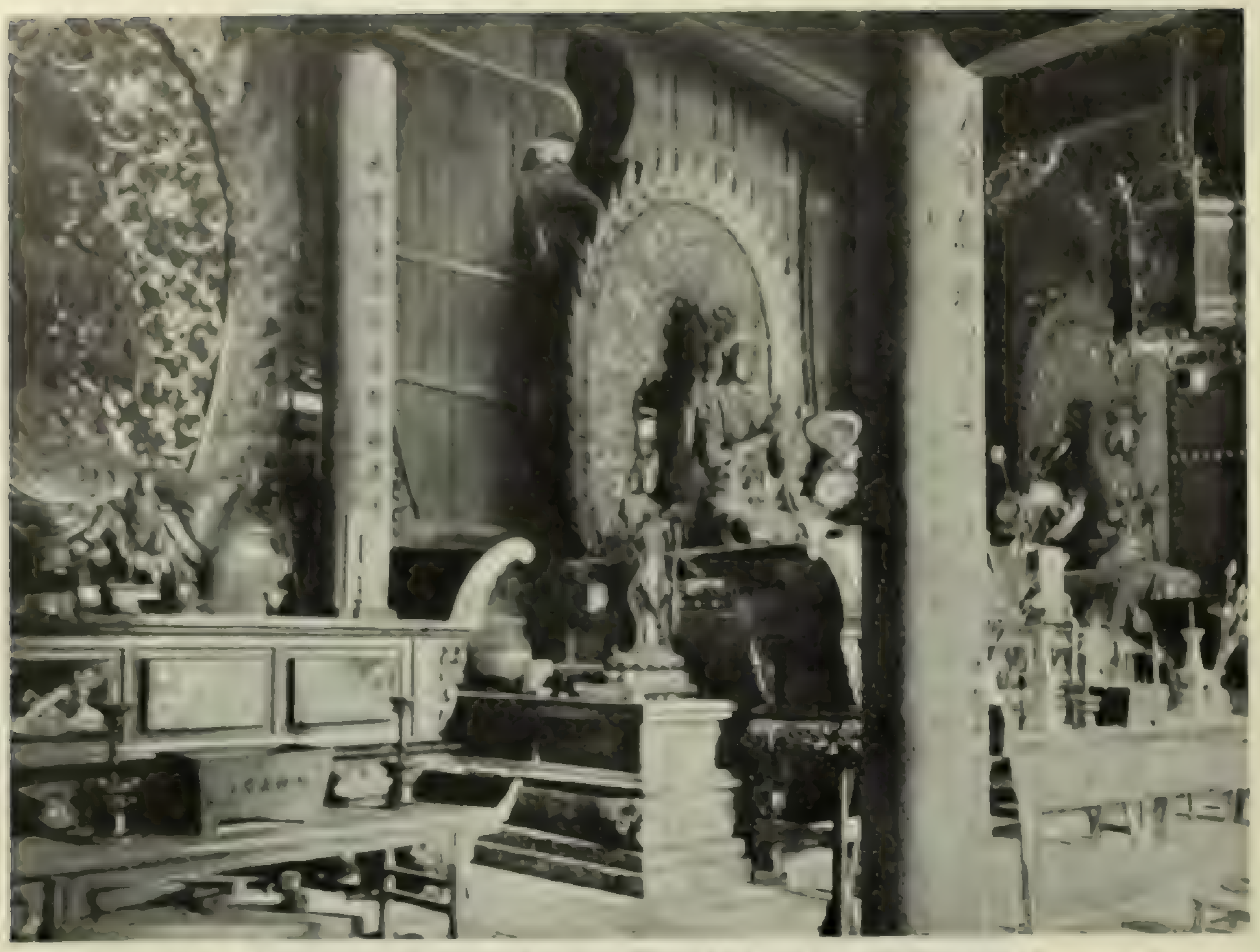
1. Sakei mit Blasrohren. (Zu S. 5, 23, 24.)



2. Buddhistischer Priester in Rangun.
(Zu S. 24, 28.)



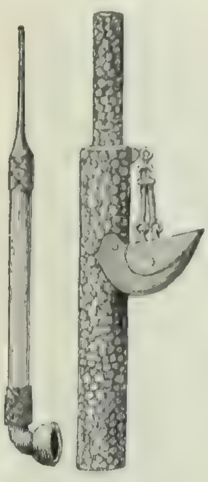
3. Klumpfuß einer vornehmen Chinesin.
(Zu S. 8.)



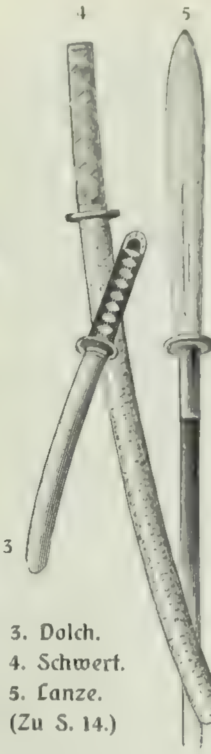
1. Halle des Kuschanklosters bei Futschou in der südchinesischen Provinz Fokien. (Zu S. 9, 29.)



2. Gehöft eines Mandarinen in Kanton. (Zu S. 8.)



1. Tabakspfeife. (Zu S. 12.)
2. Pfeifenbehälter und Tabakstasche. (Zu S. 12.)



3. Dolch.
4. Schwert.
5. Lanze.
(Zu S. 14.)



6. Krieger. Anfang des 19. Jahrh. (Zu S. 14.)
7. Samurai. Anfang des 19. Jahrh. (Zu S. 11, 13, 14.)



8. Vornehmer Japaner. Anfang des 17. Jahrh. (Zu S. 11, 14.)



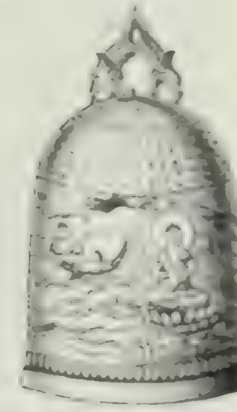
9. Kopfstütze beim Schlaf. (Zu S. 11.)



10. Dschunke. (Zu S. 14).



11. Jinrikisha. (Zu S. 11, 14, 125.)



12. Große Glocke von Kioto. (Zu S. 12.)



15. Wappenzeichen. (Zu S. 13.)
a Federn, b Nelke, c Pflaumenblüte.



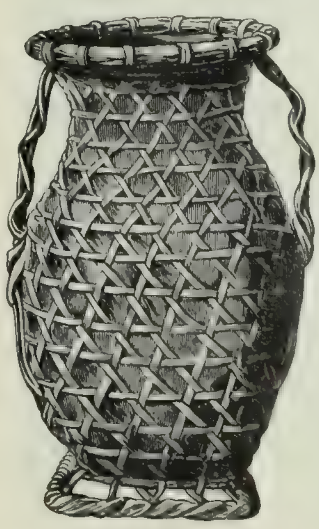
17. Teekanne aus gebranntem Ton. (Zu S. 13.)



13 u. 14. Schwertstichblätter. (Zu S. 12.)



16. Alte Münzen. (Zu S. 14.)



18. Korbgeflecht. (Zu S. 13.)



19. Prunkmöbel (Schrank). (Zu S. 12, 13.)



20. Alte Satsuma Vase. (Zu S. 13.)



1. [illegible] aus einem Buddhatempel zu Nara. (Zu S. 12.)



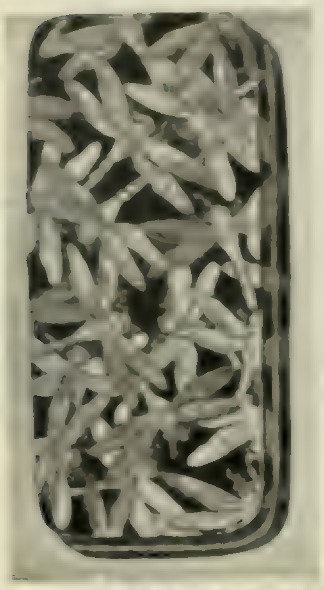
2. Riesenbuddha zu Kamakura. (Zu S. 12.)



3. Hölzerner Tempelwächter von Nara. (Zu S. 12.)



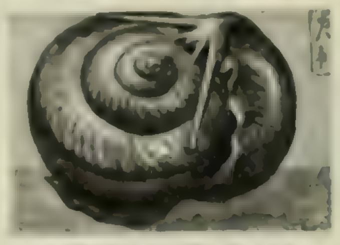
4. Bronzekandelaber. (Zu S. 12.)



5. Eingelegtes Tintenfaß. (Zu S. 13.)



6. Bildnis des Jeyasu, Begründers des Tokugawa-Shogunates. (Zu S. 13.)



7. Netsuke. (Zu S. 12.)



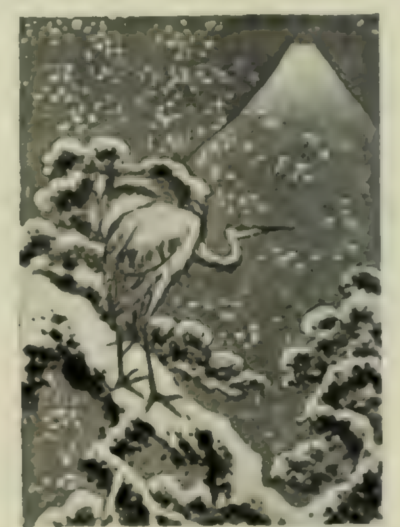
8. Netsuke. (Zu S. 12.)



9. Zeichnung von Hokkei. (Zu S. 11, 13.)



10. Farbenholzschnitt von Haronobu. (Zu S. 11, 13.)



11. Holzschnitt von Hokusai. (Zu S. 13.)



12. Tempel und Pagode bei Osaka. (Zu S. 12, 29.)



13. Torii des Jeyasutempels zu Nikko. (Zu S. 12, 14.)



1. Japanerinnen beim Essen. (Zu S. 11.)



2. Straßenhändler in Japan. (Zu S. 11.)



1. Tempel in Kioto. (Zu S. 12, 29.)



2. Teehaus bei Ofaka. (Zu S. 12.)



1. Inneres eines japanischen Hauses. (Zu S. 11, 12.)



2. Der Osumatempel bei Nagasaki. (Zu S. 12, 14, 29.)



1. Mongolischer Lama mit Gebetmaschine und Rosenkranz. (Zu S. 15, 16.)



2. Mongolische Frau im Festschmuck. (Zu S. 15.)



3. Negrito auf den Philippinen vor ihrem Windschirm. (Zu S. 2, 5, 23, 25, 124.)



1. Schlangenbeschwörer in Bombay. (Zu S. 22.)



2. Ein Kazi-Ehepaar aus Sikkim. (Zu S. 15.)
Nach Photographie von Th. Paar in Dardschiling.



3. Eine malaiische Prinzessin aus Borneo. (Zu S. 25, 26.)



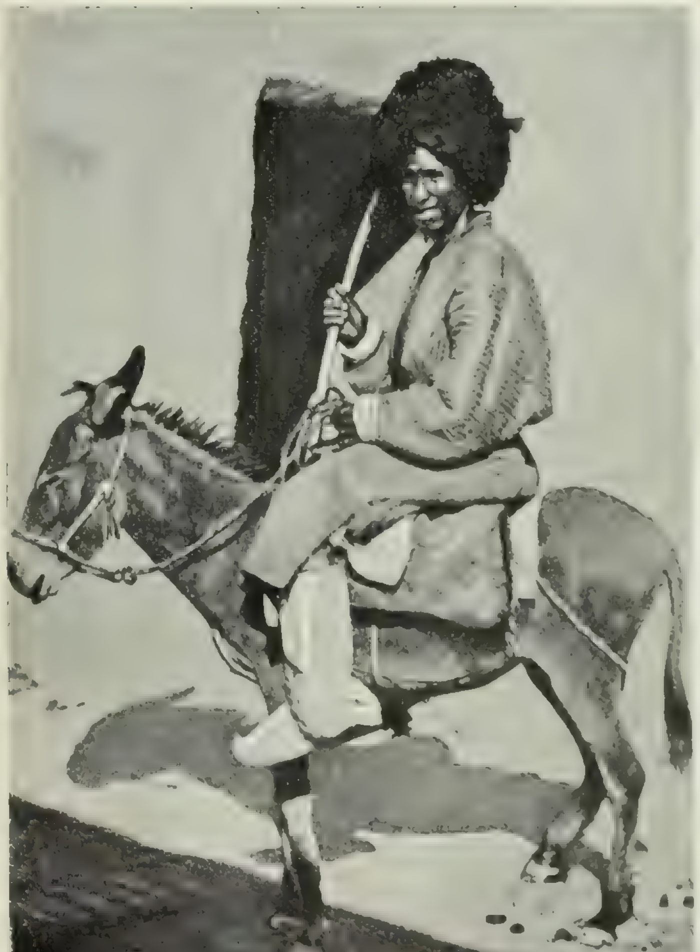
1. Beduinen des Jordanlandes bei der Mahlzeit. (Zu S. 5, 17.)



2. Ackerbestellung in Grusien, Kaukasus. (Zu S. 18.)



1. Kirgisenjurten am Alaigebirge. Im Vordergrunde ein melkender Kirgise mit Jak. (Zu S. 19.)
Nach Photographie von K. Futterer.



2. Ein Turkmene. (Zu S. 5, 18.)



3. Kurdische Bergbriganten. (Zu S. 17.)

Aus „The living races of mankind", London, Hutchinson & Co.



1. Parsifrauen aus Bombay.
(Zu S. 5. 25.)



2. Eine Frau aus Dardschiling.
(Zu S. 15.)



3. Bhilfrauen, Bajri mahlend. (Zu S. 5, 19, 20.)



1. Tamulenmädchen von Ceylon.
(Zu S. 2, 4, 5, 20.)



2. Mann und Frau aus Marwar in Radschputana.
(Zu S. 20.)



3. Leichenverbrennung am Ganges in Benares. (Zu S. 21.)



1. Parsische „Türme des Schweigens".

(Zu S. 21, 136.)



2. Kochtopf der Nikobaresen aus Baumrinde.

(Zu S. 24, 106.)



3. Philippinische Negrito am Windschirm.

(Zu S. 23, 25.)



4. Katschinfrauen aus Hinterindien.

(Zu S. 23.)



1. Wat Prakeo, ein Tempel in Bangkok, Siam. (Zu S. 22, 24.)



2. Religiöse Prozession in Südindien. (Zu S. 21.)



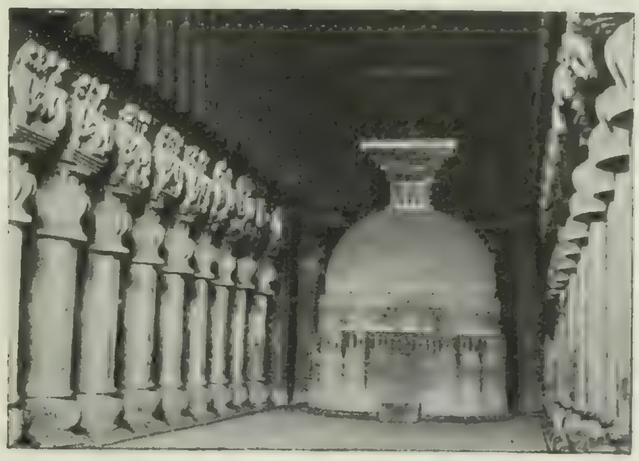
1. Reisfelder bei Haiderabad im Dekan. (Zu S. 20.)



2. Der Tiruwanamalaitempel bei Madura in Südindien. (Zu S. 21, 22.)


1. Steinzaun mit Tor am Stupa von Santschi. (Zu S. 22.)


2. Inneres der Dilwara-Tempel in Mount Abu. (Zu S. 22.)

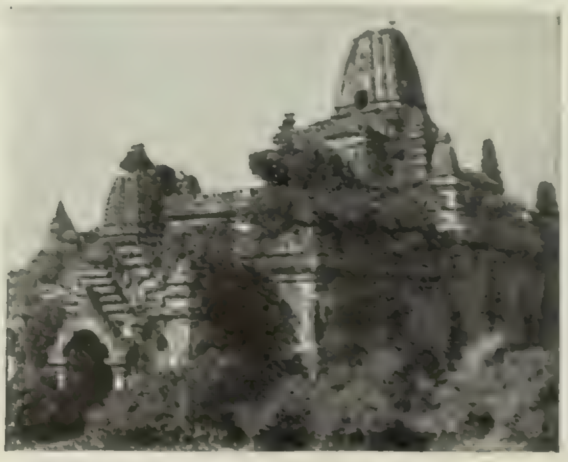

3. Inneres des Tempels von Karli. (Zu S. 22.)


4. Der „Kailasa“ zu Ellora. (Zu S. 22, 29.)


5. Große Pagode zu Madura. (Zu S. 21, 22, 29.)


6. Altindische Buddhastatue. (Zu S. 22, 29.)


7. Brahmanisches Götterrelief zu Ellora. (Zu S. 22.)


8. Pagode zu Pagan. (Zu S. 22.)



1. Toda in den Nilgiribergen vor ihrer Hütte. (Zu S. 5, 20.)



2. Das Ruwanweli-(Goldstaub-)Dagoba in Anuradhapura auf Ceylon. (Zu S. 29.)



1. Borobudor, buddhiſt. Tempel bei Djokjakarta, Java. (Zu S. 22, 27, 29.)



2. Skulpturen am Borobudor-Tempel. (Zu S. 28, 29.)



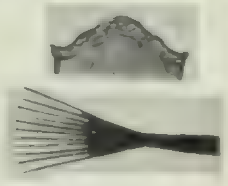
11—18. Kris und Schwerter. (Zu S. 26.)



3



9 10



19 20

3. Prau. (Zu S. 27, 126.) — 9 u. 10. Götzenbilder von Borneo und Sumatra. (Zu S. 28.) — 19 u. 20. Kämme von Java und Bali.



8. Dajak-Krieger, Borneo. (Zu S. 26, 27.)



4. Reisſcheuer im Padangſchen Oberland, Sumatra. (Zu S. 26.)



7. Obſtverkäuferinnen von Pajakambo, Sumatra. (Zu S. 25.)



5. Nikobarendorf. (Zu S. 26.)



6. Dorf Songei, Weſtſumatra. (Zu S. 24.)



1–8. Ackergeräte und Messer. (Zu S. 27.)

9. Blasrohr mit Bajonett (Borneo). (Zu S. 27.)

10. Speer (Nias). (Zu S. 27.)

11. Köcher (Borneo). (Zu S. 26.)

12. Ohrgehänge (Nias). (Zu S. 26.)

13. Kopfschmuck eines Häuptlings (Nias). (Zu S. 26.)

14. Säbel (Timor). (Zu S. 26.)

15. Kris (Java). (Zu S. 26.)

16. Säbel (Sumatra). (Zu S. 26.)

17. Schwert (Nias). (Zu S. 26.)

18. Kris (Bali). (Zu S. 26.)

19. Kris (Celebes). (Zu S. 26.)

20. Speer (Luzon). (Zu S. 27.)

21. Trommel (Nias). (Zu S. 27.)

22. Geflochtene Bordüre (Celebes). (Zu S. 27.)

23. Lendentuchbordüre der Dajak (Borneo). (Zu S. 27.)

24. Schnitzerei der Dajak (Borneo). (Zu S. 27.)

25. Kohlenbecken u. Reistopf (Java).

26. Kamm (Nias). (Zu S. 26.)

27. Ohrgehänge (Nias). (Zu S. 26.)

28. Schild der Dajak (Borneo). (Zu S. 27.)

29. Armring der Männer (Nias). (Zu S. 26.)

30. Löffel (Nias).

31. Fiedel. (Zu S. 27.)



1. Partie aus der Pfahlbaustadt Johore auf der Südspitze von Malakka. (Zu S. 26.)



2. Das Schattenspiel Wajang kulit nebst Gamelang auf Java. (Zu S. 27.)



1. Musik und Tanz auf Groß-Andaman. (Zu S. 24.)



2. Haus des Radjah Makutu in Kotta Gadung auf Sumatra. (Zu S. 26.)



1. Frau aus Makassar auf Celebes am Webstuhl. (Zu S. 26, 113.)



2. Dajakkrieger aus Kutsching in Sarawak, Nordwestborneo, das Kleddi blasend. (Zu S. 27.)



1. Batikstickerinnen. (Zu S. 26.)



2. Goldschmiede in Atscheh, Sumatra. (Zu S. 27.)



1. Eskimo von Labrador. (Zu S. 2, 32, 33.)



2. Eskimofrau von Westgrönland. (Zu S. 2, 32, 33.)



3. Apatsche, Neumexiko. (Zu S. 32.)



4. Navaho. (Zu S. 32.)



5. Koskimofrau. (Zu S. 32.)



6. Tscheyenne. (Zu S. 33.)



7. Mandan. (Zu S. 33, 40.)



8. Ute. (Zu S. 33, 40.)



9. Blackfoot, Dakota. (Zu S. 33, 40.)



10. Weiblicher Mokihäuptling. (Zu S. 33.)



11. Nez Percé. (Zu S. 33, 36.)



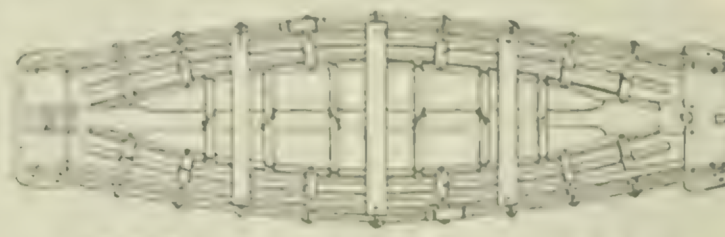
12. Wichitafrau. (Zu S. 33.)



1. Maskierter Eskimo. (Zu S. 34, 35, 36.)



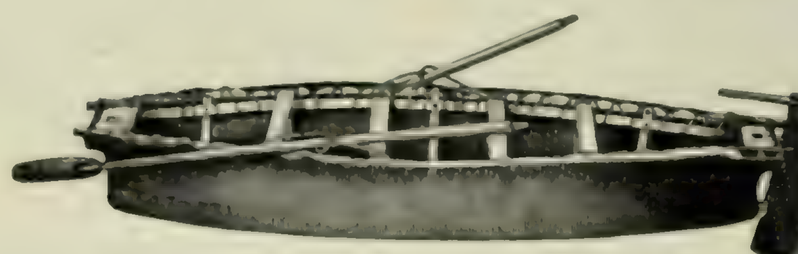
3. Inneres eines Schneehauses der Eskimo. (Zu S. 35.)



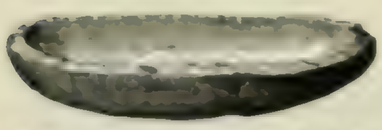
4. Gestell eines Umiak der Eskimo. (Zu S. 34, 126.)



6. Lippenpflock der Eskimo aus Speckstein. (Zu S. 35.)



5. Umiak (Weiberboot) der Eskimo. (Zu S. 34, 126.)



7. Sandsteinlampe der Eskimo. (Zu S. 35.)



8. Schneemesser der Eskimo. (Zu S. 35.)



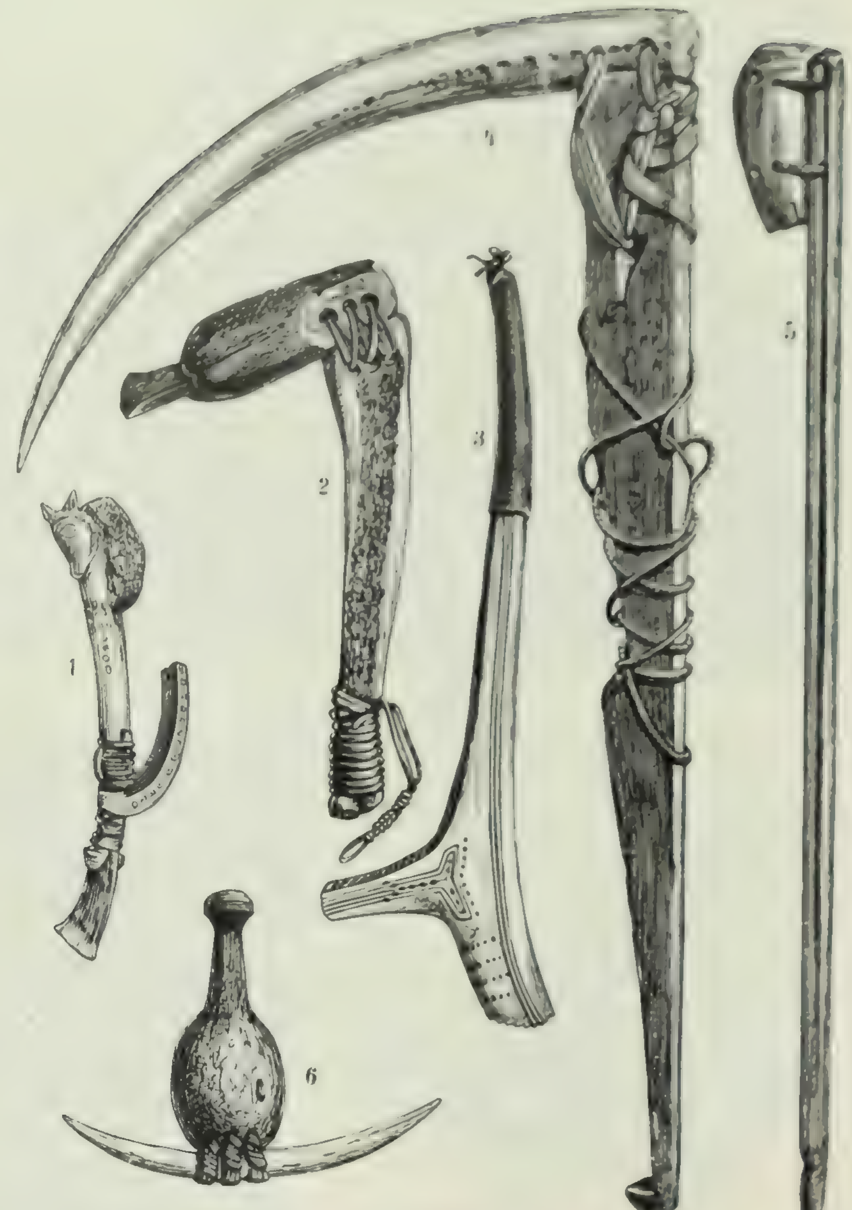
9. Kratzer der Eskimo zum Anlocken der Seehunde. (Zu S. 34.)



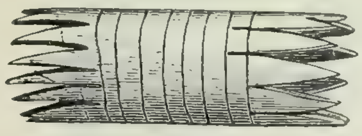
2. Schneehütten der Eskimo. (Zu S. 35.)



7. Steinbeil von den Aléuten. (Zu S. 36.)



1—6. Beile, Hämmer und Hacken der Eskimo. (Zu S. 36.)



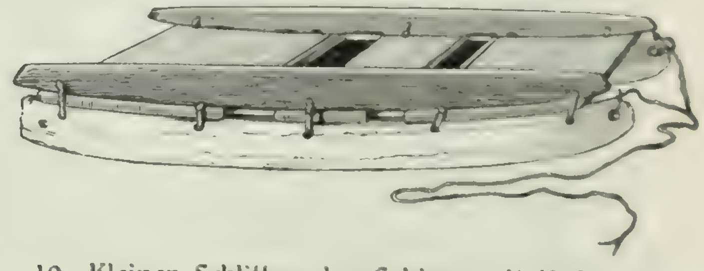
8. Kamm der Eskimo zum Glätten von Häuten. (Zu S. 35.)



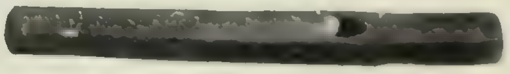
9. Männerkittel der Eskimo. (Zu S. 35.)



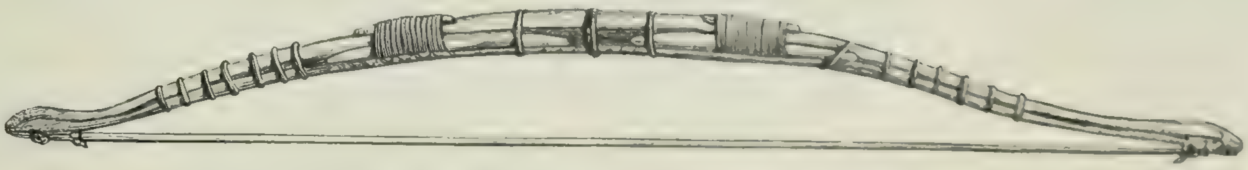
11. Wurfbrett der Eskimo. (Zu S. 35.)



10. Kleiner Schlitten der Eskimo mit Kufen aus Walroßzähnen. (Zu S. 36.)



12. Wurfbrett der Eskimo, Alaska. (Zu S. 35.)



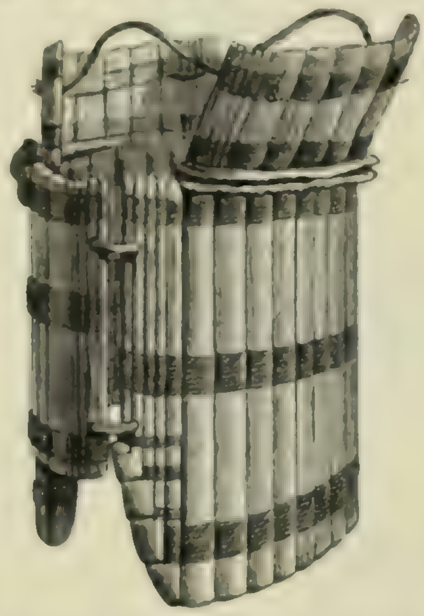
13. Bogen der Eskimo von Labrador. (Zu S. 35, 119.)



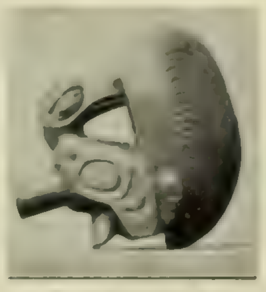
1. Hametzentanz der Bilchula. (Zu S. 37, 38.)



2. Mann der Haida mit Tätowierung. (Zu S. 32, 36, 37.)



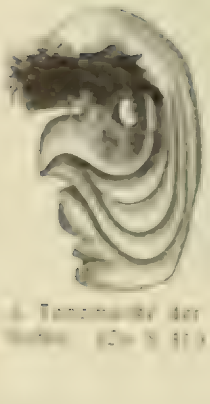
3. Panzer aus Holzplatten u. Stäbchen. (Zu S. 38.)



4. Tabakspfeife der Tlinkit. (Zu S. 37.)



5. Totemsäule der Haida. (Zu S. 37, 129.)



6. Totenmaske der [illegible] (Zu S. 37.)



7. Tabakspfeife aus Schiefer von den Königin-Charlotte-Inseln. (Zu S. 37.)



1. Die Avondale Mounds im Washington County in Mississippi. (Zu S. 59.)



2. Der De Soto Mound im Jefferson County in Arkansas. (Zu S. 59.)



3. Totenklage an einem kleinen, als Grabhügel errichteten Mound. (Zu S. 58, 59.)
Aus Le Moynes „Brevis Narratio".



1. Siouxindianer auf Schneeschuhen bei der Bisonjagd im Winter. (Zu S. 39, 40.)
Nach einer Zeichnung von George Catlin (aus G. Catlin, North American Indians, Edinburgh 1903, Vol. 1).



2. Siouxindianer beschleichen in Wolfsverkleidung eine Bisonherde. (Zu S. 40.)
Nach einer Zeichnung von George Catlin (aus G. Catlin, North American Indians, Edinburgh 1903, Vol. 1).



3. Bullboote der Mandanindianer auf dem oberen Missouri. (Zu S. 40, 126.)
Aus dem Atlas zur Reise des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied nach Nordamerika.



1. Ein Alaska-Medizinmann am Krankenlager. (Zu S. 7. 36.)



2. Brotbacken bei den Zuñi. (Zu S. 41. 106.)



3. Gürtelweberei bei den Zuñi. (Zu S. 41.)



1. Die Pyramiden von San Juan Teotihuacan bei Mexiko. (Zu S. 44.)
(Die größere ist der Sonne, die kleinere dem Monde gewidmet.)



2. Ein Pueblo der Hopi-Indianer in Arizona. (Zu S. 40.)



3. Das Innere eines Hopihauses in Arizona. (Zu S. 40, 41.)



1. Casa Grande in Südarizona.
Nach einer Abbildung im 15. Jahresbericht des Bureau of American Ethnology, Washington 1904.
(Zu S. 41.)



2. Pueblo Jemez. (Zu S. 40.)



1. Töpferin bei den Zuñi. (Zu S. 41.)



2. Spinnende Navajo-Frau. (Zu S. 41.)



3. Zeltartiges Erdhaus der Navajo. (Zu S. 41.)



4. Maske der Zuñi. (Zu S. 42.)



5. Mehl mahlende und Brot bereitende Frauen der Hopi. (Zu S. 41, 123.)



1. Eine Szene aus der Tlahewe-Regenzeremonie der Zuñi.
Nach einer Zeichnung von M. Wright Gill im 23. Jahresbericht des Bureau of American Ethnology, Washington 1904.

(Zu S. 42.)



2. Die Szene des „Degenschluckens“ beim Schwertfest der Großen Feuer-Brüderschaft bei den Zuñi.
Nach einer Zeichnung im 23. Jahresbericht des Bureau of American Ethnology, Washington 1904.

(Zu S. 42.)



1. Pyramide von Xochicalco (Mexiko). (Zu S. 44.)



2. Schmuckplatte aus Muschelschale aus einem nordamerikan. Mound. (Zu S. 38.)



3. Hieroglyphenband an einem Tempel in Copan (Honduras). (Zu S. 46, 128.)



4. Mexikan. Steinfigur (Maisgöttin). (Zu S. 44.)



5. Teil des „Klippenpalastes“, Neumexiko. (Zu S. 41.)



6. Stele aus den Ruinen von Quirigua (Guatemala). (Zu S. 46.)



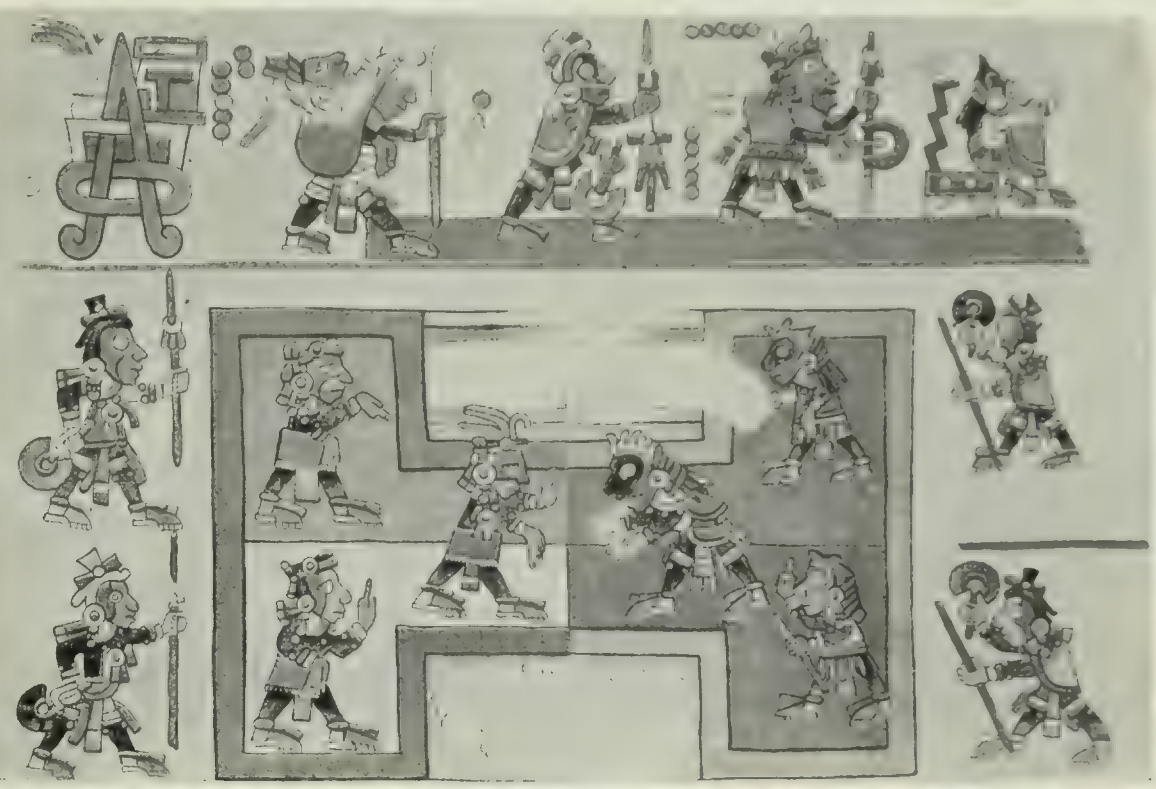
7. „Palenque“, Haus für mehrere Familien in Costarica. (Zu S. 46.)



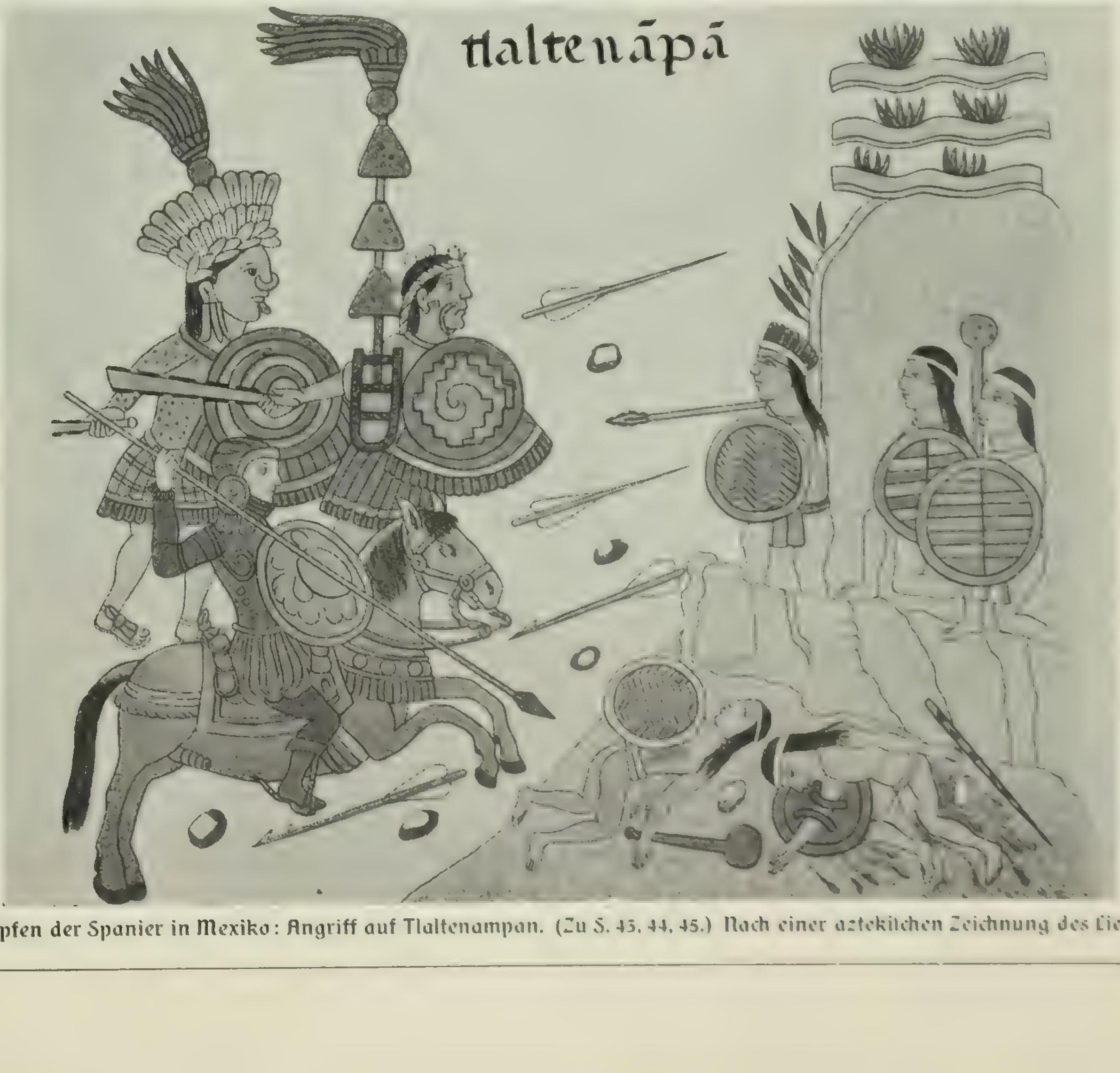
8. Tongefäß mit Mayahieroglyphen. (Zu S. 46, 128.)



1. Altperuanische Darstellung eines Seiltanzes. (Zu S. 54.) Aus Baeßler, Altperuanische Kunst, Taf. 48.



2. Ein mexikanisches Tlachtli mit Götterdarstellungen. (Zu S. 45.) Aus dem Codex Colombino.



3. Aus den Kämpfen der Spanier in Mexiko: Angriff auf Tlaltenampan. (Zu S. 43, 44, 45.) Nach einer aztekischen Zeichnung des Lienzo de Tlaxcala.



1. Mexikanischer „Tlachiquero“, aus einer Agave Pulque saugend. (Zu S. 43.)



2. Die Chinampas oder schwimmenden Gärten bei der Stadt Mexiko. (Zu S. 43.)



1. Guatuso. (Zu S. 43.)



2. Talamancafrau. (Zu S. 43.)



3. Indianer von Bolivia. (Zu S. 56.)



4. Guaikuru. (Zu S. 50.)



5. Karaya. (Zu S. 49, 123.)



6. Matako. (Zu S. 50.)



7. Trumaï. (Zu S. 49.)



8. Guayaqui. (Zu S. 47.)



9. Araukanerin. (Zu S. 51, 52.)



10. Feuerländer. (Zu S. 52.)



11. Tehueltsche (Patagonier). (Zu S. 51.)



12. Botokudin. (Zu S. 47, 122, 125.)



1. Eine Vase mit Kampfszenen aus Altperu. (Zu S. 54.)



2. Tonfigur aus Kolumbien, die Tschibtschagottheit Batschue darstellend. (Zu S. 53.)



3. Eine geflochtene Tasche aus einem Grab von Ancon. (Zu S. 54.)



4. Gesichtsurnen aus Altperu. (Zu S. 54.)



5. Alte Tongefäße aus Venezuela. (Zu S. 54.)



6. Monolithische Pforte von Tiahuanaco, Bolivia. (Zu S. 55.)



7. Hauptfigur an der monolithischen Pforte. (Zu S. 55.)



1. Ein Sippenhaus der Kaua-Indianer in Nordwestbrasilien. (Zu S. 49.)
Nach einer Photographie von Th. Koch-Grünberg.



2. Das Innere eines Sippenhauses der Kaua-Indianer. (Zu S. 49.)
Nach einer Photographie von Th. Koch-Grünberg.



1. Auspressen des Tipiti. (Zu S. 48.)



2. Auspressen der Mandiokamasse auf einem Sieb. (Zu S. 48.)

Nach Photographien von Th. Koch-Grünberg.



3. Maskentanz nordwestbrasilischer Indianer. (Zu S. 49.)

Nach einer Photographie von Th. Koch-Grünberg.



1. Ein Dorf der Karaya-Indianer. (Zu S. 49.) Nach einer Photographie von P. Ehrenreich.



2. Eine Hütte der Karaya-Indianer. (Zu S. 49.) Nach einer Photographie von F. Krause.



3. Kayapo-Indianer. (Zu S. 47, 49.) Nach einer Photographie von F. Krause.



1. Eine Seilbrücke (Tarabite) in den peruanischen Anden. (Zu S. 55, 125.)

Nach einem alten Reisewerk.





2 u. 3. Nordwestbrasilische Indianerin beim Formen (links) und Verstreichen (rechts) eines Topfes.

(Zu S. 48, 113.)

Nach photographischen Aufnahmen von Th. Koch-Grünberg.



1. Ein Tuyuka-Indianer beim Schnupfen. (Zu S. 49, 108.)



2. Ein Tukano-Indianer mit Zigarre u. Rauchgabel. (Zu S. 49, 108.)

Nach photographischen Aufnahmen von Th. Koch-Grünberg.



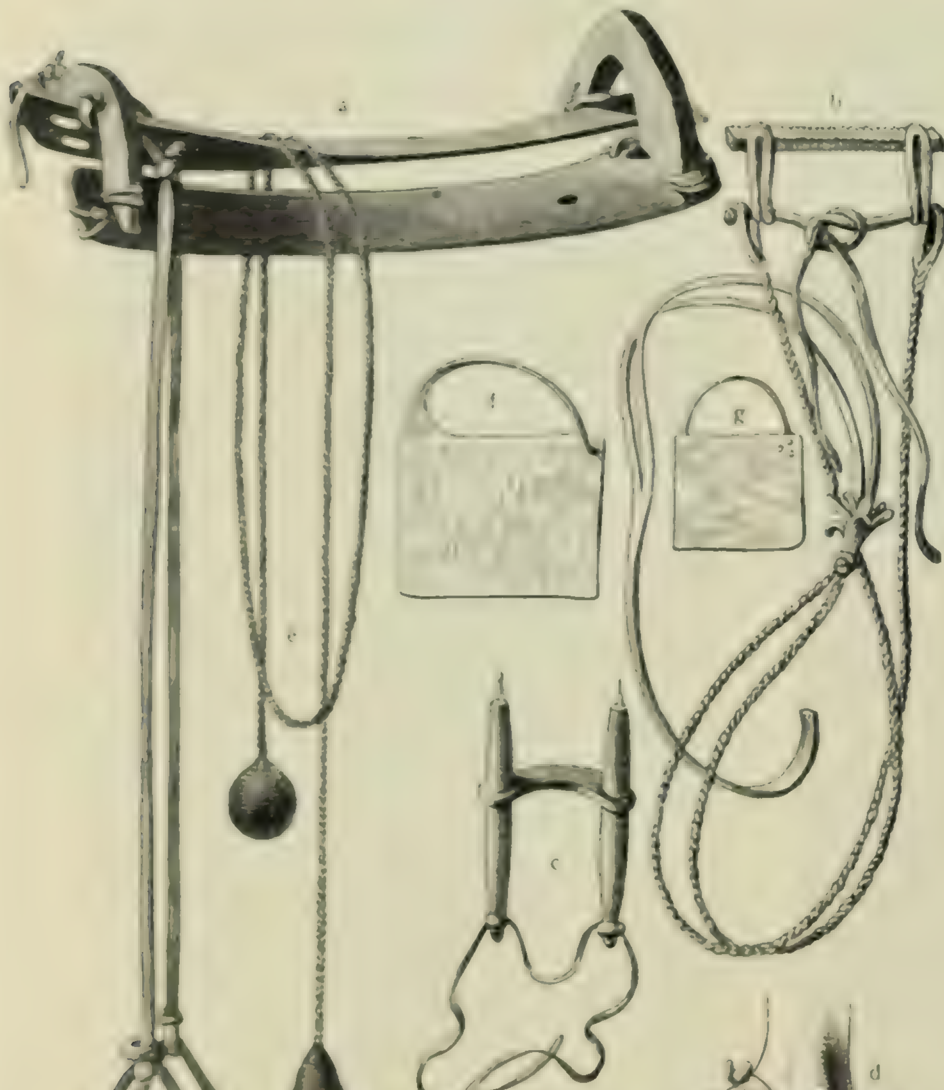
3. Ein Tobahäuptling. (Zu S. 50.)



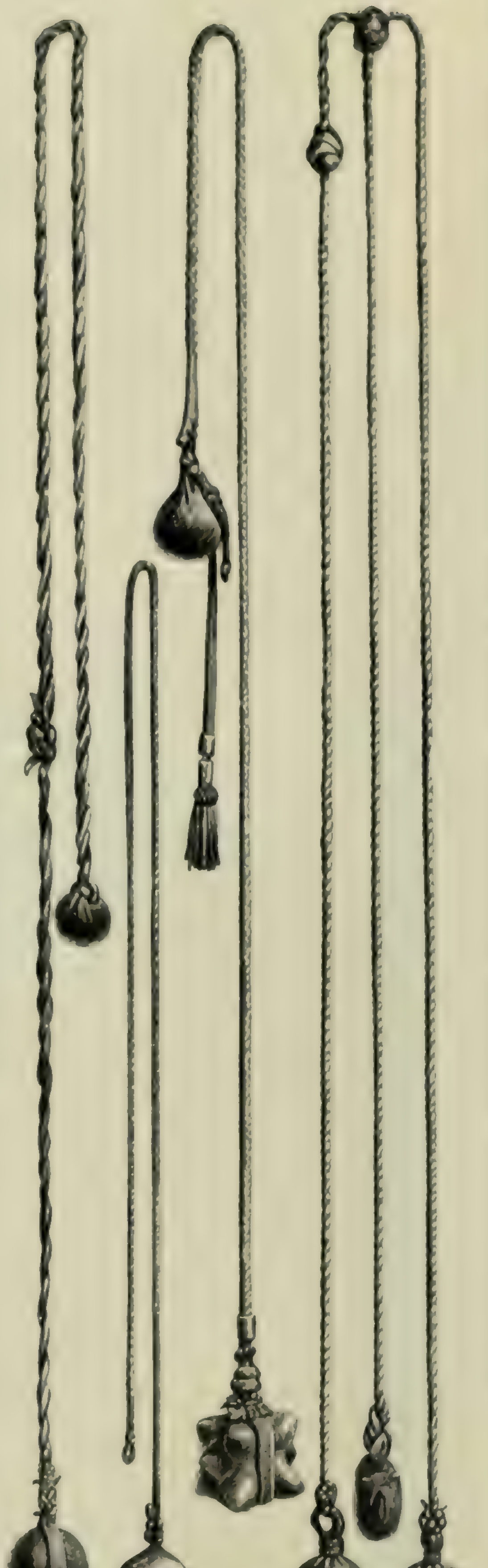
4. Siegestrophäe der Jivaro. (Zu S. 49.)



1. Feuerländische Waffen und Werkzeuge aus Knochen.
(Zu S. 55.)



2. Patagonisches Schmuck- und Reitzeug. (Zu S. 52.)
a Sattel, b Pferdegebiß, c und d Sporen, e Bola, f und g Ohrschmuck.
(Nach Wood.)



3. Bolas (Wurfkugeln) der Patagonier.
(Zu S. 52, 118.)



1. Nordauſtralier, Monarddiſtrikt. (Zu S. 2, 58.)



2. Nordauſtralierin, Workiſſtamm. (Zu S. 58.)



3. Südauſtralierin, Moroyaſtamm. (Zu S. 58.)



4. Südauſtralier, Moroyaſtamm. (Zu S. 2, 58.)



5. Tasmanierin. (Zu S. 58.)



6. Eingeborner von Deutſch-Neuguinea. (Zu S. 61.)



7. Fidſchihäuptling. (Zu S. 61, 64, 125.)



8. Fidſchimädchen. (Zu S. 61.)



9. Anachoreter von Taling. (Zu S. 61.)



10. Tongormädchen, Neukaledonien. (Zu S. 61.)



11. Mann von Utuan, Duke of York. (Zu S. 61.)



12. Neubritannier. (Zu S. 61, 125.)



1. Australier am Windschirm. (Zu S. 59, 124.)



2. Australier beim Fischespeeren. (Zu S. 58.)
Nach Photographie von Kerry.



1. Rindenzeichnung. (Zu S. 60, 129.)



3. Jagdszene. (Zu S. 60, 129.) Zeichnung australischer Eingeborener.



4. Korroboritanz. (Zu S. 60, 129.) Eingeborenenzeichnung.



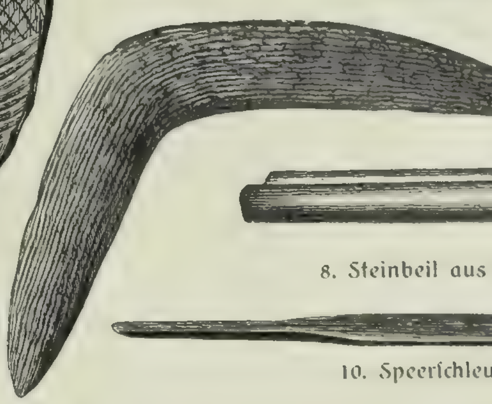
6. Seelenholz. (Zu S. 60.)



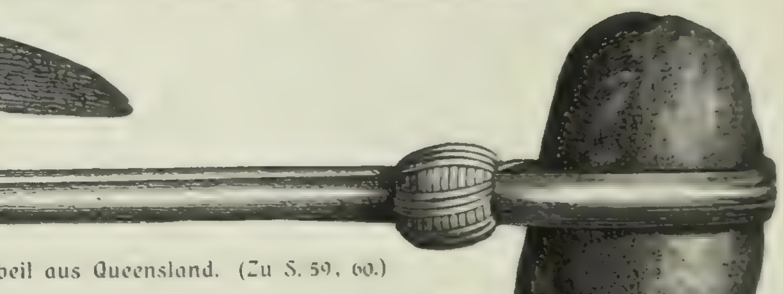
2. Schwirrbrett. (Zu S. 60.)



5. Korroboritanz. (Zu S. 59, 60.) Nach Photographie.



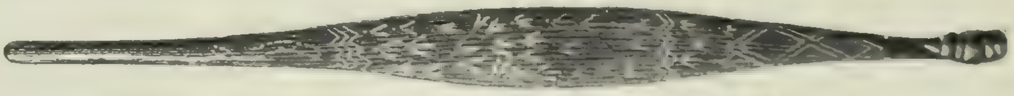
7. Bumerang. (Zu S. 59.)



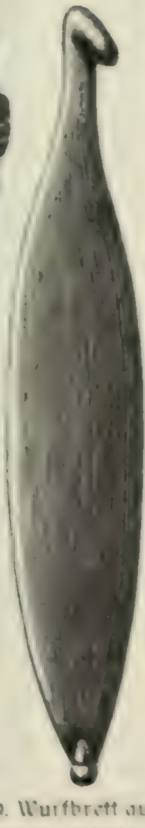
8. Steinbeil aus Queensland. (Zu S. 59, 60.)



10. Speerschleuder. (Zu S. 59.)



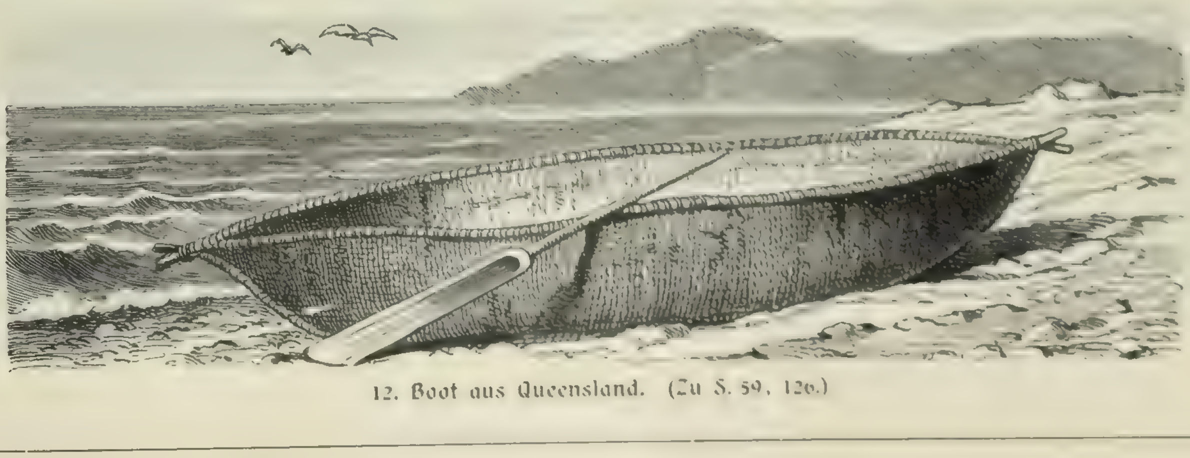
11. Wurfbrett aus Südaustralien. (Zu S. 59.)



9. Wurfbrett aus Westaustralien. (Zu S. 59.)



13. Steinbeil. (Zu S. 59, 60.)



12. Boot aus Queensland. (Zu S. 59, 126.)



1. Mädchen von Gragat bei Friedrich-Wilhelms-Hafen, Kaiser-Wilhelms-Land. (Zu S. 61.)



2. Papua vom Huongolf, Kaiser-Wilhelms-Land. (Zu S. 2, 61, 123.) Nach B. Hagen („Unter den Papuas").



1. Bogenſchütze von Bogadjim, Aſtrolabebai.
(Zu S. 61.)

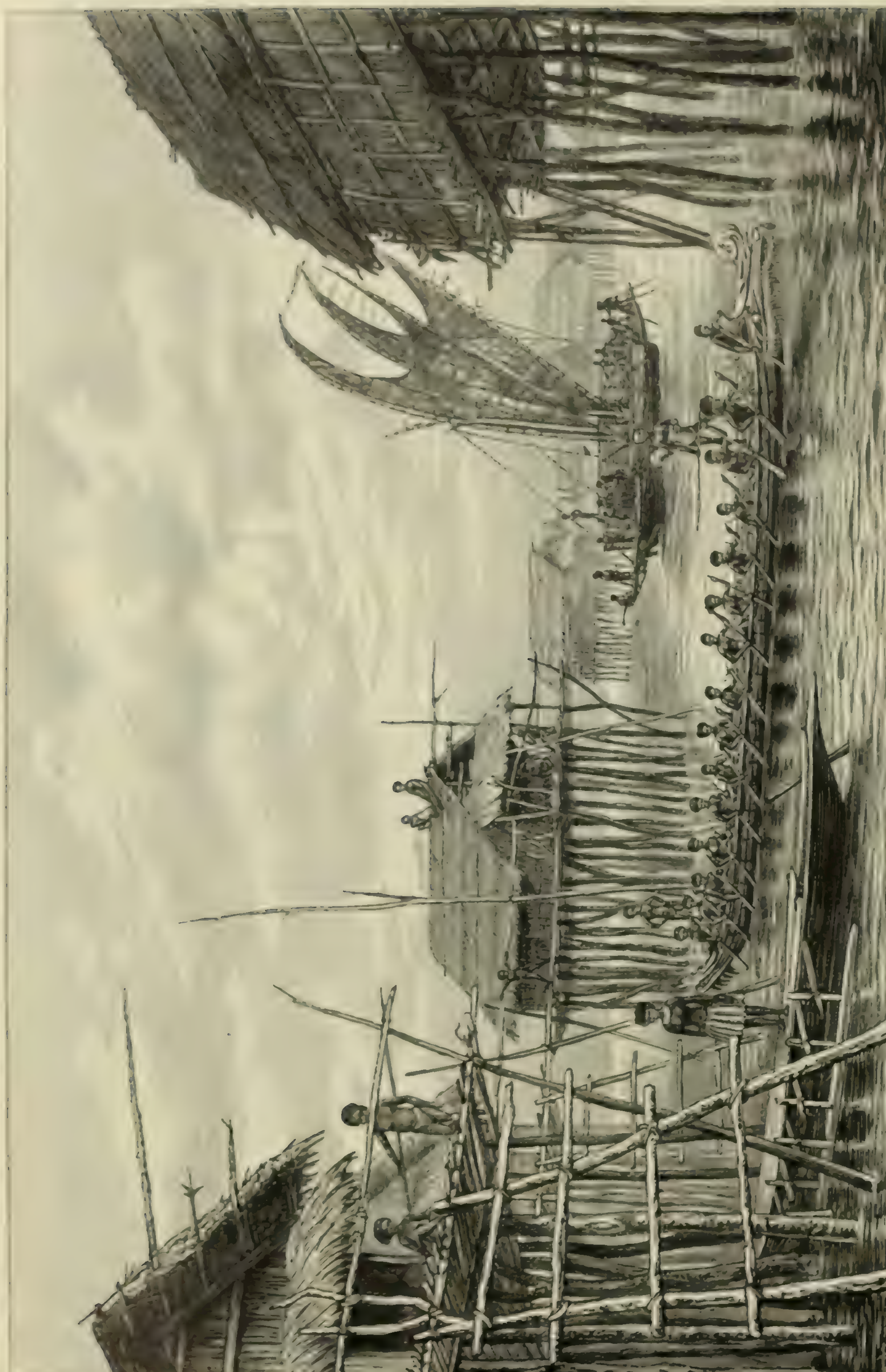


2. Mekeomann vom Papuagolf.
(Zu S. 61.)



3. Männer aus Kaiſer-Wilhelms-Land. (Zu S. 61, 122.)

Nach Photographie von Popp.



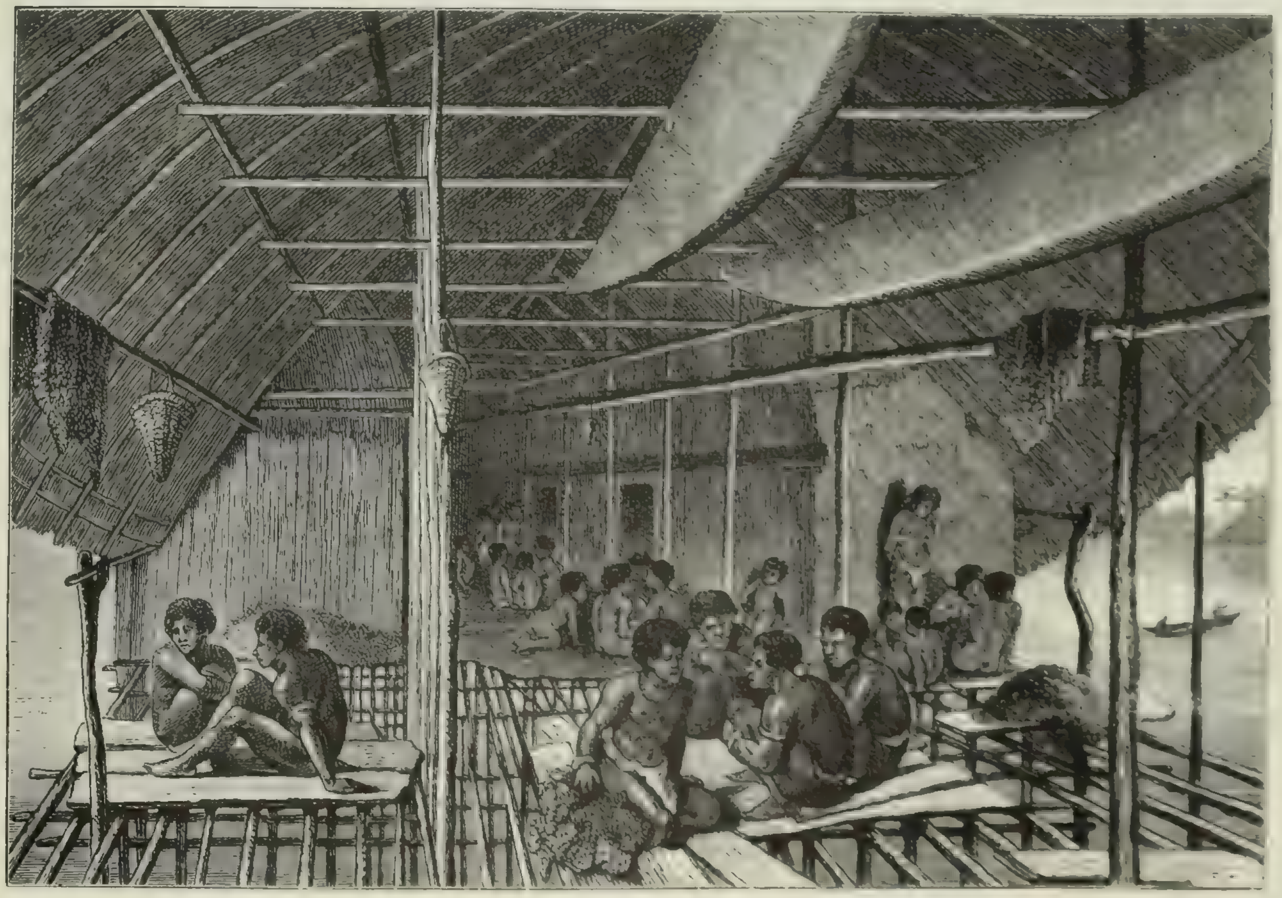
Ein Pfahldorf in West-Neuguinea. Nach Originalzeichnung von R. Semon.

(Zu S. 61.)



1. Ein Haus im Arfakdorfe Memiwa.

(Zu S. 61.)



2. Das Innere eines Männerhauses in Korido.

(Zu S. 61.)

Aus Melanesien



1. Töpferei in Port Moresby, Neuguinea. Nach W. G. Lawes.

(Zu S. 61, 62.)



2. Markt in Ralum auf der Gazellehalbinsel, Neupommern.

(Zu S. 62.)



1. Ein Mann von Neupommern. (Zu S. 62.)



3. Tempelaufſatz aus Neumecklenburg aus Muſcheln und Einſiedlerkrebſen, eine menſchliche Geſtalt darſtellend. (Zu S. 62.)



2. Tabuhaus in Tumbo (Kaiſer-Wilhelms-Land). (Zu S. 71.)



4. Maske v. Dallmannhafen, Kaiſer-Wilhelms-Land. (Zu S. 62.)



5. Maske von Neumecklenburg. (Zu S. 62.)



1. Fischerkanu von der Gazellehalbinsel, Neupommern. (Zu S. 63. 67.)



2. Maskenträger von Neupommern. (Zu S. 62.)



3. Dukduk-Tänzer von Neupommern. (Zu S. 63.) Nach O. Finsch.



4. Musikinstrument Nunut von Nord-Neumecklenburg. (Zu S. 63.)



1. Eingeborene aus dem Innern von Bougainville (Salomonen). (Zu S. 62. 65.)
Nach Rechinger („Streifzüge in Deutsch-Neuguinea").



2. Kriegskanu von den Hermitinseln. (Zu S. 65. 67.)

Polynesisch-mikronesische Völker



1. [illegible] von Samoa. (Zu S. 67, 68.)



2. Tahiti-Mann. (Zu S. 67.)



3. Mädchen von Tahiti. (Zu S. 67, 125.)



4. [illegible] (Zu S. 67, 125.)



5. Maori. (Zu S. 67, 70.)



6. Hervey-Insulaner. (Zu S. 67.)



7. Tonganerin. (Zu S. 67, 125.)



8. Mann von Ponape. (Zu S. 67, 71.)



9. Frau von Ponape. (Zu S. 67, 71.)



10. [illegible] (Zu S. 67.)



11. Häuptling von Ruk. (Zu S. 67, 71.)



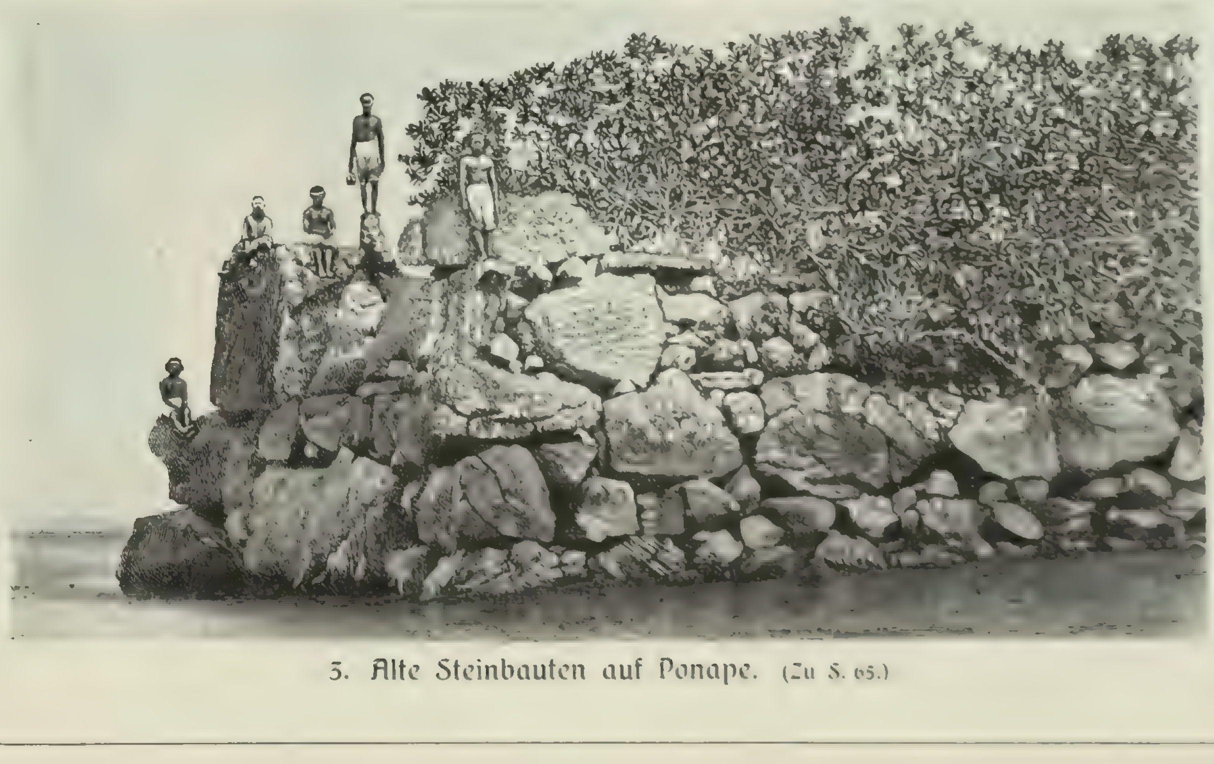
12. Mädchen von Ruk. (Zu S. 67, 71.)



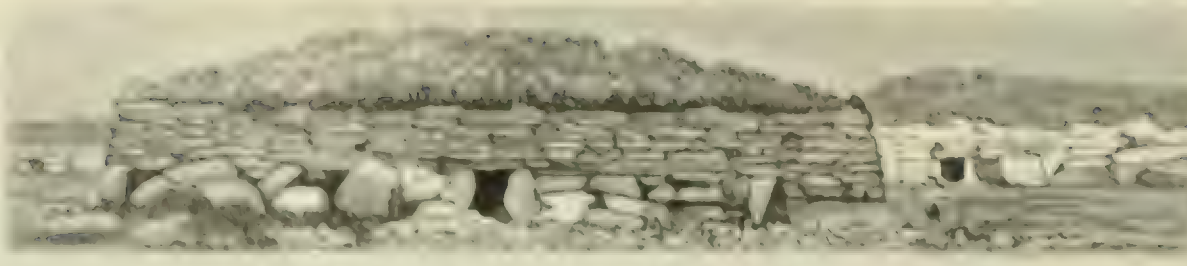
1. Die Küste der Osterinsel mit steinernen Bildsäulen. (Zu S. 65.)



2. Alte Bauten auf Tinian. (Zu S. 65, 66, 72.)



3. Alte Steinbauten auf Ponape. (Zu S. 65.)



1. Altes Steinhaus von Orongo, Osterinsel. (Zu S. 65.)



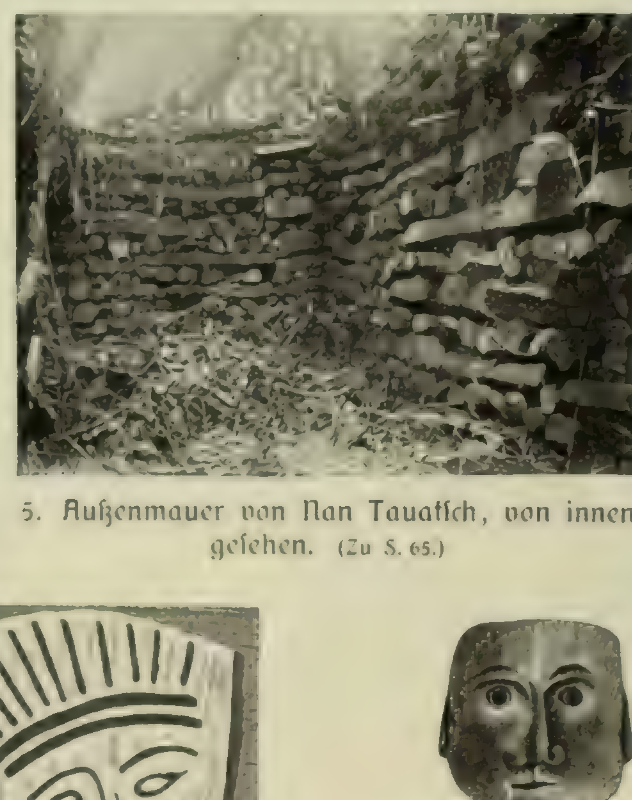
2. Altes Schnitzwerk aus Neuseeland, Feuerpflüger darstellend. (Zu S. 66, 115.)



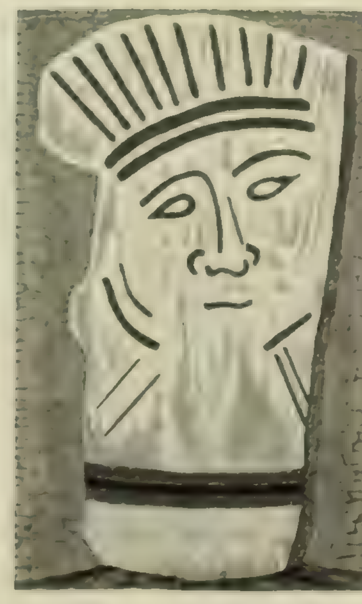
3. Alte Europäerskulptur von Oahu. (Zu S. 66.)



4. Alter Wandpfeiler von Neuseeland. (Zu S. 66.)



5. Außenmauer von Nan Tauatsch, von innen gesehen. (Zu S. 65.)



6. Wandmalerei, Osterinsel. (Zu S. 65.)



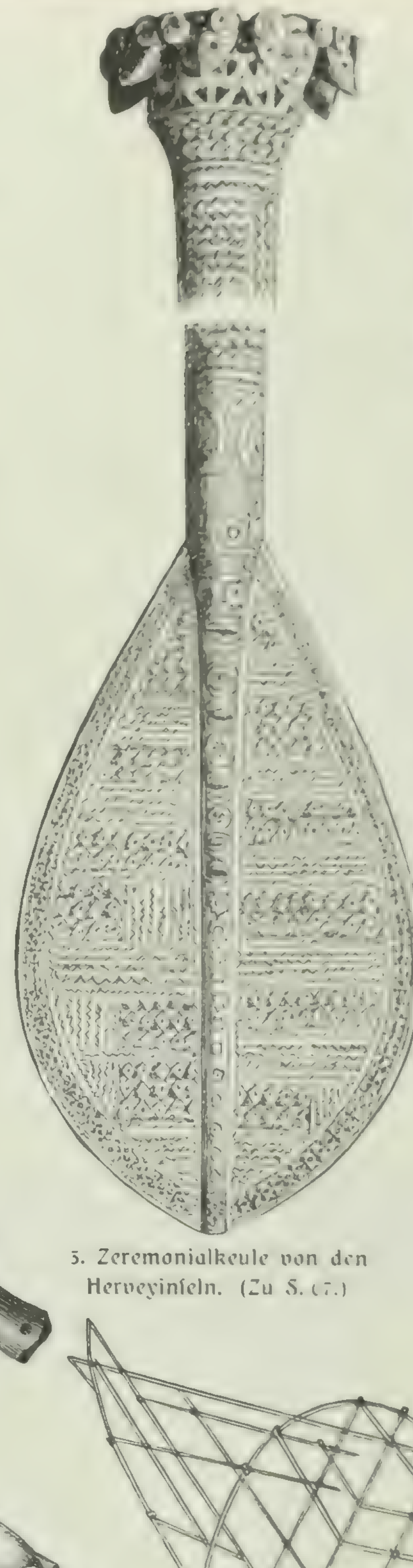
7. Steinfigur, Osterinsel. (Zu S. 65.)



1. Idol von Tahiti. (Zu S. 68.)



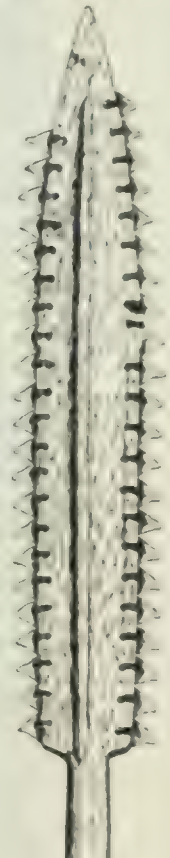
2. Götzenbild von der Osterinsel. (Zu S. 68.)



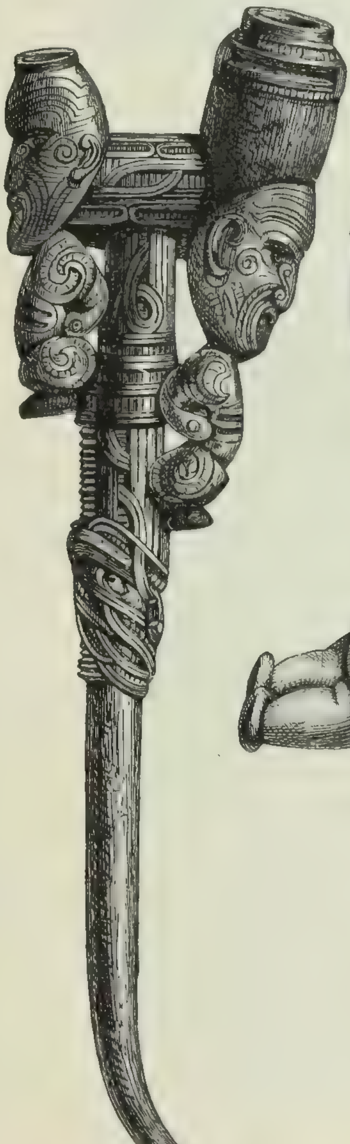
3. Zeremonialkeule von den Herveyinseln. (Zu S. 67.)



4. Kopf einer Keule von den Markesasinseln. (Zu S. 67.)



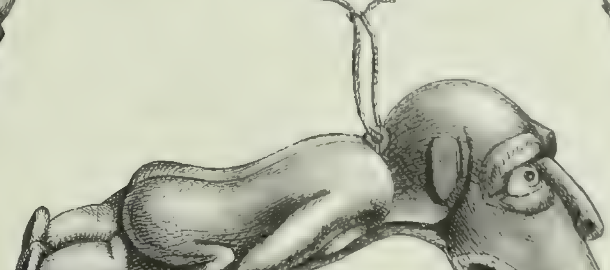
9. Schwertmesser mit Haizahnbesatz, Gilbertinseln. (Zu S. 71.)



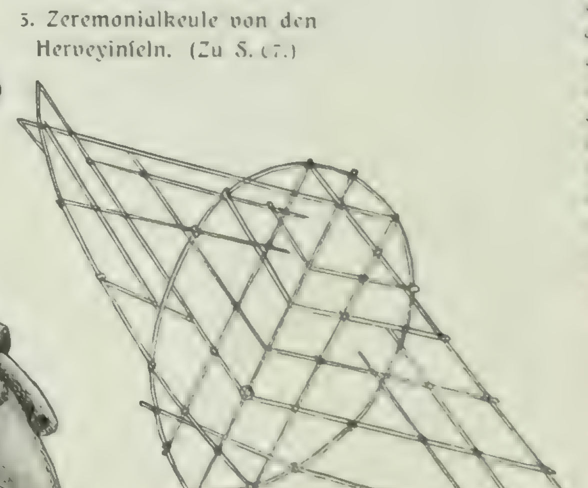
5. Tabakspfeife von Neuseeland. (Zu S. 70.)



6. Ostpolynesisches Steinbeil.



7. Fischidol, Osterinsel. (Zu S. 68.)



8. Seekarte von den Marshallinseln. (Zu S. 67.)



10. Türsturz (Korupe) aus einem alten Hause in Neuseeland. (Zu S. 70.)



1. Ein ehemaliger Tempelhof des Königs von Hawaii. (Zu S. 70.)

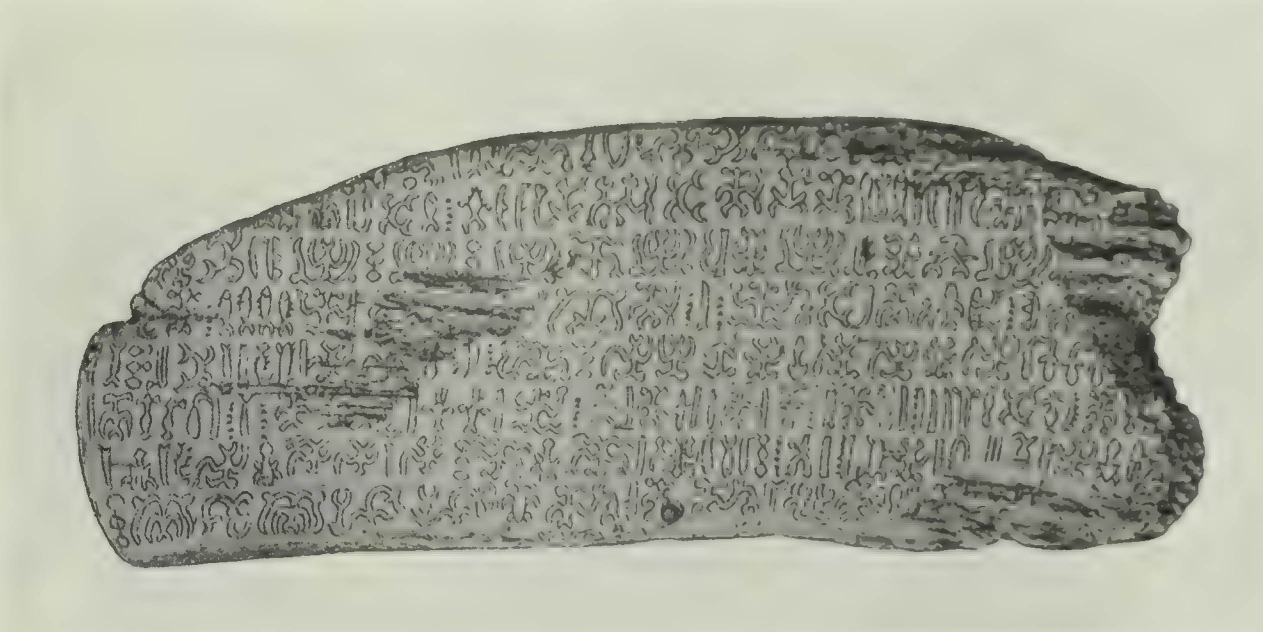


2. Götzenbild und Eingeborenentrommel auf Ambrym, Neue Hebriden. (Zu S. 63.)

(Aus A. Baeßler, „Südseebilder“.)



1. Fischkonserve aus Massilia an der westlichen Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, Neuguinea. (Zu S. 67.)



2. Schrifttafel von der Osterinsel. (Zu S. 69.)



3. Häuptlingshaus auf den Fidschi-Inseln. (Zu S. 64.)



1. Ein Geharnischter von den Gilbertinseln.
(Zu S. [illegible])



2. Erinnerung an einen Menschenschmaus in Fidschi. (Zu S. 64.)



3. Pangolospielerin von Neupommern.
(Zu S. 63.)



4. Tätowierungswerkzeuge der Tonganer. (Zu S. 69.)



1. Häuptlingshaus auf der Insel Koror (Palau-Inseln). (Zu S. 71.)
Nach Photographie von G. Riemer.



2. Samoanischer Häuptling. (Zu S. 68.)
Nach Photographie von G. Riemer.



3. Junge Karolinerinnen. (Zu S. 71, 123.) Nach Photographie von F. Dwucet.



1. Auslegerboot von Friedrich-Wilhelms-Hafen (Neuguinea). (Zu S. 67.)
Nach Photographie von Popp.



2. Knaben von Tanapag auf Saipan (Marianen) beim Ballspiel. (Zu S. 72.)
Nach Photographie von F. Doucet.



1. Schillukjüngling. (Zu S. 73, 100, 123.)



2. Dinkajüngling. (Zu S. 73, 100.)



3. Frau von Porto Nuovo. (Zu S. 73.)



4. Fullahmädchen. (Zu S. 73, 93.)



5. Tambermamann. (Zu S. 73, 98.)



6. Sudanneger aus Bamum. (Zu S. 73, 93.)



7. Ama-ngqika-Kaffer. (Zu S. 72, 82.)



8. Dschaggamädchen. (Zu S. 72, 84.)



9. Loangonegerin. (Zu S. 72, 91.)



10. Duala-Mädchen aus Kamerun. (Zu S. 72, 93.)



11. Pygmäin. (Zu S. 72, 88.)



12. Frau aus Lunda. (Zu S. 72, 89.)



1. [illegible] (Zu S. [illegible])



2. Beduine (Araber). (Zu S. [illegible])



3. Berberin aus Biskra. (Zu S. 102.)



4. [illegible] (Zu S. 73, 101.)



5. Somalifrau vom Stamme der Habr Toldjale. (Zu S. 73, 101.)



6. Ruandamädchen. (Zu S. 73, 84, 87, 123.)



7. [illegible] (Zu S. 72, 73, [illegible])



8. Buschmannfrau. (Zu S. 72, 77.)



9. Mukamba. (Zu S. 84.)



10. [illegible] (Zu S. 75.)



11. Sakalavenmädchen. (Zu S. 75, 123.)



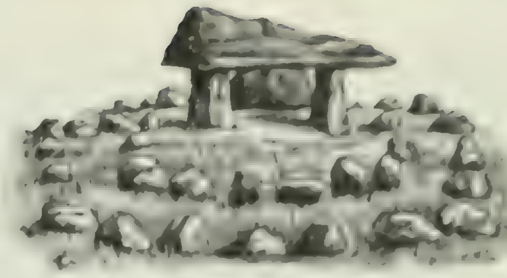
12. Massaijüngling. (Zu S. 73, 87, 123.)



1. Dolmen, Algerien. (Zu S. 75.)



3. Monolith von einer Steinsetzung, Algerien. (Zu S. 75.)



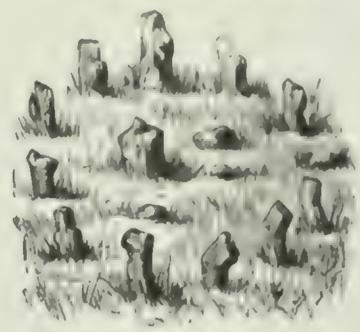
2. Dolmen, Algerien. (Zu S. 75.)



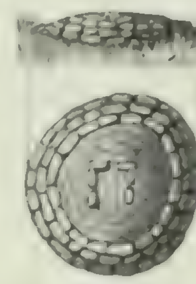
8. Trilith, Kyrenaika. (Zu S. 75.)



6. Grabbau (Schuscha), Algerien. (Zu S. 75.)



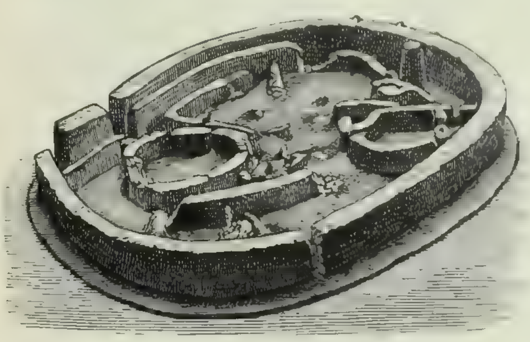
4. Steinsetzung, Algerien. (Zu S. 75.)



5. Grabbau (Bazina), Algerien. (Zu S. 75.)



9. Trilith, Tripolitanien. (Zu S. 75.)



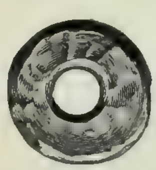
11. Rundbau, Simbabye. (Zu S. 75, 76.)



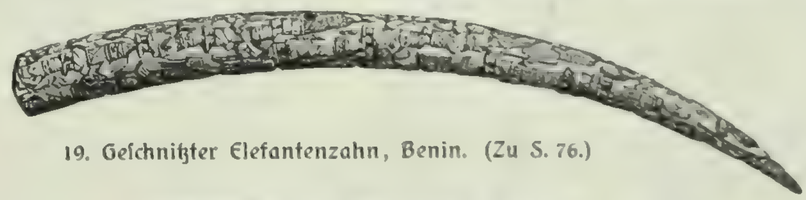
10. Simbabye, Gesamtansicht. (Zu S. 75.)



18. Aggriperlen. (Zu S. 76, 110.)



14. Steinring, Süd- und Ostafrika. (Zu S. 76, 77.)



19. Geschnitzter Elefantenzahn, Benin. (Zu S. 76.)



16. Steinbeil, Sahara. (Zu S. 76.)



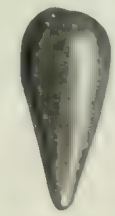
12. Skulptur aus Simbabye. (Zu S. 75.)



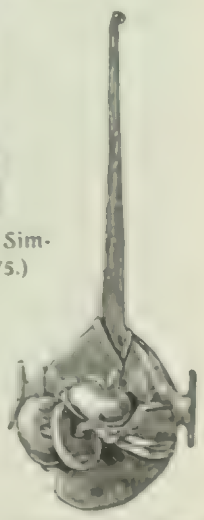
13. Holzschüssel von Simbabye. (Zu S. 75.)



21. Bronzeplatte, Benin. (Zu S. 76.)



17. Steinbeil, Monbuttu. (Zu S. 76.)



15. Steinringe auf Eisenblech, Utipa. (Zu S. 76.)



20. Bronzener Flügelkopf, Benin. (Zu S. 76.)



7. Steinkammergrab, Algerien, Tunis. (Zu S. 75.)



1. Mbala, ein Sommerdorf der Mate im Kunenegebiet. (Zu S. 79.) Nach Photographie von Fr. Seiner.



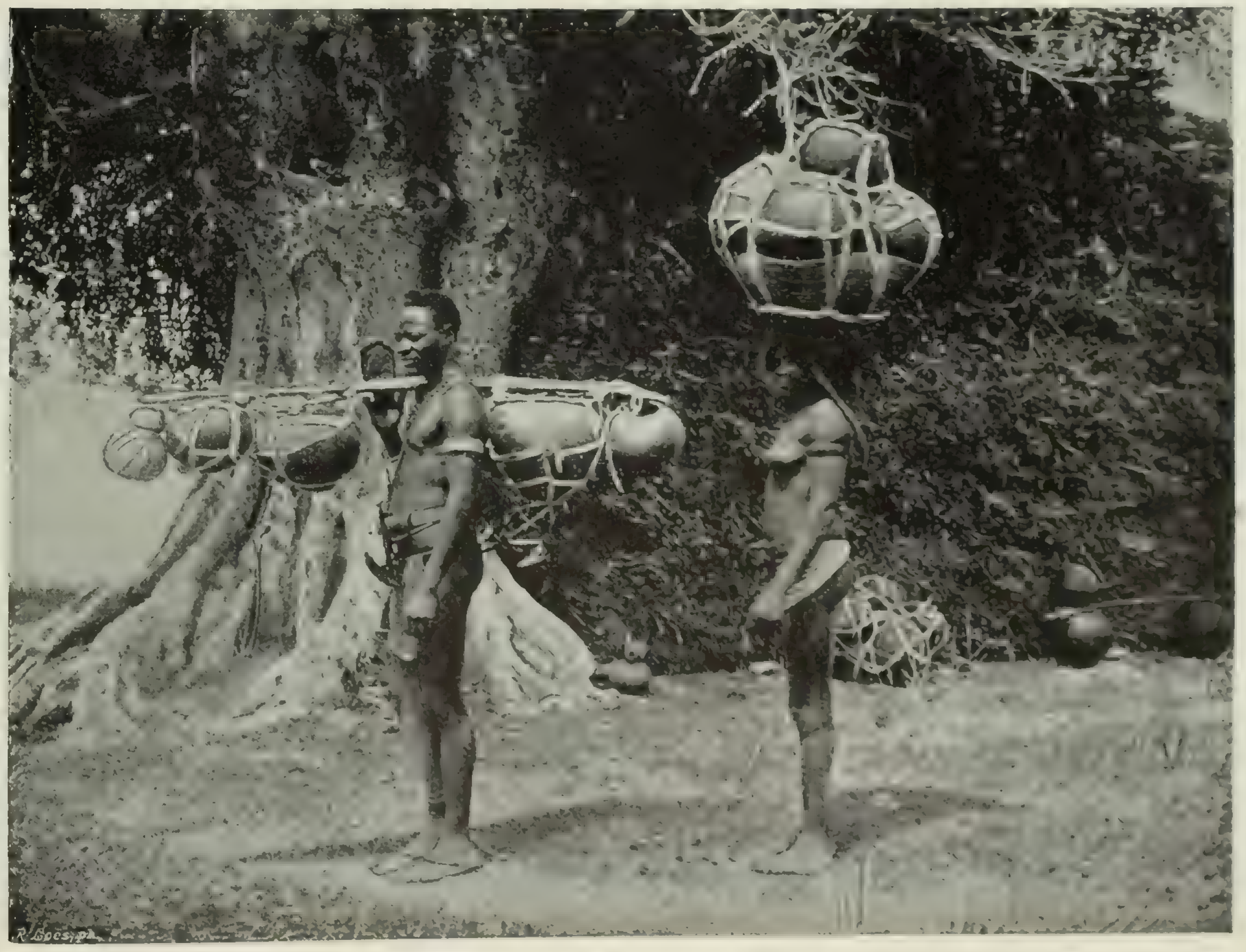
2. Ein Hereroweib (Zu S. 80. 123.)



3. Ein Mambukuschu, zum Tanze geschmückt. (Zu S. 79.) Nach Photographie von Fr. Seiner.



1. Frauentracht in Olukonda im Ambolande. (Zu S. 81, 123.)
Nach Photographie von F. Lange.



2. Topfhändler im Ambolande. (Zu S. 81.)
Nach Photographie von R. Loes.



1. Sulukrieger des Führers Tetelika in vollem Kriegsschmuck. (Zu S. 82.)



2. Skelett einer Suluhütte. (Zu S. 82.)



1. Baïma-(Wahuma-)Häuptlinge aus Mpororó. (Zu S. 84, 88.)
Nach Photographie von M. Weiß.



2. Suahelifrau. (Zu S. 84, 85.)
Nach Photographie des Deutschen Kolonialhauses, Berlin.



3. Makondemädchen mit Ohrenscheiben und Lippenpflock (Pelele).
(Zu S. 85, 122, 123.) Nach Photographie von K. Weule.



4. Wambugufrau mit Eisenschmuck.
(Zu S. 85.)



1. Wandorobbodorf in der Massaisteppe. (Zu S. 84, 85.)
Nach Photographie von M. Weiß.



2. Mgogo-Mann. (Zu S. 84, 85, 122, 123.)
Nach Photographie von F. Fülleborn.



3. Massai-Mann. (Zu S. 85, 87, 122.)
Nach Photographie von F. v. Luschan.



1. Walumbwadorf. (Zu S. 84, 85, 86.)



2. Tanzende Wanjaruanda. (Zu S. 88.)



1. Wamahaſſi-Dorf bei Bulongwa im Livingſtonegebirge. (Zu S. 85.)

Nach Photographie von F. Fülleborn.



2. Makondeweiler. (Zu S. 85.)

Nach Photographie von K Weule.



1. Hochofen beim Sultan Kissilevombo in Mpororo. (Zu S. 87, 114.)
Nach Photographie von M. Weiß.



2. Schmiede in Ankole, Zentralafrika. (Zu S. 87, 114.)
Nach Photographie von M. Weiß.



1. Ein Teil eines Mongwandi-Dorfes bei Abumombazi im Kongogebiet. (Zu S. 88.)
Nach Photographie von Fr. Thonner („Vom Kongo zum Ubangi“, Berlin 1910, Tafel 51).

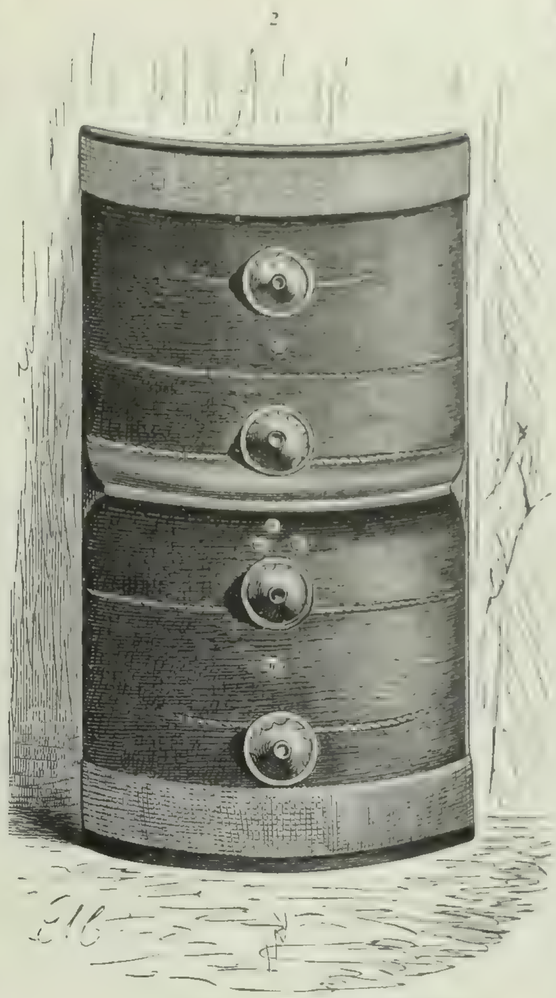


2. Geisterhütte in einem Mongwandi-Dorfe bei Abumombazi im Kongogebiet. (Zu S. 88.)
Nach Photographie von Fr. Thonner („Vom Kongo zum Ubangi“, Berlin 1910, Tafel 51).

1



2



3



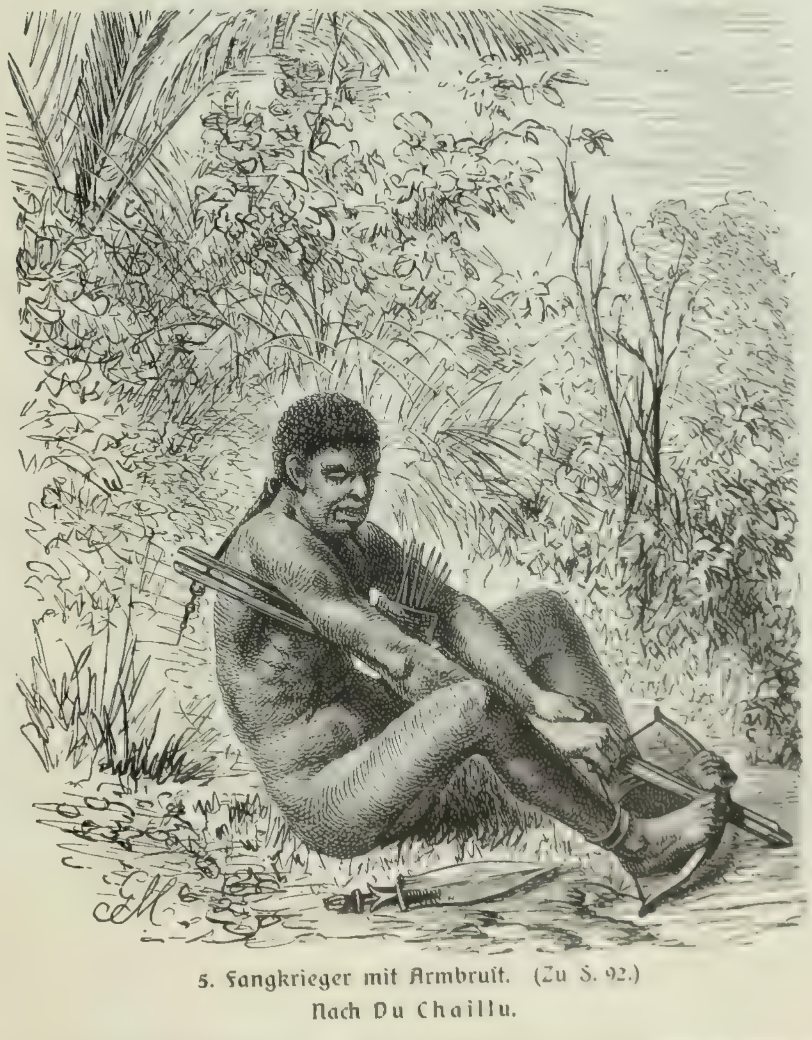


1. Parierschild der Mundu. (Zu S. 100.)

2. Schild der Mangbattu. (Zu S. 100.)

3. Elfenbeintrompete der Mangbattu. (Zu S. 100.)

4. Krieger der Niam-Niam. (Zu S. 100.)



5. Fangkrieger mit Armbrust. (Zu S. 92.)
Nach Du Chaillu.



6. Pygmäenpaar aus Salambongo. (Zu S. 88.)
Nach Czekanowski.



1. Das Wutedorf Ngambe am Kim in Mittelkamerun. (Zu S. 94.)
Nach Photographie von Römilch.



2. Tikarknaben in Mittelkamerun im Festschmuck. (Zu S. 93, 94, 95, 121.)
Nach Photographie von Römilch.



1. Das Dorf Ninong am Weſtfuße der Manenguba-Berge. (Zu S. 94.)



2. Dorfſtraße im Keakaland in Weſtkamerun. (Zu S. 94.)
Nach Photographie von Mansfeld.



1. Garegas Stadt Bali. (Zu S. 93. 94.)



2. Kampfspiele der Wute. (Zu S. 95.)

Nach Photographie von R. Lohmeyer.



1. Der Malam von Banjo im Staatsgewande. (Zu S. 95.)
Nach Photographie von F. Thorbecke.



2. Bogenschießende Wute. (Zu S. 93, 94, 95.)
Nach Photographie von Romisch.



1. Ein Fullahmädchen aus Lere am Mao Kebbi.
(Zu S. 93, 99, 123.)



2. Eine Bornufrau.
(Zu S. 93, 99.)

Nach Photographien von Mohn.



3. Ein Musgugehöft. (Zu S. 94, 123, 124.)
Nach Photographie von Mohn.



1. Ein Dorf der Eweneger in Südtogo, mit töpfernden Frauen. (Zu S. 98.)
Nach Photographie von R. Lohmeyer.



2. Eine Burg der Tamberma in Nordosttogo. (Zu S. 98.)
Nach Photographie von L. Frobenius.



1. Eisenhochofen in Bangjeli (Nordtogo). (Zu S. 98, 114.)
Nach Photographie von Fr. Hupfeld.



2. Das Gehöft eines Häuptlings in der Landschaft Dako (Nordtogo). (Zu S. 98.)
Nach Photographie von Fr. Hupfeld.



1. Eine Marktszene in Dako (Nordtogo). (Zu S. 98, 109.)
Nach Photographie von Fr. Hupfeld.



2. Markt in Assahun in Südtogo. (Zu S. 98, 109.)
Nach Photographie von Fr. Hupfeld.



1. Eine Dinkahütte. (Zu S. 100.)



2. Ein Schillukhaus. (Zu S. 100.)

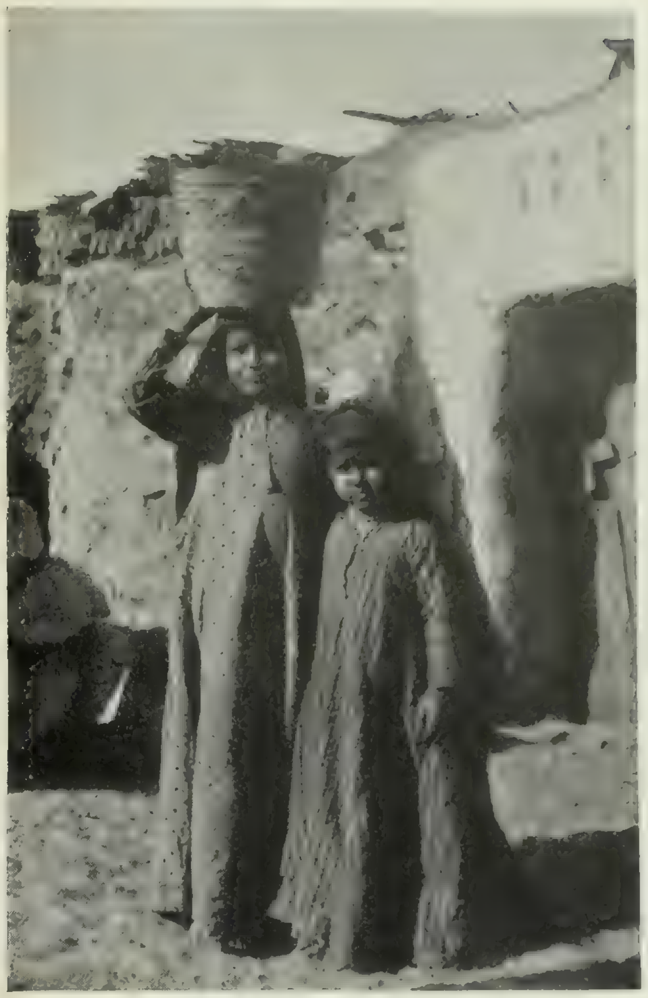


3. Der Stadtgötze Legba in Südtogo. (Zu S. 99.)



4. Ein Götterstein in Südtogo. (Zu S. 99.)

Nach Photographien von Spieß.



1. Fellachische Mädchen. (Zu S. 102.)



2. Fellachinnen in Kairo. (Zu S. 102.)



3. Eine Wakambafrau beim Mehlreiben. (Zu S. 86, 106.)



4. Wakambafrauen beim Maisstoßen. (Zu S. 86, 106.)

Nach Photographien von Hofmann.



1. Eine ägyptische Sakije (Schöpfrad mit Göpelwerk). (Zu S. 102.)



2. Ein Wagogo-Tembendorf an der ostafrikanischen Zentralbahn. (Zu S. 85.)
Nach Photographie von Fr. Hupfeld.



1. Betsimisarakamädchen beim Mattenflechten. (Zu S. 105, 112.)

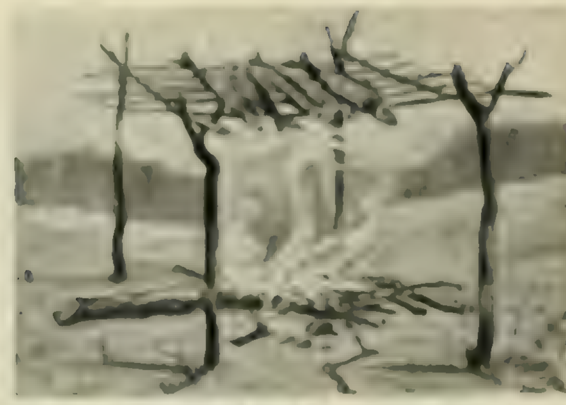


2. Ein Gelbgießer aus dem Süden Deutsch-Ostafrikas beim Schmelzen des Metalls. (Zu S. 87, 114.)

(Nach Weule, Negerleben in Ostafrika. Leipzig 1908.)



1. [illegible] bei den Makonde, Ostafrika.



2. Fischbratrost am Rovuma, Ostafrika.



3. [illegible]küche.



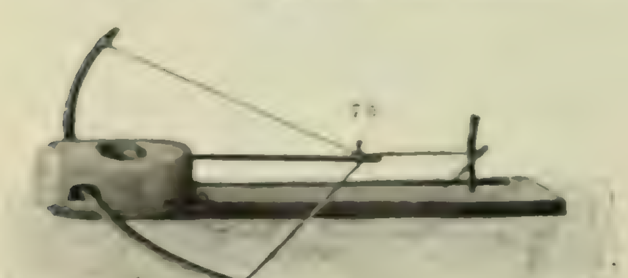
4. Fischzaun virginischer Indianer, Nordamerika.

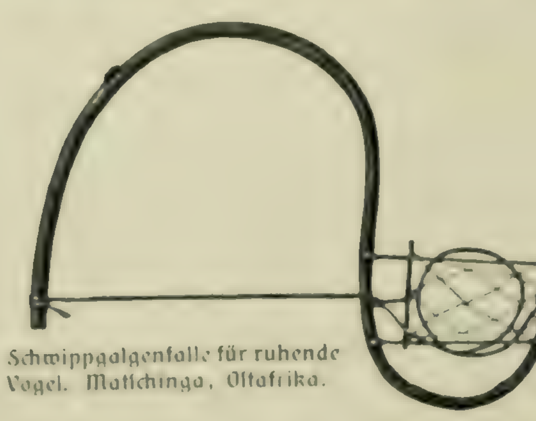


5. Salzbereitung bei Mallassi, Ostafrika.



6. Backofen der Jenissei-Ostjaken, Sibirien.





8. Schwippgalgenfalle für ruhende Vögel. Matschinga, Ostafrika.



7a u. b. [illegible] für kleinere Säuger, [illegible] und Westafrika.



9. Rechen aus Ussandaui, Ostafrika.



10. Netzsackfalle für kleine Säuger, Ostafrika.



11. Kochtopf der Kaffa, Westsudan.

Rauchgeräte

(Zu den Seiten [illegible] und [illegible].)



1. Pfeife aus Bananenrippe. Afrika. Zwergvölker.
2. Pfeife aus Holz und Ton. Monbuttu.
3. Tonpfeife. Niam-Niam.
4. Wasserpfeife. Njassasee.
5. Tonpfeife. Aschanti.
6. Tonpfeife. Loango.
7. Tonpfeife. Fan.
8. Serpentinpfeife, Südafrika.
9. Wasserpfeife. Ostafrika.
10. Hanfpfeife. Südafrika.
11. Uganda.
12. Adamaua.
13. Nordkamerun (Bali).
14. Tonkopf. Nordkamerun (Bali).
15. Hanfpfeife. Ostafrika.
16. Togo.
17. Baluba.
18. Hanfwasserpfeife. Kongo.
19. Pfeife aus Emubein.
20. Kaingua.
21. Kaviagmut. Eskimo.
22. Kaviagmut. Eskimo.
23. Patagonier.
24. Karaya.
25. Payagua am Paraguay.
26. Friedenspfeife der Indianer.
27. Tonpfeife. Moundbuilders.
28. Tonpfeife. Nordwestl. Nordamerika.
29. Baubauraucher. Britisch-Neuguinea.
30. Sandhaufenraucher. Süd- und Ostafrika.

Geld und Wertmesser der Naturvölker

(Zu den Seiten 109–111.)





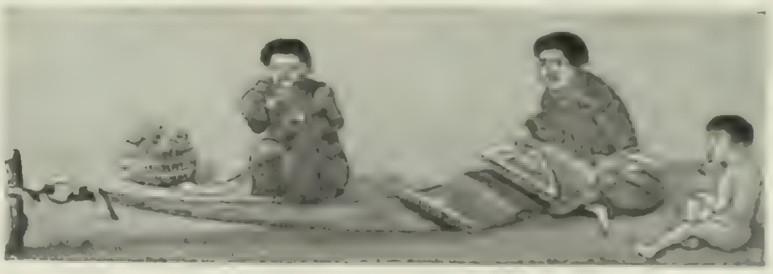
1. Jaoschmied, Ostafrika.



2. Japanische Schmiede.



7. Fellspannendes Eskimoweib.



4. Ainu-Webstuhl, japanische Zeichnung.



5. Herstellung von Steingeräten durch Druck.



6. Makua-Töpferin, Ostafrika. (Ein Scherben dient als Töpferscheibe.)



3. Mattenflechter in Ankole, Afrika.

Zu Fig. 5: b. Druckkomponente nach unten. — c. Druckkomponente zum Einpressen der Druckwerkzeuge in den Stein. — d. Eindruckstelle des Steins in den Knochen. — a. Die durch die vereinigten Druckwirkungen von b u. c abgesprengte Lamelle.



8. Rindenstoffherstellung im Süden von Deutsch-Ostafrika.



9. Steinbohren bei den Zuñi, Nordamerika.

Feuererzeugung der Naturvölker

(Zu den Seiten [illegible])



1. [illegible] (Nach [illegible])





4. Feuererzeugung bei den Gauchos der Pampas. (Nach der Beschreibung bei Tylor.)



2. [illegible] Feuererzeugung.

3. Feuerbohren in Afrika.



5. Der Strickbohrer.





6. Der Bogenbohrer. a u. b Bohrmütze, a von der Seite, b von unten.



7. Der Pumpenbohrer.

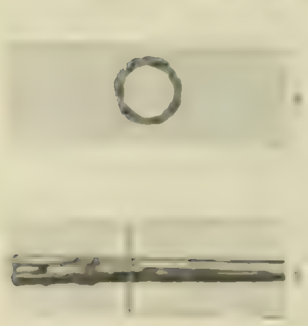


8. Feuerpflug auf Samoa.



10. Chinesisches Schlagfeuerzeug. a Behälter für b u. c, Stein und Zunder, auch Träger des Stahls.







9



9. [illegible] (Nach [illegible]) a Rotangarmring, b Sägebock. — 11. Pneumatisches Feuerzeug von Südostasien und Borneo. a Stempel, b unteres Stempelende, c Rohr.



1. Handstein, Steinzeit.
2. Eiserne Schleuderscheibe der Sikhs, Indien.
3. Hammeraxt, Skandinavien.
4. Pareh der Australier.
5 u. 6. Doppeläxte, Schweden.
7. Celt, Steinzeit.
8. Kettenmorgenstern, Mittelalter.
9. Kriegsflegel.
10. Schneidekeule, Marshallinseln.
11. Schneidekeule, Britisch-Neuguinea.
12. Stoßkeule, oberer Nil.
13. Schwertstab, Kupfer- und Bronzezeit.
14 u. 15. Afrikanische Wurfeisen.
16 u. 17. Speerspitzen, Admiralitätsinseln.
18. Schneidekeule, Neuseeland.
19. Keule, Fidschi.
20. Wurfholz, Kaiser-Wilhelms-Land.
21. Verwendung der Speerschleuder, Australien.
22. Amentum der Römer.
23. Parierschild mit Schlagstock, Wanjaturu, Deutsch-Ostafrika.
24. Parierschild der Obernilvölker.
25. Ostafrikanischer Schild, Wassukuma.
26. Zusammengesetzter Bogen.
27. Geflochtener Schild mit hölzerner Handhabe, Kongobecken.
28. Einfacher Bogen.
29. Stabschwert, Massai, Ostafrika.



1. Yao mit Zahnfeilung. Nach Weule.



2. Junger Herero mit Zahnzeichen. Nach L. Schultze.



3. Musgufrau aus Kamerun mit Ziernarben, Nasenflügelstiften, Lippen- u. Ohrenscheiben. Nach Mohn.



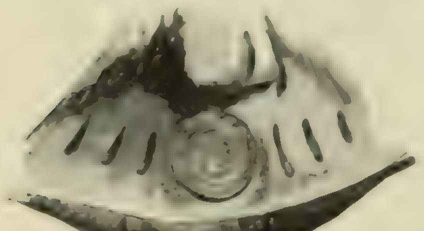
4. Australier vom Barronfluß mit Bemalung und Septumstift. Aufnahme von Kerry.



5. Banamädchen aus Bongor im Tschadseegebiet mit Lippenpflöcken. Nach Mohn.



6. Bakuliamädchen aus dem Schiratibezirk (Ostafrika) mit Ohrenklötzen. Nach Weiß.



7. Oberlippe eines Waboko, Zentralafrika.



8. Deformierter Awarenschädel.



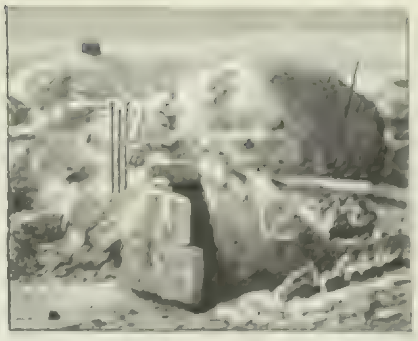
9. Makondefrau aus Ostafrika mit Ziernarben und Lippenscheibe (Pelele). Nach Weule.



10. Bangala aus dem Kongostaat mit Narbentätowierung.



1. Waganda-Hütte. (S. 85.)



2. Schneehütte der Eskimo. (Nach Amundsen.)



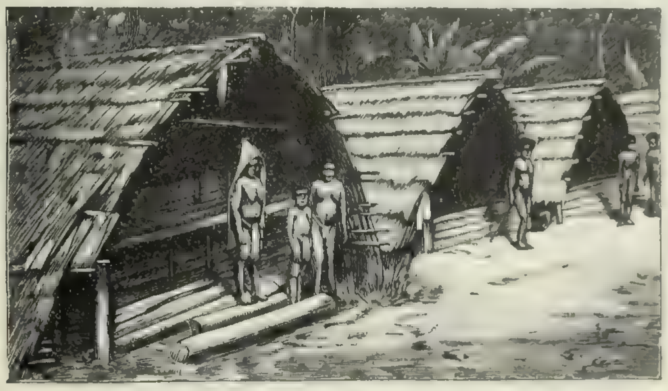
3. Haus in Jauri, Haussaland.



4. Tehueltschen-Zelt. (S. 52.)



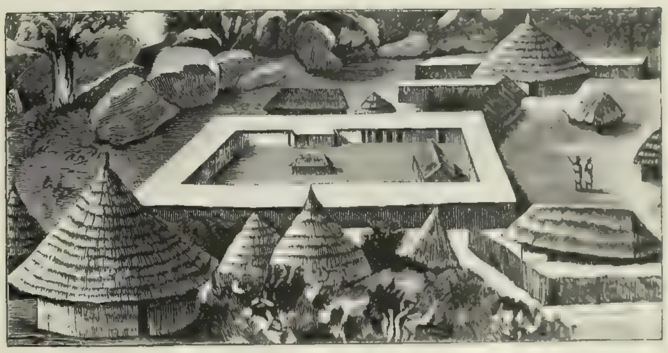
5. Hütten der Nabuqua-Indianer (Brasilien).



6. Hütten auf Buka, Salomoninseln.



7. Zelt der Omaha-Indianer.



8. Tembe, Rund- und Langhütten in Deutsch-Ostafrika.



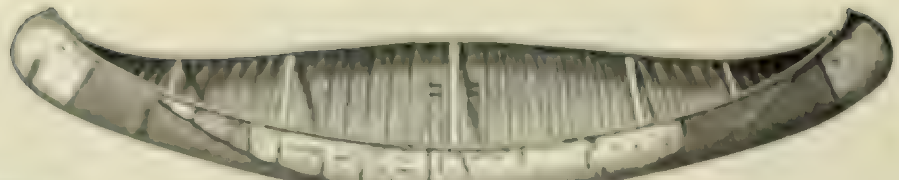
10. Männer- und Gemeindehaus in Dore, Neuguinea. (S. 61.)



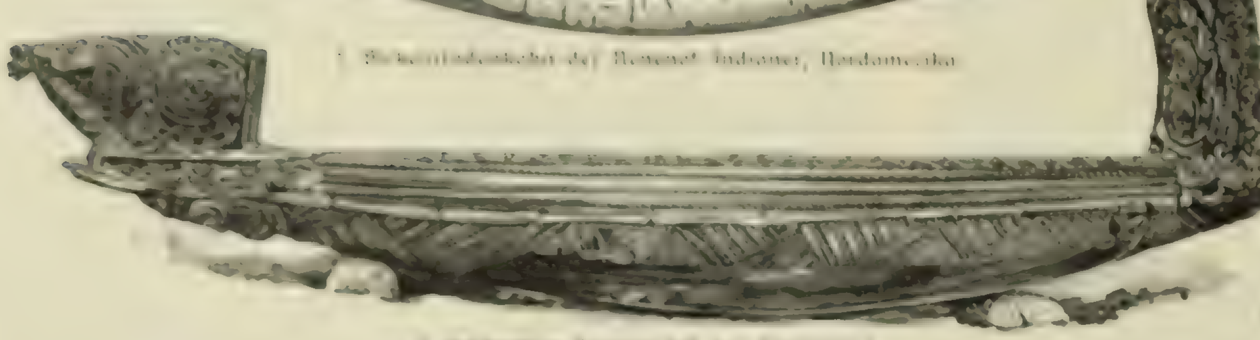
9. Baumhaus, Neuguinea. (S. 61.)

Schiffsfahrzeuge der Naturvölker

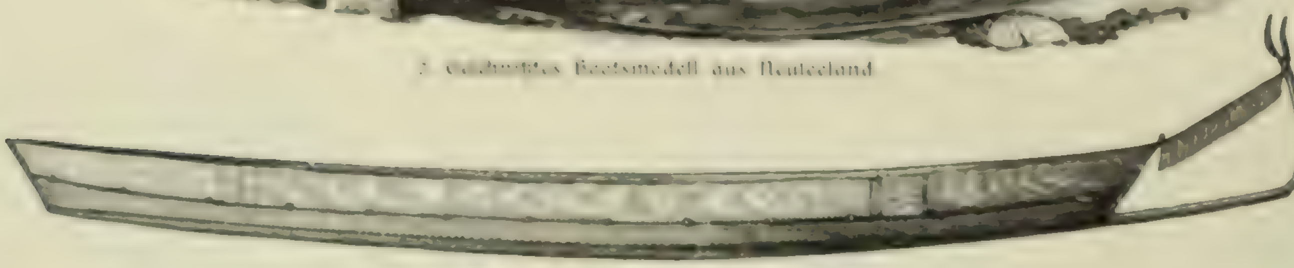
(Zu dem Artikel ...)



1. Birkenrindenkahn der Menomoni-Indianer, Nordamerika.



2. Geschnitztes Bootsmodell aus Neuseeland.



3. Boot der Waganda, Ostafrika.



4. Doppelboot von den Fidschiinseln.



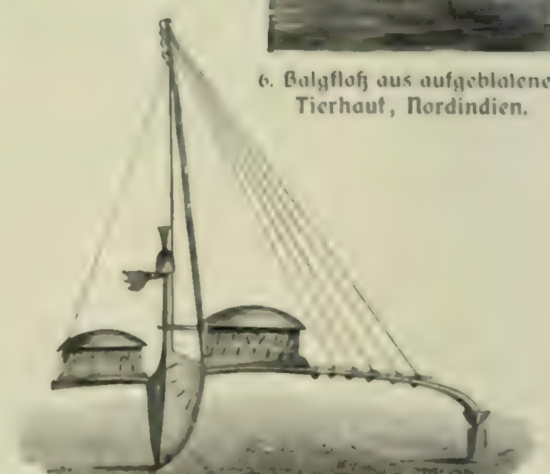
5. Ambatschfloß vom obern Nil.



6. Balgfloß aus aufgeblasener Tierhaut, Nordindien.



7. Boot von den Molukken.



8. Auslegerboot von den Marshallinseln.



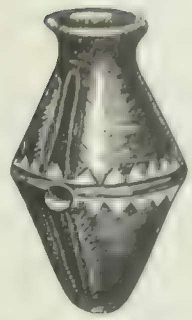
9. Ein Kajak der Eskimo. (S. 34.)



10. Baumwurzel als Fahrzeug, Neuguinea.



1. Sprechtrommel der Duala, Kamerun.



2. Signalflöte aus Ton, Rio Apaparis, Südamerika.



3. Signalapparat für Krieg und Jagd, Togo.



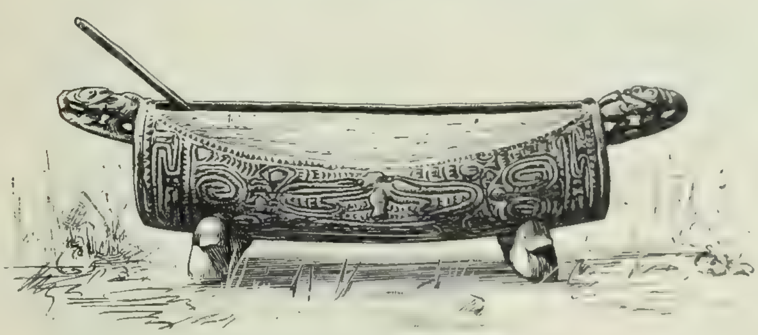
4. Bogen der Madi, Zentralafrika, mit Signaltrömmelchen.



5. Dorfpauke, Neue Hebriden.



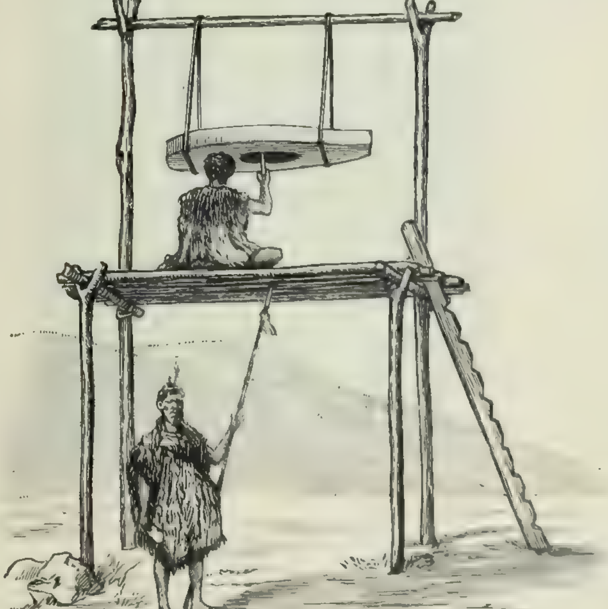
6. Signaltrommel der Tukano, Südamerika.



7. Signalpauke, Deutsch-Neuguinea.



8. „Kirchenglocke“, Philippinen.



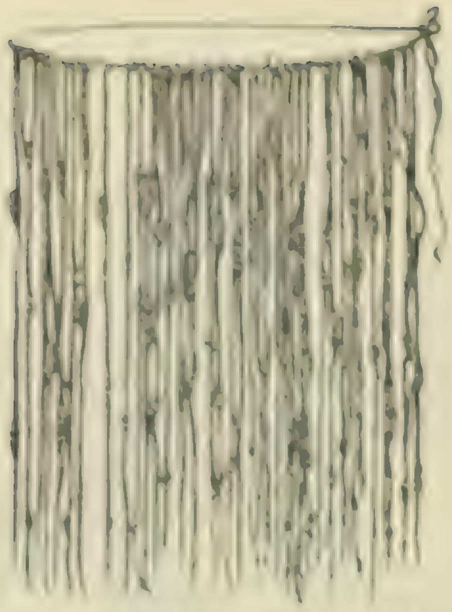
9. Kriegspauke, Neuseeland.



10. Signalflöte, Togo.



11. Schlitztrommel, Kongobecken



1. Altperuanisches „Quipu“. (S. 56.)



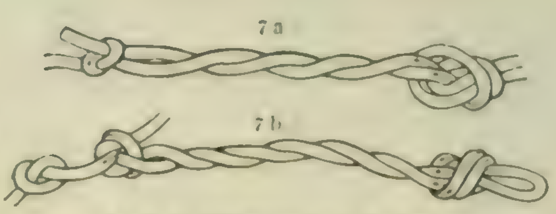
2. Knotenschnur. Ostafrika.



3–5. Botenstäbe. Australien. (S. 60.)



6. Battakischer Brandbrief.



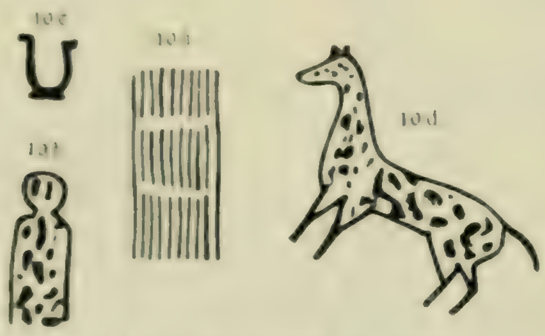
7 a u. b. Bäckerknoten, Baden.



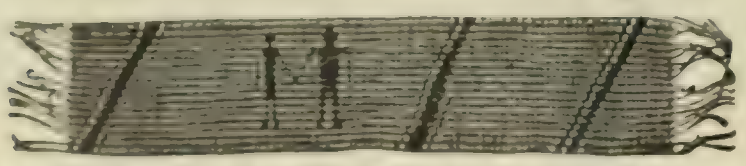
8 a u. b. Zeichen nordamerikanischer Indianer: a Ich bin nicht weit gegangen, b ich bin 5 Tage abwesend.



9. „Schutzzeichen“ für [illegible], Dakota.



10 a bis d. Bilderschrift der Dakota, Nordamerika.



11. Wampumgürtel, 1682 William Penn von den Leni-Lenape überreicht.



12. Kerbholz. Ostjaken.



13. Signal nordamerikanischer Indianer: Wer seid Ihr? Antwort: Pahnie.



14. Eskimo, einander Walfische signalisierend (Eskimozeichnung).



1. Speerornamente, Salomoninseln.



3. Maske der Mehinaku, Brasilien.



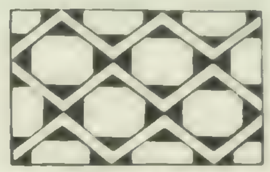
4. Tierornament von [illegible]



11. Austral. Rindenzeichnung, Grabtafel.



2. Fledermausmuster, Auetö, Brasilien.



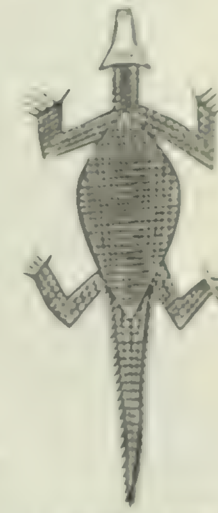
6. Fischmuster der Aueto.



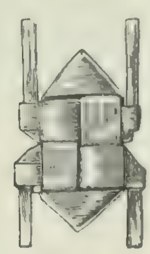
5. Antilope, Buschmannzeichnung



7. Krieger, Britisch-Neuguinea. Eingeborenenzeichnung.



8. Eidechse, Kerbornament [illegible]



9. Kröte, Flechtwerk, Nabuqua, Brasilien.



10. Australier, Wild anbirschend, Eingeborenenzeichnung.



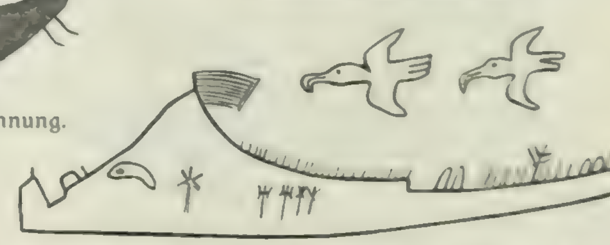
13. Bild der Orka, eines Seeungeheuers, Nordwest-Nordamerika.



12. Tapir und Hund, Bororozeichnung.



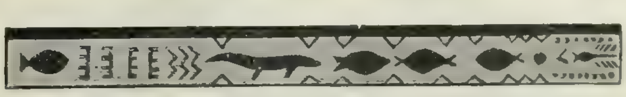
15. Dajakzeichnung, Borneo.



16. Die Insel Mer in der Torresstraße, Zeichnung eines Melanesiers.



14. Kasuar, Papuazeichnung.



17. Balken von einem Gemeindehaus auf Ruk, Karolinen.



18. Mandiokaholz, Mehinaku, Brasilien.



24. Holzbildnis, Nordwest-Nordamerika.



19. Nashorn, Buschmannzeichnung.



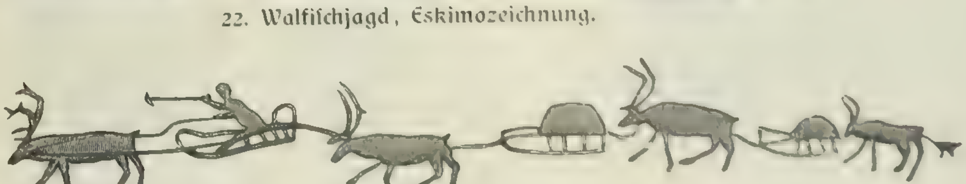
20. Symbolisches Seelenfahrzeug der Dajak.



21. Abbildung des Hundsfisches, Nordwest-Nordamerika.



22. Walfischjagd, Eskimozeichnung.



23. Renntierkarawane, Tschuktschenzeichnung.

Spiele und Spielzeug der Naturvölker

(Zu den Seiten [illegible] und [illegible])



1. Bido bido-Spiel. Neuguinea.



2. Fußball aus Rotang. Borneo.



3. Ballspiel Tlachtli in mexikanischer Darstellung.



a 4. Spiel toitoi. Britisch-Neuguinea. b



7



5. Spiel Make gegelaki. Neuguinea.



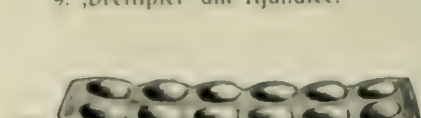
6. Ballspiel der Menomini-Indianer; 7. Ballkeule.



9. ‚Brettspiel‘ am Njassasee.



8. Tanz zwischen Reisstampfern. Borneo.



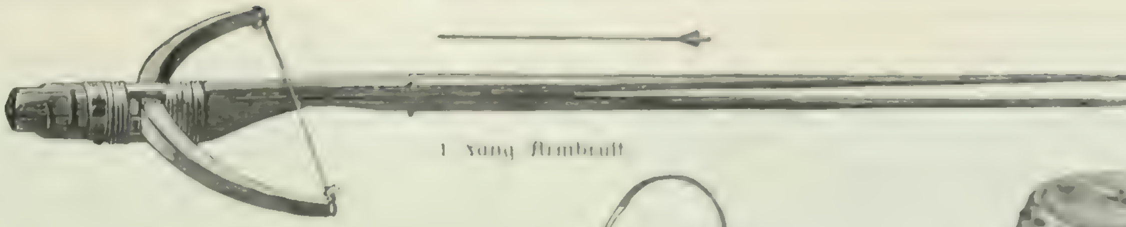
11. Spielbrett (Mankale). Philippinen.



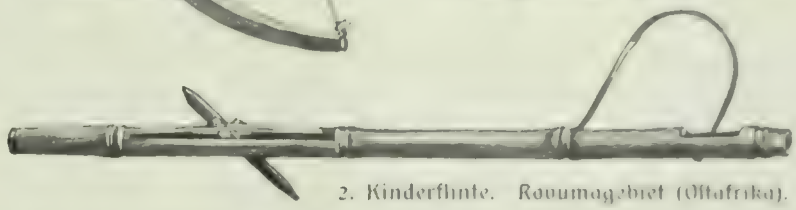
10. [illegible]-Spiel der Zuñi. Nordamerika.



12. Geschnitzte Spielmarken der Jaunde. Kamerun.



1. Yang Armbrust



2. Kinderflinte. Rovumagebiet (Ostafrika).





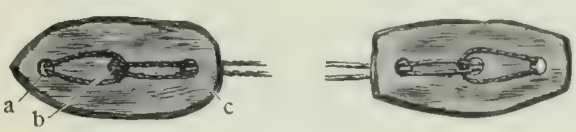
3. Fadenspiel Taktuk, das Renntier darstellend. Netchillik-Eskimo.



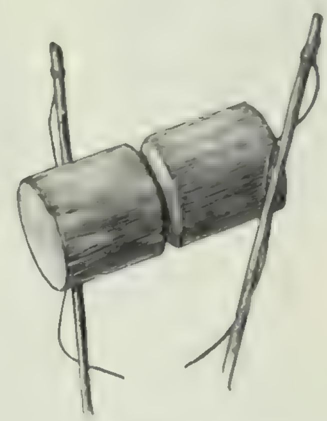


4 u. 5. Kreisel.

6. ‚Natura', Waldteufel



7. Geduldspiel ‚Ikifundo'. Warundi.



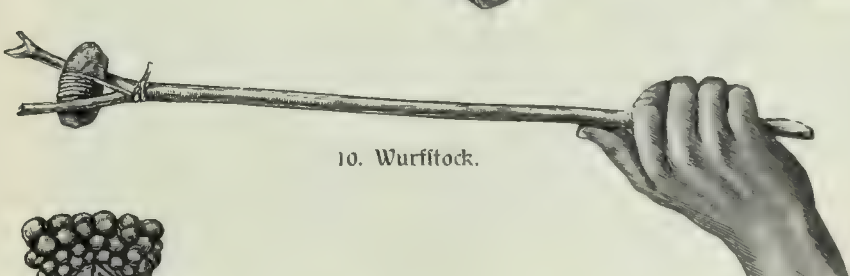


8. Telephon.

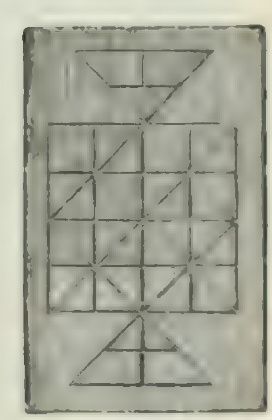
9. Diabolo.
4–10. Deutsch-Ostafrika.



11. Kinderfloten. Tukano Sudamerika.



10. Wurfstock.



16. Riman-Riman-Spiel Malaien.



12. Tonpuppe. Madagaskar.





15. Buckelrind. Madagaskar.



14. Puppe. Haussa.



17. Knarre ‚toape'. Tukano



18. Doppelflinte. Karaya, Brasilien.



19. Puppe (Suahelifrau). Wanjassa.

13. Schlangenspiel ‚Pino'. Tukano.



20. Brummkreisel. Jao.



1. Lappenbaum der Karagassen, Sibirien. (S. 7.)



2. Schamane der Sojoten, Sibirien. (S. 7.)



3. [illegible], Westafrika. (S. 92.)



4. Geisterfloß Henmai von den Nikobaren.



5. Menschenopfer in Altmexiko. (S. 44.)



1. Geistertanz der Siouxindianer.



2. Ahnenfigur von den Salomoninseln.



3. Na-Kopah, Geisterwohnung auf Kar Nikobar.



4. Mehlopfer am Rovuma.



5. Ahnenfigur von Hatzfeldthafen Kaiser-Wilhelms-Land.



6. Katschin-Opferplatz, Hinterindien.



7. Idol von den Nikobaren.

Totenbestattung bei den Naturvölkern

(Zu Seite [illegible])



1. Grab der [illegible], Nordborneo.



2. Kindermumie, Inseln der Torresstraße.



3. Baumbegräbnis der Indianer, Nebraska.



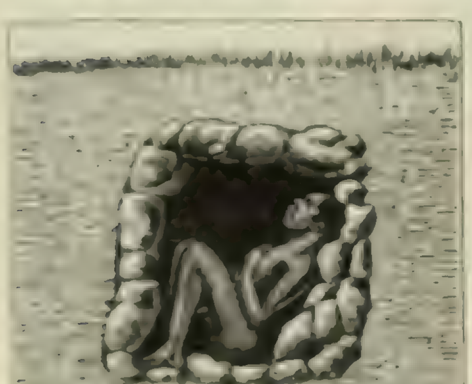
4. Grabstätte auf den Nikobaren.



5. Grabpfosten der Sioux.



6. Begräbnisplatz in Tahiti.



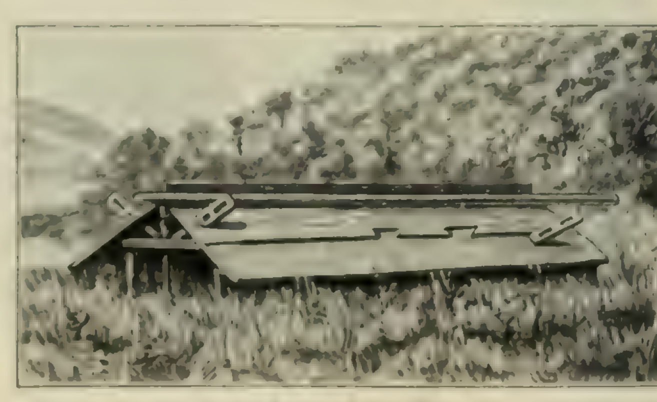
7. Grab eines [illegible], Südafrika.



8. Radscha Dindas Familienbegräbnis, Borneo.



9. [illegible] bei den [illegible], Oregon.



10. Grabmal der Ainu.


VERBREITUNG DER MENSCHENRASSEN
VOR DEM EINDRINGEN DER EUROPAER IN DIE FREMDEN ERDTEILE
Von Prof. Dr K. Weule.
Weiße Rasse:
Arier (Indoeuropaer)
Armenier, Kurden, Iranier, Inder
Semiten, Araber, Abessinier z.T.
Hamiten, Guanchen, Berber, Tuareg, Fulbe, Galla, Somal, Wahuma, Massai
Basken.
Kaukasusvölker
Kartwelier
Gelbe Rasse:
Uralaltaier
Finnen
Nordasiaten
Eigentliche Mongolen
Japaner, Koreaner.
Chinesen.
Hinterindier, Tibeter.
Turkvölker
Malaien
Amerikaner.
Eskimo.
Schwarze Rasse:
Sudanneger.
Bantuneger
Helle Südafrikaner
Australier
Dunkle Völker Ozeaniens.
GRÖNLAND
STILLER
OZEAN
ATLANTISCHER OZEAN
INDISCHER
OZEAN
STILLER
OZEAN
Spitzbergen
Island
Irland
Alaska
Hudson Bai
Baffin Bai
Neu Fundland
Neu Schottland
Hawaii
Azoren
Madeira
Kap Verde
Golf v. Guinea
St. Helena
Kapstadt
Tristan da Cunha
Falkland
Feuerland
Bombay
Ceylon
Sumatra
Celebes
Formosa
Hainan
Arabisches M.
Neu Amsterdam
Tasmanien
Neu Seeland
Mikronesien
Karolinen
Polynesien
Paumotu
Ochotskisches Meer
Sachalin
Neusibirische I.
Taimyr-H.I.
Nord-Kap
Bibliographisches Institut, Leipzig